1-10

John Carter Brown
Library
Brown University

The John Carter Brown Library
Brown University
Purchased from the
Louisa D. Sharpe Metcalf Fund

Des

Herrn Düport du Tertre

Geschichte

der sowohl alten als neuern

Verschwörungen, Meutereyen

und

merkwürdigen Revolutionen.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

BIBLIOTHEK

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn und Gampert.
1764.

Vorrede.

Es erscheinet hiermit der Anfang eines Werkes, dessen Fortsetzung nicht unterbrochen werden soll. Die sechs ersten Theile werden die berüchtigsten **Verschwörungen** und **Meutereyen** enthalten, und in denen vier letztern will ich die merkwürdigsten **Revolutionen** erzählen, die der Welt eine andere Gestalt gegeben haben. Dieses ganze Werk soll also aus zehen Theilen a) bestehen.

a) Da der Tod dem Herrn **Düport du Tertre** nicht mehr als acht Theile zu liefern erlaubt hat, so hat Herr **Desormeaux** die versproche-

Vorrede.

Ich hatte anfänglich Willens, der chronologischen Ordnung zu folgen, und habe nach diesem Plane ein Stück des ersten Theils ausgearbeitet. Da ich es aber für besser hielt, alle Verschwörungen, die zu einerley Lande gehören, zusammen zu nehmen, so habe ich mein System verändert. Bey der Verschwörung des **Sabinus** wider den **Vespasianus** habe ich den Anfang gemachet, und alles, was die römische Geschichte, des orientalischen Reichs sowohl als des occidentalischen, enthält, habe ich sogleich darauf folgen lassen. Der zweyte Theil trägt alle Verschwörungen in Deutschland und den nordischen Ländern vor. Spanien, Portugall, Italien und Frankreich machen den Inhalt des dritten aus.

Man

ne Zahl voll gemacht, und noch zween hinzu gethan. Die Leser haben dabey nichts verlohren, da uns Herr Desormeaux schon durch seine Geschichte von Spanien gezeigt hat, daß er ein eben so gründlicher als angenehmer Schriftsteller sey.

Vorrede.

Man suche in diesem Werke keine sonderbaren Anecdoten, die von andern Schriftstellern übergangen worden. Meine Absicht ist gewesen, alle Verschwörungen, die in verschiedenen historischen Werken zerstreuet vorkommen, zusammen zu nehmen. Die Materialien dieses Werks sind da und dort zusammen gelesen, und ich habe ihnen nur die Gestalt gegeben. Man fodert von einem Geschichtschreiber nicht, Schöpfer zu seyn, aber wohl, daß er die Quellen, aus denen er schöpft, genau untersuche; und in diesem Stücke bin ich sehr sorgfältig gewesen.

Es ist aber noch nicht genung Materialien zu haben, wenn man ein Gebäude aufführen will; man muß auch wissen Hand anzulegen. Ich schmeichle mir darüber nicht zu viel: wenn ich aber gute Muster vor mir gehabt habe, so habe ich ihnen so ähnlich zu werden gesucht, als es mir möglich gewesen ist.

Vorrede.

Die Verschwörung des Philotas und des Catilina werden mit Recht als zwey vortreffliche Stücke der Geschichte angesehen. Curtius und Sallustius waren Schriftsteller vom ersten Range. Eine wörtliche Uebersetzung würde die Schönheiten ihrer Werke nur unvollkommen vorstellen; ich habe daher mehr ihr Nachahmer als ihr Abschreiber zu seyn gesucht.

Einige unserer berühmten Schriftsteller haben gleichfalls einige einzelne Verschwörungen beschrieben, und das ist es, was mich am meisten in Verlegenheit gesetzet hat. Ich bin mehr als einmal in die Versuchung gerathen, ihre Schriften der meinigen ganz einzuverleiben. Endlich aber habe ich mich entschlossen, die Verschwörungen zu Venedig und in Portugall unter einer neuen Gestalt vorzutragen. Da ich aber nicht die lächerliche Eitelkeit habe, mich einem Saint-Real und Vertot gleich zu schätzen, so ha-

be ich mir ihre Arbeiten bey der meinigen fleißig zu Nutze gemacht. Ohne sie abzuschreiben, außer in gewissen Stellen, habe ich mir alles zugeeignet, was sie vorzügliches hatten. Um meine allgemeine Geschichte nicht allzu weitläuftig zu machen, habe ich einige einzelne Umstände bey ihnen ausgelassen, und nur das behalten, was zur Verschönerung meines Werkes beytragen konnte. Die Verschwörungen der Pazzi und des Rienzi haben mich weniger in Verlegenheit gesetzet, ob sie gleich auch von berühmten Geschichtschreibern abgehandelt sind. Der Herr le Noble hat sich in der erstern zu lange bey den Liebeshändeln des **Julians de Medicis** aufgehalten. Seine Geschichte bekömmt dadurch die Gestalt eines Romans, und die Hauptsache wird, so zu sagen, von dieser Episode verschlungen. Die Verschwörung des **Rienzi** ist auch nicht kurz genung beschrieben, und man könnte gar leicht den ganzen dicken Band des P.

du Cerceau auf hundert Seiten bringen, ohne etwas erhebliches auszulassen. Sarrazin hatte die Verschwörung des Wallenstein angefangen; er ward aber damit nicht fertig, und ich weiß nicht, ob es für uns ein großes Unglück ist. Ob es gleich diesem Manne nicht am Witze fehlte, so scheint mir doch seine Schreibart nicht angenehm zu seyn. In Ansehung der Verschwörung des Fiesque vom Cardinal de Retz habe ich alles Starke, was man in diesem Werke antrifft, zu behalten, und dagegen die Nachläßigkeiten desselben zu vermeiden gesucht. Dieß sind die berühmten Verschwörungen alle, von denen wir besondere Beschreibungen haben. Ich wünsche, daß man mir nicht den Vorwurf mache, als ob ich unsere besten Schriftsteller verunstaltet hätte, indem ich ihre Werke gewisser maaßen umgearbeitet habe.

Man hat eine sehr ausführliche und lange Beschreibung von allem, was sich wäh-

rend der letzten Staatsveränderung in Persien zugetragen hat. Herr **Freron** hat aus dieser langweiligen Erzählung einen sehr angenehmen Auszug gemacht. Ich habe ihn von Wort zu Worte nachgeschrieben, und noch einige Umstände hinzu gethan, die man in der **Vergleichung des Alexanders und des Thamas-Kouli-Kan** findet. Ich habe gleichfalls alles, was sich vor dem berühmten Thamas in Persien zugetragen, nach sehr sichern Nachrichten geschrieben. Man kann sich, wie ich glaube, auf die Richtigkeit meiner Erzählung verlassen.

Nach-

Nachschrift
des Uebersezers.

Der Herr Verfasser zeigt noch in einem kurzen Paragraphen seine Bekümmerniß wegen des Schicksals seines Werkes. Wir sind darüber weniger zweifelhaft, da es nicht mit dem ersten oder zweyten Theile sogleich ins Stecken gerathen, sondern selbst unter seinen Händen bis auf acht Bände angewachsen ist, und da es Herr **Deformeaux** der Fortsezung oder vielmehr der Ergänzung gewürdiget hat. Deutschen Lesern wird eine deutsche Uebersezung um so viel mehr angenehm seyn, da der Inhalt desselben auf alle Weise merkwürdig, die Schreibart ungekünstelt, und einem deutlichen historischen Vortrage gemäß ist. Der zweyte Theil wird künftige Ostermesse ans Licht treten, und bis zum Ende des ganzen Werkes auf diese Weise fortgefahren werden.

Inhalt

Inhalt
der
Verschwörungen
in diesem Theile.

Einleitung S. 1

Verschwörung des medischen Statthalters Arbaces wider den König der Assyrer Sardanapal 3

Verschwörung des Philotas wider Alexandern den Großen 8

Verschwörung des Catilina wider die römische Republik 43

Verschwörung des Cinna wider den Kayser Augustus 80

Verschwörung des Antipaters wider den Herodes 90

Verschwörung des Sejanus wider den Tiberius 118

Verschwö-

Inhalt.

Verschwörung des Sabinus wider den Vespasianus 145

Verschwörung des Phocas wider den Mauritius 155

Verschwörung der Ajesha wider den Ali 166

Verschwörung Michaels des Stammlers wider Leo den Armenier 182

Verschwörung des Alexis Comnenus wider den Nicephorus Botaniates 190

Verschwörung des Andronicus wider Alexis II. 207

Verschwörung des Michael Paläologus wider den Johann Lascaris 225

Verschwörung des Apocaucus wider den Johann Paläologus 236

Verschwörung der Prinzen Ludwigs des Gütigen wider den Kayser ihren Vater 250

Verschwörung der Kayserinn Constantia wider Kayser Heinrich den VI. 284

Verschwörung der Schweizer wider das Haus Oesterreich 292

Geschichte
der so wohl alten als neuen
berühmten
Verschwörungen.

Einleitung.

Es giebt wenig Republiken und Monarchien, wo nicht bisweilen Verschwörungen entstanden wären. Man findet unter allen Regierungsarten Menschen, welche, mit ihrem gegenwärtigen Schicksale unzufrieden, aller möglichen Ausschweifungen fähig sind, um sich entweder von einer Last, die sie drückt, zu befreyen, oder sich in bessere Glücksumstände zu setzen, oder auch sich zu einem Stande empor zu heben, auf welchen sie sich, ihrer niedrigen Geburt wegen, keine Rechnung machen durften. Dieß sind insgemein die Bewegungsgründe, welche einen bösen Bürger verleiten, die Waffen wider sein Vaterland zu ergreifen. Man findet mehr als zu viel Beyspiele von dergleichen gefährlichen Verschwörungen, die insgemein die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen.

Es werden zwar die Urheber dieser fürchterlichen Anschläge öfters genung selbst das Opfer derselben: aber ihr trauriger Untergang hat jene kühnen Wagehälse noch nicht schüchtern gemacht, die alles aufs Spiel setzen, um sich zu glücklichern Umständen zu verhelfen.

Man sieht dergleichen Gemälde, wenn sie uns von der Geschichte vorgestellt werden, allemal mit Vergnügen an. Man bewundert die großen Eigenschaften, die das Haupt einer Verschwörung insgemein besitzt; man bewundert seine Klugheit in der Wahl der Personen, die er zu Gehülfen seiner strafbaren Unternehmung macht; seine Geschicklichkeit, sich nach so vielerley Köpfen zu richten, und so verschiedene Charaktere zu seiner Absicht zu vereinigen; seine Standhaftigkeit in tausend verdrüßlichen Umständen, die ihn überraschen, ohne daß er sie voraus sehen konnte; seinen Muth endlich, wenn er sein unseliges Vorhaben ausführen muß: aber man verabscheuet zu gleicher Zeit seine Verstellung, seine unerlaubten Kunstgriffe, seine Rasereyen, seine Grausamkeit; mit einem Worte, man sieht alsdann, wozu ein Mann, der große Laster und große Eigenschaften vereint besitzt, geschickt ist. Ohne Zweifel sind das die merkwürdigsten Stücke in der Geschichte, und verdienen mit aller möglichen Sorgfalt vorgetragen zu werden. Es haben sich auch schon einige Schriftsteller vom ersten Range mit dergleichen Materien beschäfftigt: aber man hat noch nicht alle die berühmten Verschwörungen, welche die Welt in Erstaunen gesetzet haben, in einem einzigen Gesichtspuncte zusammen gefaßt.

Dieß

Dieß ist ein Werk, das ich jetzt mit Vergnügen übernehme, in Hoffnung, daß meine Arbeit vielen Lesern angenehm seyn werde, deren Seele sich gern durch große Begebenheiten in Bewegung setzen läßt. Möchte doch die Ausführung mit der Schönheit meines Vorhabens überein kommen!

Verschwörung

des medischen Statthalters

Arbaces,

wider den König der Assyrer

Sardanapal a).

Vor Christi Geburt 744.

Der Mißbrauch der unumschränkten Gewalt bringt öfters die Völker zur Verzweiflung, und verleitet sie, alles zu unternehmen, um ein Joch abzuschütteln, das sie zu Boden drückt. Die Geschichte der Assyrer giebt uns davon ein Beyspiel; und ich will dieses Werk mit einer Verschwörung anfangen, die den Untergang eines weitläuftigen und blühenden Reiches nach sich zog.

a) Die Erzählung von dieser Verschwörung ist bloß aus dem Justinus, 1 B. 3 C. genommen, und schmeckt überall gar sehr nach der Fabel; wie ihr denn auch von verschiedenen, so wohl alten als neuern Gelehrten widersprochen worden ist. Wer etwas sehr vernünftiges darüber nachzulesen

Ninive, die Hauptstadt des assyrischen Königreichs, war seit langer Zeit gewohnt, seine Könige sich in allen Vergnügungen und Wollüsten herum wälzen zu sehen. Sardanapal machte es ärger, als alle seine Vorfahren, und anstatt sich um Staatsgeschäffte zu bekümmern, brachte dieser Prinz seine Zeit unter einem Haufen von Frauenzimmern zu, von denen er nicht allein die Minen und Arten, sondern selbst die Kleidung annahm. Wenn Sardanapal bloß wollüstig gewesen wäre, so würden seine Unterthanen noch nicht so sehr zu beklagen gewesen seyn; aber dieser Prinz war zu gleicher Zeit geizig, und suchte in dem Besitz unermeßlicher Schätze einen Theil seiner Glückseligkeit. Die Unterthanen sind stets das Opfer einer solchen Leidenschaft. Es ist daher auch keine Tyranney mit derjenigen zu vergleichen, die man über die Assyrer ausübte. Man kann aus ihrem Mißvergnügen auf die Aufführung schliessen, die man in Ansehung ihrer beobachtete.

Meden war mit unter den Provinzen des assyrischen Reiches begriffen, und Arbaces war Statthalter dieser Provinz; ein Mann von großer Herzhaftigkeit, und in dem Kriegshandwerke sehr erfahren.

lesen Lust hat, und den Sardanapal auf einer bessern Seite will kennen lernen, der schlage des Abts Lenglet du Fresnoy Anweisung zur Erlernung der Geschichte im 2ten Theile S. 29. und 62. nach. Wir haben außerdem auch eine Dissertation von dem ehemaligen Professor Menz in Leipzig, de Sardanapalo laudabili Assyriorum principe.

fahren. Die Treue, mit welcher er sein Amt verwaltete, machte ihn bey den Medern sehr beliebt; ein guter Prinz würde an dem Arbaces den besten Unterthan gehabt haben. Dieser Statthalter mußte in gewissen Angelegenheiten an den Hof reisen, und hielt sich lange zu Ninive auf, ehe es ihm möglich war, den König zu sprechen. Nach vielen vergeblichen Versuchen brachte er es endlich so weit, daß er bis in das Innerste des Pallasts kam. Und welches Schauspiel findet er da? den Sardanapal mitten unter seinen Kebsweibern, und eben so, wie sie, gekleidet. Das Gesicht dieses Prinzen war mit Schminke bedeckt, seine Augen brannten von der unersättlichsten Wollust, und seine Hände waren mit dem Spinnrocken beschäfftiget. Arbaces verläßt dieses schändliche Serail, voller Erbitterung, und sucht seine Freunde auf, um ihnen zu erzählen, was er gesehen hatte. Er that ihnen zugleich die Erklärung, daß er ferner nicht mehr einem Manne unterthan seyn möchte, der sich zu schämen schiene, es zu seyn. Es schlugen sich einige assyrische Herren zu ihm, und unter andern Belesis, der Statthalter von Babylonien. Die Verschwornen säumten nicht, zu Ausführung ihres Vorhabens Truppen anzuwerben. Sardanapal, so bald er von diesem Aufstande Nachricht bekam, verkroch sich in seinen Pallast so tief er konnte, und überließ es seinen Unterthanen, ihren Herrn zu vertheidigen, der so wenig verdiente, daß man sich für ihn aufopferte. Da er sich aber endlich genöthigt sahe, selbst zu Felde zu ziehen, und seinen Feinden entgegen zu gehen, ward er über-

wunden und bis an die Thore von Ninive verfolgt. Diese Hauptstadt war stark befestigt, und auf lange Zeit mit Lebensmitteln versehen. Der König warf sich in diese große Stadt, von der er nicht glaubte, daß die Rebellen ie Meister davon werden würden. Die Belagerung dauerte auch wirklich sehr lange; als aber Sardanapal sahe, daß der Fluß Tigris austrat, und einen Theil der Mauern zu Ninive umriß, wodurch die Feinde eindringen konnten, so gab dieser furchtsame Monarch alles verlohren. Er faßte den Augenblick einen Entschluß, dessen ein so weichlicher Mensch gar nicht fähig zu seyn schien. Er ließ mitten in seinem Pallast einen Scheiterhaufen zurecht machen, und verbrannte sich nebst seinen Weibern, seinen Verschnittenen, und allen Schätzen auf demselben. Mit dieser Art des Todes beschloß Sardanapal ein Leben, das er in den schändlichsten Wollüsten zugebracht hatte. Aus den Trümmern seiner großen Staaten entstanden drey große Monarchien: die medische, von welcher Arbaces, wie man insgemein glaubt, der erste Beherrscher war; die assyrische zu Babylon, die dem Belesis zu Theil ward; endlich die assyrische zu Ninive, deren erster König sich Ninus der jüngere nennen ließ. Das waren die Folgen einer Verschwörung, die durch die unanständige Aufführung eines Prinzen veranlaßt ward, der sich einbildete, daß die Könige nur auf dem Throne sind, um ihren abscheulichen Neigungen Genüge zu leisten.

Verschwörung
des
Philotas
wider
Alexandern den Großen.

Vor Chr. G. ohngefähr 320.

Alexander war durch sein Glück so stolz geworden, daß er für einen Gott wollte gehalten seyn. Es konnte nicht fehlen, daß eine so lächerliche Eitelkeit einer Nation, wie die Macedonier, nicht hätte mißfallen sollen, als welche nicht gewohnt war, sclavisch zu den Füßen ihrer Könige zu kriechen, und welche, wenn sie auch ihren Gebietern gehorchte, doch keine Ehre darinne suchte, alles bis auf seinen Eigensinn an ihm zu vergöttern. Es geschah daher auch nicht anders, als mit dem äußersten Widerwillen, daß sich die meisten Unterthanen Alexanders zu den stolzen Absichten eines jungen Prinzen brauchen liessen, der sich vorgesetzt hatte, die ganze Welt zu erobern. Die Gefahren, denen sie alle Augenblicke ausgesetzt waren, und der Verdruß, sich so weit von ihrem Vaterlande entfernt zu sehen, ohne Hoffnung zu haben, daß sie ie dahin wieder würden zurück kehren können, zwangen ihnen öfters die bittersten Klagen ab. Dieser stolze Monarch, der nun schon einen Theil der Welt unter das Joch gebracht hatte, hinterließ keine Kinder, welche Erben eines so

weitläuftigen Reichs hätten seyn können. Dieses waren ohne Zweifel die vornehmsten Ursachen, warum sich so viel Complots wider sein Leben, und besonders die berüchtigte Verschwörung, die ich so gleich erzählen will, hervor thaten.

Ein gewisser Dymnus a), der am Hofe in keiner großen Achtung stand, hatte sich heftig in den jungen Nicomachus verliebt, dessen Klugheit nicht mit seiner Schönheit überein kam. Dieser Dymnus begegnete eines Tages dem Gegenstande seiner abscheulichen Zärtlichkeit, und nachdem er ihn mit sich in einen Tempel geführt, sagte er zu ihm: „Ich will dir, mein lieber Nicomachus, „ein Geheimniß von der äußersten Wichtigkeit „anvertrauen, aber du mußt mir vor den Augen „der Götter schwören, daß du niemals einen Menschen, der dich liebet, verrathen willst.„ Nicomachus versprach alles, was man von ihm verlangte, und sein Freund offenbarte ihm so gleich, daß man eine Verschwörung wider den Alexander gemacht habe; daß verschiedene tapfere Männer Theil daran hätten, und daß man in drey Tagen den Tyrannen aus dem Wege würde geschafft haben. Nicomachus, dem man dieses als ein Ge-

a) Beym Plutarch heißt er Lymnus. Es finden sich außerdem auch einige Abweichungen in der Erzählung selbst zwischen dem griechischen Schriftsteller und unserm Verfasser, der seine Nachrichten meistens aus dem Curtius genommen. Da sie ihm aber von keiner Erheblichkeit zu seyn geschienen, so will ich mich auch enthalten, sie anzuführen.

Geheimniß vertrauete, bezeugte sogleich seinen Unwillen darüber, und sagte, daß ihn seine Schwüre zu nichts verbänden, weil es hier das Leben seines Königs beträfe. Dymnus, der darüber erschrack, umarmte seinen Freund, und bat ihn mit thränenden Augen, sich zu so herzhaften Männern zu gesellen, die den edelsten und nützlichsten Vorsatz gefaßt hätten. Er versprach ihm nichts geringers, als ein Königreich, wenn dieses Werk glücklich sollte ausgeführt werden. Nicomachus ließ sich von diesen glänzenden Anerbietungen nicht verblenden, und blieb bey seinem einmal gefaßten Entschluß. Da Dymnus sahe, daß er mit guten Worten und Versprechungen nichts bey ihm ausrichtete, wollte er ihn durch Drohungen schüchtern machen. „Ich habe dir, sagte er zu ihm, unser Vorhaben „entdecket, aber anstatt für den Alexander besorgt „zu seyn, zittere vielmehr für dich selbst; ich sehe „wohl, daß wir einen Meyneidigen, der uns ver„rathen könnte, werden aus dem Wege schaffen „müssen; und wenn auch meine unglückliche Zärt„lichkeit mich verhindern sollte dir das Leben zu neh„men, so glaube nicht, daß die andern Zusammen„verschwornen einen Menschen werden leben lassen, „der sie alle Augenblicke unglücklich machen kann. „Folge mir! setze dich nicht der Gefahr aus, selbst „ums Leben gebracht zu werden, um das Leben des „Alexanders zu erhalten.„ Nicomachus merkte, daß es nöthig wäre, sich zu verstellen. Er that, als ob er den anhaltenden Bitten seines Freundes nicht länger widerstehen könnte, und fragte ihn, mit wem er sich denn zu einer so wichtigen Unter-

nehmung eingelassen habe. Dymnus für Freuden ganz außer sich, nannte ihm die vornehmsten, gedachte aber desjenigen nicht, welcher in der Folge als das Haupt der Verschwornen angesehen ward.

Nicomachus offenbarte es hierauf seinem Bruder Cebalinus, und dieser entschloß sich, es dem Alexander zu hinterbringen; er gieng in den königlichen Pallast, und wartete, bis ihn einer von den Hofbedienten dem Könige vorstellen würde. Endlich kam Philotas, der Sohn des Parmenio, und General der Cavallerie. An diesen wandte sich Cebalinus, erzählte ihm, was er gehöret hatte, und bat, daß er es doch dem Alexander vorbringen möchte. Philotas lobte den Eifer dieses getreuen Unterthans, und versprach alles dem zu hinterbringen, den die Sache am meisten angieng. Er begab sich den Augenblick wieder zum Könige, von dem er eben herkam, sprach mit ihm von allerley Dingen, erwähnte aber nichts von der Zusammenverschwörung. Ja, da der Sohn des Parmenio sich alle folgende Tage zum Könige begab, und jedes mal den Cebalinus antraf, der ihn fragte, ob der König von dem, was vorgienge, benachrichtiget wäre, so antwortete er immer, daß er noch nicht Zeit gehabt habe, es vorzubringen, oder daß sich die Gelegenheit darzu noch nicht habe finden wollen. Dergleichen Antworten aber thaten dem Cebalinus noch keine Genüge; er fieng vielmehr an den General der Cavallerie selbst im Verdacht zu haben. Da aber die Sache auf dem Punkte stand, ausgeführt zu werden, und folglich keine Zeit zu verliehren war, so eilte der Bruder

des

des Nicomachus, diese Verschwörung einem jungen Herrn, mit Namen Metron, zu entdecken. Der Monarch ward durch diesen den Augenblick davon benachrichtiget. Er gab sogleich Befehl, den Dymnus in Verhaft zu nehmen, ließ den Cebalinus vor sich kommen, und fragte ihn unter andern, um welche Zeit er von diesem Geheimnisse Nachricht erhalten habe. Vor drey Tagen, antwortete der getreue Macedonier. Du bist demnach ein Verräther, erwiederte der König, weil du mich so spät davon benachrichtiget; und den Augenblick ließ er ihn in Ketten und Banden schließen. Dieser aber führte zu seiner Vertheidigung an, daß er sogleich, als er nur Nachricht davon gehabt, den Philotas gebeten habe, es dem Könige zu melden. Da Alexander den Namen des Philotas nennen hörte, fielen ihm die Thränen aus den Augen; er hob die Hände gen Himmel, und klagte bitterlich über die Undankbarkeit eines Menschen, den er so sehr geliebt hätte.

Sobald als Dymnus die Wache, die ihn arretiren sollte, kommen sahe, stach er sich den Degen durch den Leib; aber er blieb nicht gleich todt. Man brachte ihn demnach zum Alexander, welcher ihn fragte: Was habe ich dir zu leide gethan, daß du den Philotas der Krone würdiger achtest als mich? Dieser Bösewicht aber wandte sein Gesicht weg, als ob er den König nicht vor Augen sehen könnte, und bließ seinen letzten Hauch von sich.

Philotas erhielt Befehl, sich in den Pallast zu begeben, und sobald er daselbst angelanget war, sagte Alexander zu ihm: Cebalinus verdienet

den Tod, weil er zween Tage lang eine Verschwörung gegen meine Person verheimlicht hat; er beschuldiget dich, daß du selbst dich durch Schweigen strafbar gemacht habest: was kanst du zu deiner Vertheidigung dagegen vorbringen? Rede, du hast an dem Alexander einen gütigen Richter. Du kanst, aus der zärtlichen Freundschaft, die ich stets gegen dich gehabt habe, sehen, daß ich dich unschuldig zu finden wünsche. Philotas ließ keine Verwirrung an sich bemerken, und antwortete dem Könige in folgenden Worten: „Es ist wahr, „gnädiger König, daß Cebalinus mir einige Re„den vorgebracht hat, die ein gewisser lüderlicher „Mensch gegen seinen Bruder geführt haben soll. „Aber ist man geneigt Leuten zu glauben, die man „verachtet? Der Tod des Dymnus lehrt mich „nunmehro, daß ich mit Unrecht geschwiegen ha„be, und daß man auf die geringste Nachricht auf„merksam seyn müsse, wenn sie die Sicherheit der „Könige betrift. Mein Fürst, fuhr er fort, in„dem er sich dem Alexander zu Füßen warf, zie„he alle Handlungen meines vergangenen Lebens „in Betrachtung, du wirst nicht das geringste dar„unter antreffen, was mich dir verdächtig machen „könnte. Mein Mund, ich gestehe es, ist straf„bar, daß er geschwiegen hat, aber mein Herz hat „an der abscheulichen Verschwörung nicht den ge„ringsten Antheil. Ich glaube daher nichts von „Seiten eines erleuchteten Monarchen zu befürch„ten zu haben, in dessen Augen die Unvorsichtig„keit nie als ein Verbrechen angesehen werden „wird.„ Wir können nicht genau sagen, was

dabey

dabey in der Seele des Königs vorgieng; das gewisseste ist, daß er dem Philotas zum Zeichen der Versöhnung die Hand gab.

Alexander berief seinen Rath zusammen; aber der Sohn des Parmenio ward nicht darzu gerufen, ob er gleich sonst allemal dabey war. Man ließ den Nicomachus kommen, welcher alles bestätigte, was sein Bruder gesaget hatte. Es schien demnach gewiß, daß eine Verschwörung wider den König angesponnen sey; es kam nur noch darauf an, ob Philotas einer von den Verschwornen wäre. Dieser junge Herr hatte am Hofe ein zu glänzendes Glück gemacht, als daß er nicht den Neid der andern Hofleute wider sich hätte haben sollen. Er sprach außerdem stets von sich selbst, rühmte seine Dienste und die Dienste seines Vaters. Dieß ist immer ein sehr leichtes Mittel, einem regierenden Herrn zu misfallen. Ueber dieses hatte Philotas den Alexander auf einer empfindlichen Seite angegriffen; es waren ihm einige dreuste Reden über die lächerliche Eitelkeit des Königs, der für einen Sohn des Jupiters angesehen seyn wollte, entwischet. Die Vorwürfe, die ihm Alexander nach der Zeit darüber machte, beweisen sattsam, wie empfindlich dieser Monarch gewesen sey, wenn er seine eingebildete Gottheit verachten sahe. Man setze noch das große Ansehen darzu, welches Philotas bey der Armee hatte, bey welcher er seiner Tapferkeit wegen, und als der Sohn eines der besten Officiere, die Macedonien hervorgebracht hatte, in großer Achtung stand. Man straft bisweilen an einem mächtigen Unterthane nicht das

Böse,

Böse, das er gethan hat, sondern noch thun könnte.

Diejenigen am Hofe, die den Fall des **Philotas** gern sahen, ermangelten nicht, sich eine so gute Gelegenheit zu Nutze zu machen; aber keiner arbeitete mit mehrerm Eifer, um einen fürchterlichen Mitbuhler aus dem Wege zu schaffen, als **Craterus.** „Gnädigster König, sagte er zum „Monarchen, wenn du den **Philotas** ungestraft „lassen wolltest, so müßte er zum wenigsten nicht „wissen, daß du von seinen Absichten unterrichtet „bist. Ein Verbrecher von einem gewissen Range erinnert sich weit öfterer der Gefahr, in welcher er gewesen, als des Pardons, der ihm wiederfahren ist. Die Erinnerung der Todesstrafe, die ihm zuerkannt worden ist, erregt nichts als „Haß und Abscheu gegen denjenigen, der ihn davon errettet hat, und er sucht sich durch anderweitige Untreue zu rächen. Der Himmel gebe, daß deine Gnade dir nicht zum Verderben gereiche! Es giebt Gemüther, die durch keine Wohlthaten zu gewinnen sind, besonders wenn diese „Wohlthaten sie von ihrer Undankbarkeit überzeugen. Die Erkenntlichkeit wird alsdann eine „unerträgliche Last. Aber gesetzt, daß **Philotas** „seine Fehler bereue und seiner Pflicht eingedenk „sey: glaubst du denn, daß sein Vater dir wegen „deiner Großmuth Dank wissen wird? Er wird „allenthalben unter die Leute bringen, daß du seinem Sohne nur habest Gnade wiederfahren lassen, um den Verdacht wider ihn zu erregen, daß „er sich eines Verbrechens schuldig gemacht habe.

Deine

„Deine Nachsicht wird daher in den Augen des „Parmenio als eine Beleidigung angesehen wer„den, die er bey aller Gelegenheit zu ahnden su„chen wird. Und was hast du nicht von einem „Menschen zu fürchten, der die Soldaten auf sei„ne Seite zu bringen gewußt hat, und sich im „Stande siehet, seinem Herrn selbst Trotz zu bie„ten.„ Diese letztern Worte mußten nothwendig auf das Herz eines so stolzen und auf seine Gewalt so eifersüchtigen Monarchens, als Alexander war, einen sehr lebhaften Eindruck machen. Alle Hofleute stimmten der Meynung des Craterus bey, und jeder hielt die Aufführung des Philotas für unverzeihlich; man fand zu starke Beweise ihn als schuldig zu erklären, und wollte ihn auf die Tortur gebracht wissen, damit er seine übrigen Mitverschwornen entdecken müßte.

Der König befahl diese Berathschlagung heimlich zu halten, und damit Philotas keinen Argwohn schöpfen möchte, ließ er ihn zu sich zur Tafel einladen. Man erstaunt billig, wenn man einen Prinzen, wie Alexander war, zu einer so niederträchtigen Verstellung seine Zuflucht nehmen sieht. Aber die Klugheit nöthiget bisweilen große Herren, sich solcher Kunstgriffe zu bedienen, deren sich Leute vom gemeinen Stande schämen würden. Philotas fand sich demnach bey einer Mahlzeit ein, welche die letzte seines Lebens seyn sollte, und hatte alle Ursache zu glauben, daß er mit dem Prinzen vollkommen wieder ausgesöhnt sey. Während der Zeit, daß der unglückliche Favorit mit aller Vertraulichkeit mit seinem Herrn sprach, ergriff

man

man die Maaßregeln, um die andern Zusammenverschwornen zu arretiren. Man besetzte einige Päße mit Reuterey, damit man dem Parmenio keine Nachricht davon hinterbringen könnte, welcher damals eine starke Armee in Meden commandirte.

Philotas begab sich nach der Mahlzeit nach Hause, und schlief die Nacht darauf ruhig ein, weil entweder seine Seele gar keine Gewissensbisse empfand, oder weil er glaubte, der König habe schon alles vergessen. Aber er genoß die Ruhe des Schlafs nicht lange; denn die abgeschickten Soldaten brachen in sein Haus, und in seine Schlafkammer ein, bemächtigten sich seiner Person, und banden ihn an Händen und Füssen mit Ketten. Philotas sahe sogleich, daß sein Untergang beschlossen sey, und rief aus: Ach! gnädigster König, die Wuth meiner Feinde ist stärker gewesen als deine Gnade! Weiter ließ er sich kein klagendes Wort entfahren. Man verhüllte sein Gesicht, und führete ihn in den königlichen Pallast.

Den folgenden Tag sollte ihm der Proceß den Gesetzen gemäß gemacht werden. Bey den Macedoniern hatte zu Zeiten des Krieges die Armee das Recht über Capital-Verbrechen den Ausspruch zu thun, und zu Friedenszeiten war das Volk im Besitz eben dieses Rechts. Die Sache des Philotas sollte also von den Truppen entschieden werden. Sie erhielten Ordre sich bey dem Könige zu versammlen, und als sie beysammen waren, brachte man den Körper des Dymnus herbey, und legte ihn den Augen der Soldaten vor.

Alex-

Alexander kam hierauf selbst zum Vorschein mit einer Mine, die von der tiefsten Traurigkeit zeugte. Die vornehmen Herrn, die sich in seinem Gefolge befanden, richteten sich äußerlich nach ihrem Gebieter. Ein blutiger Körper, die Traurigkeit des Königs, die Bestürzung der Hofleute, ihr trauriger Aufzug, alles dieses machte die Macedonier äußerst bestürzt, welche nichts von dem wußten, was vorgegangen war. Man ließ sie aber nicht lange in der Ungewißheit, indem Alexander sie folgender maßen anredete:

„Es hat nicht viel gefehlt, meine lieben Soldaten, so wäret ihr um euren König gebracht „worden. Eine Rotte Meyneidiger hat meinen „Untergang gesucht, aber durch die Gnade der „Götter lebe ich noch. Es würde mir, wenn ich „ums Leben gekommen wäre, nichts empfindlicher „gewesen seyn, als daß ich eure Dienste nicht be„lohnen könnte; man hat mich auf immer außer „Stand setzen wollen, euch meine Erkenntlichkeit „zu bezeugen, und dieß ist es, was mich gegen „diese unwürdigen Unterthanen am meisten auf„bringt, die mir das Leben haben nehmen wollen. „Wie werdet ihr erstaunen, wenn ich euch die Ur„heber einer so schrecklichen That nennen werde! „Ein Mann, den mein Vater mit Wohlthaten „überhäufet hat, den ich selbst der größten Ver„traulichkeit gewürdiget, und mit Vergnügen auf „die höchste Stufe der Ehre erhoben habe, auf „welche ein Unterthan je gelangen kann; mit ei„nem Worte, Parmenio ist es, der sich wider „mich verschworen hat. Er hat seinen Sohn Phi-

„lotas verführt, und dieser letztere hat verschiede-
„ne andere Bösewichter auf seine Seite gezogen,
„unter welchen auch dieser Dymnus war, den
„ihr vor euch liegen sehet, und welcher sich selbst,
„aus Furcht vor der verdienten Strafe, das Le-
„ben genommen hat. Ich weiß gewiß, daß euch
„bey dieser Nachricht die Haut schauert, und daß
„ihr kaum begreifen könnet, wie man die Undank-
„barkeit so weit treiben könne: aber ihr sollt die
„Aussage der Zeugen sogleich darüber hören.„

Als diese geredet hatten, fuhr der König folgender maßen fort: „Wenn man unter den Ver-
„schwornen keine Erwähnung des Philotas ge-
„than hat, so ist dieß noch kein Beweis von seiner
„Unschuld. Ist seine Aufführung gegen mich
„nicht ein sattsamer Beweis seines Verbrechens?
„Würde ein Mensch, der keine böse Absicht hat,
„wohl eine Sache geheim halten, wo so viel dar-
„an gelegen war, daß ich sie erführe? Was? Phi-
„lotas allein scheint sich im geringsten nicht zu
„beunruhigen, da ein jeder eilt, mich von der Ge-
„fahr, die mir droht, zu benachrichtigen? Ist es
„einem Unterthan erlaubt, das Leben seines Re-
„genten mit so gleichgültigen Augen anzusehen?
„Wollten die Götter, daß ich dem Sohne des
„Parmenio nichts vorzuwerfen hätte, als eine
„strafbare Gleichgültigkeit. Aber ich weiß schon
„seit langer Zeit, daß er mich im Herzen verab-
„scheuet, und meinen Ruhm stets mit neidischen
„Augen angesehen hat. Er ist sogar niemals so
„vorsichtig gewesen, daß er seinen Haß und seine
„Eifersucht vor mir zu verbergen gesucht hätte.

Hatte

„Hatte er sich nicht ehemals schon in die Verschwö-
„rung meines Vetters Amyntas eingelassen?
„Hat er nicht seine Schwester dem Attalus, mei-
„nem ärgsten Feinde, zur Ehe gegeben? Und als
„ich ihm schrieb, daß ich durch das Orakel zum
„Sohn des Jupiters ernannt wäre, hatte er die
„Unverschämtheit, mir zu antworten, daß er das
„Schicksal der Völker beklagte, die unter einem
„Menschen stehen müßten, der sich höher als an-
„dere Menschen zu seyn dünkte. Ich hätte von
„dem Augenblicke an diese ausschweifende Ver-
„wegenheit strafen können; aber ich konnte mich
„nicht entschließen, den Untergang eines Menschen
„zu befördern, gegen welchen ich die zärtlichste
„Neigung gefaßt hatte. Aber von heute an will
„ich die Empfindungen einer unglücklichen Freund-
„schaft verbannen, und denjenigen nicht ferner
„schonen, der meinen Untergang sucht. Ihr er-
„mahnet mich öfters, meine Person in Acht zu neh-
„men: ach ich habe mich weniger vor dem Schwerd-
„te der barbarischen Nationen, als vor demjeni-
„gen meiner eigenen Unterthanen zu fürchten!
„Wenn ihr, wie ich nicht zweifele, meine Erhal-
„tung wünschet, so gebet mir heute davon einen
„überzeugenden Beweis. Ihr kennet meine Fein-
„de: bestraft sie, und rächet mich.„

Der Eingang dieser Rede hatte etwas für die Soldaten sehr schmeichelhaftes: sie konnten daher auch ihre Thränen nicht zurück halten, als Alexander ihnen zu erkennen gab, wie schmerzhaft es ihm fallen würde zu sterben, ohne sie belohnet zu haben. Es entstund ein allgemeines Murren in der ganzen

Armee, als er die Verschwornen mit Namen nannte, und man sahe Zorn und Unwillen auf allen Gesichtern ausbrechen. Der König machte sich diesen günstigen Augenblick zu Nutze, um die Zeugen auftreten zu lassen; da aber diese den Philotas nicht erwähnten, so ward die Versammlung wieder besänftiget und stille, so daß Alexander selbst nicht wußte, woran er war. Er fuhr indeß in seiner Rede fort, und bediente sich aller Gründe, welche zum Beweise der abscheulichsten Verrätherey des Philotas dienen konnten. Er las hierauf einen Brief, in welchem Parmenio seinen beyden Söhnen schrieb, daß sie sich für ihre, und die ihnen zugehörige Personen wohl vorsehen, und alsdann das ausführen sollten, was sie beschlossen hätten. Diese zweydeutigen Ausdrücke konnte der König auslegen, wie er wollte. Der Sohn des Parmenio, an welchen dieser Brief geschrieben war, hieß Nicanor, und lebte nicht mehr, als man seinem Bruder den Proceß machte.

Man stellte endlich den untreuen Philotas der Armee vor; die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, und das Gesicht mit einem alten Lappen bedeckt. Welcher Zustand eines Mannes, der vor kurzem noch in der größten Gunst stand! So gar die, die ihn ehemals mit neidischen Augen angesehen hatten, schienen von seinem traurigen Schicksal gerührt zu seyn. Man war gegen das Unglück des Parmenio nicht weniger empfindlich, dieses berühmten Feldherrns, der, nachdem er schon zwey Kinder im Treffen verlohren

hatte,

hatte, seinen übrig gebliebenen einzigen Sohn unter den Händen des Scharfrichters sterben sehen sollte. Dieser tapfere Officier war, zur Belohnung so vieler dem Vaterlande geleisteten Dienste, in Gefahr, selbst das Leben auf eine traurige Weise zu endigen. Man konnte sich eine so traurige Veränderung nicht vorstellen, ohne vom Mitleiden gerührt zu werden. Es stellte daher Amyntas, einer von den Unterfeldherren des Königs, der Armee, da er sie weichherzig werden sah, vor, daß man sie den barbarischen Völkern in die Hände habe liefern wollen, und daß sie nie ihr Vaterland wieder gesehen haben würden, wenn die Zusammenverschwornen ihr entsetzliches Vorhaben ausgeführt hätten. Cönus, der die Schwester des Philotas zur Ehe hatte, ward dabey dermassen wider seinen Schwager aufgebracht, daß er ihn mit Steinen todt werfen wollte. Aber Alexander hielt ihm die Arme zurück. Es wäre nicht das erste mal gewesen, daß man eine von den niedrigen Seelen gesehen hätte, welche, um sich bey ihren Gebietern beliebt zu machen, mit der größten Gleichgültigkeit die liebsten Personen aufopfern: man glaubt aber, daß Cönus den Philotas nur zu tödten gesucht habe, um ihn einer schimpflichern Todesstrafe zu entziehen. Der König wollte, um der Sache einen Schein der Billigkeit und Mäßigung zu geben, die gewöhnlichen Formalitäten dabey beobachtet haben, und der Angeklagte sollte sich vertheidigen.

Philotas erhielt demnach Erlaubniß, sich zu rechtfertigen. Er stellte sich verzagter dabey an,

als man von einem Kriegsmanne vermuthet hätte. Kaum konnte er ein Wort vorbringen; seine Augen standen voller Thränen, und er fiel ohnmächtig einem seiner Wächter in den Arm. Er erholte sich aber wieder, und faßte ein Herz zu reden. Da er Lust bezeigte, sich bey dieser Gelegenheit der griechischen Sprache zu bedienen, um von den mancherley Soldaten, aus welchen die Armee bestand, besser verstanden zu werden, sagte Alexander: Sehet! so sehr verachtet er sein Vaterland, daß er nicht einmal in der Sprache desselben reden will. Nach dieser mehr boshaften als gegründeten Anmerkung begab sich der König hinweg, und Philotas fieng an zu reden: „Es wird „mir nicht schwer fallen, Worte zu meiner Ver„theidigung zu finden; aber ich fürchte, daß sich „einige Anzüglichkeiten unter meine Rechtferti„gung mischen werden, die mich vollends verhaßt „machen können. Ein Mensch, dessen Gemüth „durch Widerwärtigkeiten und Unglück aufge„bracht ist, hält sich selten in den Gränzen der Be„scheidenheit. Aber wenn ich auch mit aller mög„lichen Vorsicht spräche, so würde man doch nicht „den Ausspruch widerrufen, der ohne Zweifel schon „gethan ist. Ich muß mich für einen schon zum „Tode Verurtheilten ansehen, weil der König „mich nicht hören will. In welcher traurigen „Verfassung befinde ich mich jetzt! Ich kann mei„ne Unschuld nicht beweisen, ohne denjenigen ei„ner Ungerechtigkeit zu beschuldigen, der der vor„nehmste Richter über mich ist. Doch ich will „mich nichts abhalten lassen, und man soll nicht

sagen,

„sagen, daß Philotas an seinem Untergange selbst
„Schuld sey, weil er sich nicht nachdrücklich ge-
„nung vertheidiget habe. Was wirft man mir
„vor, daß ich mich in die abscheulichste Verschwö-
„rung gegen den König eingelassen habe? Haben
„aber die Zeugen mich unter der Zahl der Ver-
„schwornen mit begriffen? Nannte man den
„Philotas, als man alle, die an der Verschwö-
„rung Theil hatten, dem Nicomachus namhaft
„machte? Man weiß, daß man bey solchen Ge-
„legenheiten, um einen schlechten Menschen zur
„Theilnehmung zu bereden, immer gern die an-
„gesehensten Männer anführt, und sie als Anstif-
„ter eines solchen Unternehmens vorstellt. Nun
„gestehe ich gar gerne, daß ein Name, wie der
„meinige, allerdings nicht verdiente vergessen zu
„werden. Vielleicht hat Dymnus aus Achtung
„gegen meine Person keine Erwähnung von mir
„gethan: aber sollten die andern Zusammenver-
„schwornen eben so zurückhaltend seyn; sollten sie
„sich nicht vielmehr ein Vergnügen daraus ma-
„chen, mich an ihrer Strafe Theil nehmen zu las-
„sen, wenn ich an ihrem Verbrechen Theil gehabt
„hätte? Die Bösewichter schonen einander nicht,
„wenigstens zwingt sie die Tortur, einander zu
„verrathen.

„Es wird demnach auf die Hauptklage ankom-
„men, die man wider mich erhebt: Warum ha-
„be ich eine so wichtige Sache geheim gehalten?
„Ich glaubte schon, daß ich mich über diesen Ar-
„tikel weiter nicht würde verantworten dürfen.
„Der König schien mir verziehen zu haben, in-

„dem er mir die Hand gab, und mich an seine Ta-
„fel zog. Was habe ich nun seit der Zeit straf-
„bares unternommen? Ich glaubte mein Leben
„so wenig in Gefahr, daß ich nach der Mahlzeit,
„zu welcher ich vom Konige eingeladen war, mich
„ruhig niederlegte und in einen tiefen Schlaf ver-
„fiel. Man wird aber, wenn man mit großen
„Verbrechen schwanger geht, von so viel Gewis-
„sensbissen, als durch eben so viel Furien gepei-
„nigt, daß es nicht möglich ist, daß ein Böse-
„wicht einen ruhigen Schlaf genießen kann. Ich
„habe eine wichtige Nachricht geheim gehalten:
„aber von wem erhielt ich diese Nachricht? Von
„einem jungen Menschen, der zu dem, was er
„sagte, weder Beweise noch Zeugen hatte, und
„der alles in Aufruhr gebracht haben würde, wenn
„man seiner Aussage Glauben beygemessen hätte.
„Es schien mir außerdem bedenklich, daß Ceba-
„linus mir dieses Geheimniß verrieth. Wenn
„nun sein Bruder alles geläugnet hätte, wie leid
„würde es mir gethan haben, daß ich die ange-
„sehensten Männer am Hofe verdächtig gemacht
„hätte, die mir den Vorwurf gemacht haben wür-
„den, daß man nicht auf unsichere Nachrichten die
„Ehre vornehmer Personen aufs Spiel setzen müs-
„se. Die Verschwörung aber, werdet ihr mir ein-
„wenden, ist keine Erdichtung, und Dymnus hat
„durch einen Selbstmord gezeigt, daß sie mehr als
„zu wahr sey. Aber dieser Bösewicht hatte sich noch
„nicht das Leben genommen, als man mir dieses
„entsetzliche Geheimniß offenbarte, und man kann
„daher keinen Schluß wider mich machen. Wür-

„de ich wohl, wenn ich wirklich strafbar gewesen „wäre, dem Cebalinus das Leben gelassen haben, „der mich alsdann um nichts anderes gebeten hät„te, als daß ich mich selbst verrathen möchte, in„dem ich die Verschwörung entdecken sollte. Ein „Dolch hätte leicht einen Menschen aus dem Wege „schaffen können, der mich mit allen meinen An„hängern ins größte Unglück stürzen konnte. Und „gesetzt, ich hätte mich wider das Leben des Alex„anders verschworen: wer hat mich denn an der „Ausführung meines Vorhabens verhindert? „Bin ich nicht oft bey dem Könige in seinem Zim„mer allein gewesen? Konnte ich mich da nicht „alle Augenblicke meines Degens bedienen? Viel„leicht aber wollte ich ohne den Dymnus nichts „unternehmen: Er ist demnach das Haupt der „Verschwornen, und der stolze Philotas, dem „man vorwirft, daß er sich zum Könige in Ma„cedonien habe machen wollen, mußte den Befeh„len eines schlechten Menschen gehorchen, den er „vielleicht, ohne den gegenwärtigen Vorfall, nie „würde haben kennen lernen. Aber voraus ge„setzt, daß ich der Anstifter der Verschwörung bin, „was für Maaßregeln habe ich zur Ausführung „derselben ergriffen? Wo sind die Officiere, wo „sind die Soldaten, die ich durch Geschenke besto„chen habe? Man wirft mir noch vor, daß ich ein „Freund des Amyntas gewesen sey. Aber konnte „ich voraus sehen, da ich mit diesem jungen Prin„zen in Verbindung stand, daß er sich eines Tages „wider seinen Vetter und seinen König auflehnen „würde? Wenn diese meine Freundschaft als ein

„Verbrechen kann angesehen werden, warum hat
„man mit der Bestrafung derselben so lange ver-
„zogen? Ich habe ehemals geschrieben, daß ich
„diejenigen beklagte, die unter einem Menschen
„leben müßten, der sich für einen Sohn des Ju-
„piters hielte. Ich sehe wohl ein, daß diese Frey-
„müthigkeit mir das Leben kosten wird; ja ich ge-
„stehe, es geschrieben zu haben; aber es geschah,
„um den König zu verhindern, daß er sich nicht
„öffentlich einer Sache rühmen möchte, die ihn
„bey allen seinen Unterthanen verhaßt machen
„konnte. Wenn der Mächtigste der Götter Alex-
„andern für seinen Sohn erkannt hat, so befra-
„ge man wegen meiner Unschuld nur das Orakel,
„das den König unter die Zahl der Unsterblichen
„gesetzt hat; und Jupiter wird, im Fall ich straf-
„bar bin, sein eigen Blut nicht ungerochen lassen.
„Diejenigen, welche man des Verbrechens der
„beleidigten Majestät beschuldigt, pflegen ihre An-
„verwandten vor den Richter zu führen. Ach!
„ich habe niemanden mehr, den ich den Augen die-
„ser Armee darstellen könnte. Ich hatte zween
„Brüder, aber der Tod hat mir sie seit kurzem
„geraubt. Es bleibt mir nur noch ein Vater
„übrig, an den ich mich aber nicht wenden kann,
„weil er weit von hier ist, und für eben so strafbar
„als ich gehalten wird. Dieser Parmenio, der
„ehemals das Haupt einer zahlreichen Familie
„war, ist in Gefahr, nebst seinem einzigen noch
„übrigen Sohne ins Grab gestürzt zu werden.
„Ach mußte ich es denn seyn, o mein Vater, der
„das Ende deiner Tage beschleunigen sollte! Muß-

„test du mich unter so traurigen Aspecten zur Welt „bringen! Ich weiß nicht, wer von uns beyden „am meisten zu beklagen ist, ob du oder ich? Ich „sterbe in meinen besten Jahren, und dir wird „man ein Leben nehmen, das ohnedem die Natur „bald von dir wieder zurück fodern würde. Ach! „du bist ebenfalls, ohne es zu wollen, einiger ma„ßen Ursache an meinem Tode. Du schriebst, „daß der Arzt Philippus dem Könige Gift bey„bringen wollte, und dein Brief ward keiner Auf„merksamkeit gewürdigt. Man sahe dich als ei„nen allzuleichtgläubigen Menschen an; ich fürch„tete eben diesen Vorwurf zu verdienen, und das „ist es, was mich heut unglücklich macht. Wenn „wir uns verdächtig machen, wir mögen reden „oder schweigen, was soll man da thun?„ Sich nicht wider seine Wohlthäter verschwören, antwortete einer von den Anwesenden. „Du hast „Recht, du seyst auch wer du wollest, erwiederte „Philotas, und wenn es wahr ist, daß ich dieses „Verbrechen begangen habe, so unterwerfe ich mich „allen Arten von Strafen; aber ich schweige, denn „ich sehe wohl, daß meine letztern Worte nicht „zum Besten sind aufgenommen worden.„ Nachdem er diese Rede geendiget hatte, führte ihn die Wache wieder in das Gefängniß zurück.

Es ist bis hieher nicht leicht zu sagen, ob Philotas wirklich an der Verschwörung Theil gehabt habe, oder nicht. Ein Mann von seinem Range hätte dabey die vornehmste Rolle spielen sollen, und dennoch hat keiner von den Zeugen etwas wider ihn ausgesagt. Warum würde ihn Dymnus

nicht unter den andern Verschwornen genannt haben? Man kann sich darein nicht finden; es ist daher auch eins von den stärksten Gründen, deren sich der Sohn des Parmenio zu seiner Vertheidigung bedient. Wenn er sich eines Verbrechens bewußt gewesen wäre, würde er nicht den Cebalinus bey Seite geschaft haben, als er ihm von dem, was wider den Alexander auf dem Tapete war, Nachricht brachte. Es ist wider die Klugheit, einen Menschen leben zu lassen, der uns alle Augenblicke unglücklich machen kann; und Philotas würde sich kein Bedenken gemacht haben, einen gemeinen Menschen zu ermorden, wenn er dergleichen an dem Könige selbst zu verüben entschlossen gewesen wäre. Unter den Beweisen, die der Angeklagte zu seiner Rechtfertigung vorbringt, ist einer, der mehr scheinbar als gründlich ist. Nichts, sagt er, war leichter als die Ausführung des Vorhabens, zu dessen Urheber man mich macht. Konnte ich mich nicht meines Degens bedienen, da ich mich so oft bey dem Könige allein befand? Ja, ohne Zweifel; aber bey einer solchen Unternehmung kam es nicht bloß darauf an, den König umzubringen, sondern man mußte es auch ungestraft thun können, und den Nutzen einer so gewagten That nicht verlieren. Es mochten aber die Maaßregeln zu Ausführung eines solchen Vorhabens noch nicht alle ergriffen seyn. Die Vorwürfe, die man dem Philotas macht, daß er die Sprache seines Landes verachte, daß er keine zu vortheilhafte Meynung von der vorgeblichen Gottheit des Alexanders habe, daß er mit dem Amyntas in

Freund-

Freundschaft gestanden, alle diese Vorwürfe, sage ich, beweisen so viel als nichts gegen ihn. Das einzige, was man ihm mit einigem Grunde vorwerfen konnte, war, daß er die Nachricht von der Verschwörung nicht bekannt gemacht hatte, und gegen das, was er darauf antwortet, läßt sich verschiedenes einwenden. Es kann aber bey dem allen wohl seyn, daß er aus Bescheidenheit schwieg, um den Alexander und die Vornehmen am Hofe, welche in diese Sache verwickelt waren, nicht zur Unzeit zu beunruhigen. Die Leser werden vielleicht nicht wissen, was für ein Urtheil sie fällen sollen, und die Soldaten wußten es eben so wenig. Die Sache schien ihnen überaus kützlich und zweifelhaft; aber sie blieben nicht lange in der Ungewißheit. Ein Soldat, mit Namen Belus, dessen Sitten eben so plump waren, als sein Muth groß war, der von einem gemeinen Soldaten bis zu den höchsten Würden bey der Armee empor gestiegen war, trat auf, als er die Macedonier kein Wort reden hörte, und stellte ihnen vor, daß Philotas sie hundert mal schon aus ihren Häusern vertrieben habe, um niederträchtige Sclaven hinein zu legen; daß dieser weibische Mensch keinen seiner Kammeraden neben sich im Quartier leiden könnte, aus Furcht von ihm im Schlafe gestöret zu werden; daß alle Straßen voll von seiner prächtigen Equipage wären, und daß er seine Landsleute als Barbaren ansahe, die er verachten müsse. „Er verlangt, setzte er hinzu, daß man den Ju„piter-Hammon befragen soll, er, der die Verwe„genheit gehabt hat, diesen Gott Lügen zu strafen,

als

„als er Alexandern für seinen Sohn erkannte; es „ist leicht einzusehen, warum Philotas das Ora„kel gefragt haben will; er sucht dadurch nichts „anders, als dem Parmenio, der in Meden com„mandirt, Zeit zu geben, daß er alles veranstal„ten, und sein abscheuliches Vorhaben ausführen „könne. Es ist indeß billig, daß man sich in den „Tempel des Hammons begebe, aber bloß um dem „Jupiter zu danken, daß er seinen Sohn vor den „Streichen verwahret hat, die ihm eine gottlose „Rotte meyneidiger Unterthanen beyzubringen ge„sucht hat.„

Diese Rede machte auf das Herz der Soldaten einen so starken Eindruck, daß sie überall zu schreyen anfiengen: Man lasse uns den Königsmörder in Stücken zerreißen! Da Philotas sich vor langen und grausamen Martern fürchtete, so hätte er es gern gesehen, wenn man ihn in diesem Augenblicke der Wuth der Macedonier überlassen hätte. Alexander stellte sich indeß wieder bey der Armee ein, und verschob den Urtheilsspruch bis auf den folgenden Tag. Er ließ hierauf die vornehmsten Herrn seines Hofs zu sich berufen, und überlegte mit ihnen diese wichtige Sache. Die meisten wollten den unglücklichen Philotas gesteinigt haben. Hephästion aber, Craterus und Cönus meynten, daß man ihn auf die Tortur bringen sollte, und die andern traten endlich alle ihrer Meynung bey. Diese drey am Hofe angesehenen Männer giengen auch sogleich aus der Versammlung, um den Angeklagten unter der Tortur zu vernehmen. Alexander ließ sogleich den Crate-

rus

rus zurück rufen, und sagte ihm etwas heimlich ins Ohr, wovon man aber nie etwas erfahren hat; hernach begab er sich ganz allein in sein Zimmer, und brachte einen Theil der Nacht wachend zu, um sich von allem, was vorgieng, Nachrichten bringen zu lassen. Diejenigen, denen es aufgetragen war, den Philotas zu martern, legten ihm alle Instrumente vor die Augen hin, deren man sich bedienen wollte, um ihn das Geständniß seines Verbrechens abzuzwingen. Bey diesem Anblicke rief der Sohn des Parmenio aus: Was zaudert ihr noch, einem Menschen das Leben zu nehmen, der es gestehet, daß er ein Feind des Königs gewesen sey, und ihn habe umbringen wollen? Ja, ich habe diesen Vorsatz gehabt, und es hat an mir nicht gelegen, daß er noch nicht ausgeführet worden ist. Sogleich zog man ihn aus, verband ihm die Augen, und that ihm die erschrecklichsten Martern an. Dieser Mann nun, der in Ohnmacht gefallen war, da er sich vertheidigen sollte, stand jetzt die gräulichsten Schmerzen aus, ohne sich einen Seufzer oder einen einzigen Laut entfahren zu lassen. Man geisselte ihn nicht nur bis aufs Blut, sondern man bediente sich auch noch der Feuerprobe, welche, wie man weiß, eine der schmerzhaftesten ist. Diese niederträchtigen Hofschmeichler machten sich hier das barbarische Vergnügen, unter dem Vorwande eines Eifers für den König, ihre privat Rache auszuüben. Der Körper des Philotas schwoll durch die Entzündung der Wunden auf, und da die Schläge schon bis auf die vom Fleisch entblößten

Beine

Beine giengen, so konnte er einer so schrecklichen Marter nicht länger widerstehen, und versprach, alles zu sagen, was man nur von ihm zu wissen verlangte, wenn man ihn nur ein wenig wollte zu Kräften kommen lassen. Er foderte aber, daß man ihm zuvor bey dem Leben des Alexanders schwören sollte, mit der Marter aufzuhören, und dieses bewilligte man ihm. Hierauf wandte er sich gegen den Craterus, und fragte ihn: Was willst du aber, daß ich dir sagen soll? Craterus, der darüber ungeduldig ward, rief die Peiniger zurück; Philotas bat demnach, daß man ihm nur einen Augenblick, um sich zu erholen, erlauben möchte, und daß er hernach alles gestehen wollte. Hier ist seine Aussage.

Hegelochus, der in der letzten Schlacht geblieben ist, und ein sehr guter Freund meines Vaters war, ist die vornehmste Ursache alles unsers Unglücks. Dieser Officier kam eines Tages, da er erfahren hatte, daß der König sich für den Sohn des Jupiters ausgäbe, und sagte zu uns: „Wir „haben keinen Alexander, wir haben keinen Kö„nig mehr; wir sind unter die Tyranney eines „hochmüthigen Ungeheuers gerathen, das den „Göttern, denen es sich gleich achtet, eben so un„erträglich ist, als den Menschen, über die er sich „erhebt. Trunken von seinem Glück, hat es sich „die thörichte Einbildung in den Kopf gesetzt, daß „man ihm Altäre setzen müsse; er mag aber nur „bedenken, daß wir ihm seine Gottheit mit un„serm Blute erworben haben. Haben wir uns „nur darum so oft den größten Gefahren ausgesetzt,

um

„um uns einem stolzen Gebieter zu unterwerfen,
„der alle andere Menschen mit Verachtung an-
„sieht? Wir wollen die Welt von einem Tyran-
„nen befreyen, der sie unterdrückt, und man wird
„uns ebenfalls unter die Zahl der Götter setzen.
„Ey wer sollte länger unter einem so ausgearteten
„Prinzen leben wollen, der seine nächsten Anver-
„wandten ums Leben gebracht, und nicht einmal
„den Tod seines Vaters gerächet hat?„ So nach-
drücklich sprach Hegelochus. Da er uns aber
diese sehr befremdende Rede hielt, als wir eben von
der Tafel aufgestanden waren, so glaubten wir,
daß ihm der Wein in den Kopf gestiegen sey, und
warteten, ob wir ihn Morgen noch auf eben der
Meynung finden würden. Diese Unterredung be-
unruhigte indeß meinen Vater und mich, und wir
ließen den folgenden Tag sogleich den Hegelochus
rufen, der uns alles wiederholte, was er den Tag
vorher gesagt hatte, und noch hinzu setzte, daß er
uns mit Rath und That beystehen würde, wenn
wir die Hauptpersonen bey dieser großen Unterneh-
mung vorstellen wollten; wenn wir uns aber nicht
darauf einlassen wollten, so solle auch weiter nichts
mehr davon gesprochen werden. Parmenio ließ
sich verführen; es schien ihm aber, daß man mit
der Ausführung der Sache verziehen müsse, bis
Darius todt wäre. Denn man hatte blos zum
Vortheil eines Feindes gearbeitet, wenn man den
Alexander bey Lebzeiten des persischen Monar-
chen umgebracht hätte; da hingegen nach dem To-
de dieses letztern Asien und der ganze Orient die
Frucht unserer Rebellion gewesen wäre. Man

schwor einander von beyden Seiten eine beständige Treue, und wartete nur auf günstigere Umstände. Das ist alles, was ich euch sagen kann; denn ich versichere euch heilig, daß ich von dem, was Dymnus vorgehabt hat, nicht das geringste weiß. Was würde mir es weiter kosten, auch dieses Verbrechen zu gestehen, da ich mich schon so weit herausgelassen habe?

Wenn das Geständniß, das man von einem Menschen durch die Marter erzwingt, ihn des Todes schuldig macht, so hatte Philotas schon mehr gestanden als nöthig war, um ihm die Todesstrafe zu zuerkennen. Dem ohngeachtet war man mit dem, was er wider sich selbst ausgesagt hatte, noch nicht zufrieden, sondern man brachte ihn von neuem auf die Tortur, um das Geständniß von ihm zu erzwingen, daß er ebenfalls an der letztern Verschwörung Theil gehabt habe. Craterus erröthete nicht, das Amt eines Scharfrichters zu verwalten, und ihn mit einem Spieße a) in dem Gesichte so zu verwunden, daß der elende Philotas, um den grausamen Schmerzen zu entgehen, oder weil er würklich nicht unschuldig war, endlich gestand: „Er habe bey der jetzt entdeckten Ver„schwörung allerdings Antheil gehabt. Mein Va-

ter

a) Quum ipsi quoque hastis os oculosque everberarent. Curt. Daß es Craterus selbst gethan habe, davon sagt Curtius nichts. Er redet vielmehr beständig in der mehrern Zahl, so wie in der hier angeführten Stelle. Man muß es also auf das im lateinischen befindliche Wort tortores (die Peiniger) beziehen.

„ter ist alt, sagte er, und ich kann ihn vielleicht
„ehester Tage verliehren; ich habe daher geeilt,
„mein Vorhaben auszuführen, weil Parmenio
„eine ansehnliche Armee commandirt, und uner-
„meßliche Schätze in seiner Gewalt hat. Ihr kön-
„net mit mir vornehmen, was ihr wollet; aber
„ich versichere euch feyerlichst, daß mein Vater an
„meiner letzten Unternehmung nicht den geringsten
„Antheil hat.„

Man glaubte nun genung von dem Sohne des Parmenio gehört zu haben, und hinterbrachte alles dem Könige. Alexander befahl, daß man den morgenden Tag die Aussage des Philotas der Armee vorlesen sollte. Da dieser Unglückliche sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, so trug man ihn auf den Versammlungsplatz. Demetrius, den man als einen Mitverschwornen angegeben hatte, ward auch dahin gebracht; er wollte aber nichts gestehen, und schwor, daß er ganz unschuldig sey. Philotas, der die Augen auf allen Seiten herum wandte, sahe einen jungen Menschen, mit Namen Calys, und sagte zu ihm: Was! du lässest den Demetrius solche Lügen sagen, und mich noch so grausam martern? Man ergriff ihn sogleich, und Calys gestand mit Zittern, daß er und Demetrius mit unter der Zahl der Verschwornen wären. Man gab hierauf ein Zeichen, und Philotas ward nebst allen seinen Mitschuldigen, nach Gewohnheit der Macedonier, auf der Stelle zu Tode gesteinigt.

Aus dem, was man gelesen hat, ergiebt sich, daß der Sohn des Parmenio nichts weniger als

unschuldig war. Denn ob man gleich bisweilen unter der Marter Verbrechen bekennet, die man nie begangen hat, so kann man doch dieses nicht vom Philotas sagen. Er ist zu umständlich in der Erzählung der ersten Verschwörung, zu welcher Hegelochus ihn und seinen Vater verleitet hatte. In Ansehung der zweyten wird er, außer seinem eigenen Geständnisse, noch durch seine Mitverschwornen entdeckt. So wichtige Beweise waren auch nöthig, wenn man ihn am Leben strafen wollte: denn er stand in so großem Ansehen, daß sein Tod einen allgemeinen Aufruhr unter der Armee verursacht haben würde, wenn man nicht sehr augenscheinliche Beweise wider ihn gehabt hätte. So bald man aber auch deutlich sahe, daß er strafbar wäre, so fand er weiter kein Mitleiden mehr, selbst in dem Herzen seiner Freunde.

Dem ohngeachtet gereicht die ganze Sache dem Alexander nicht sehr zur Ehre; er zeigte gar zu deutlich, wie er sich vorgesetzt habe, den Philotas zu stürzen, und dieses zu einer Zeit, wo man ihn mehr für unschuldig, als strafbar halten mußte. Nichts ist unregelmäßiger, als der Anfang dieses Verfahrens. War es erlaubt, eines geringen Verdachts wegen, einem der vornehmsten Officiere, der seinem Herrn die wichtigsten Dienste geleistet hatte, auf eine so grausame und schimpfliche Weise zu begegnen? Kann man nicht unvorsichtig seyn, ohne strafbar zu werden? Und wer konnte vor der völligen Endigung des Processes sagen, welcher von beyden Titeln dem Philotas eigentlich zukäme? Man sieht ganz deutlich, daß Alexander nur mißvergnügt

vergnügt über ihn war, weil er nicht vor dem eingebildeten Sohne des Jupiters die Knie beugen wollte, und daß er ihm deswegen den Untergang geschworen hatte. Welche Schwachheit bey einem so großen Könige! Man muß indessen gestehen, daß, wenn sich Alexander billiger bey der Sache hätte finden lassen, er ganz gewiß das Opfer seiner wider ihn verschwornen Feinde geworden wäre.

Wenn in Macedonien einer ein Verbrechen wider die Majestät begangen hatte, so traf die Strafe alle Anverwandte und Freunde des Verbrechers zugleich. Es nahmen sich daher die meisten, die dem Philotas als Verwandte oder als Freunde angehörten, so bald sie erfuhren, daß er auf die Tortur gebracht worden sey, das Leben; die andern entflohen auf die Gebürge, und erfüllten das Lager mit Furcht und Entsetzen; so daß er sich genöthigt sahe, durch ein Edict der allgemeinen Unordnung Einhalt zu thun, in welchem er versicherte, daß man nicht nach der Strenge der macedonischen Gesetze verfahren wollte.

Nach dem Tode des Philotas stellte man Untersuchungen wider seine Freunde an, und besonders wider den Amyntas und Simmias, gegen welche er die meiste Zärtlichkeit gehabt hatte. Alexander hielt sie für strafbar, und führte die Ursachen an, warum er sie im Verdacht hatte. Amyntas, der hernach die Erlaubniß erhielt, sich zu vertheidigen, redete den König mit folgenden Worten an: „Gnädigster Herr, man thut sehr „unrecht, wenn man mir es zum Verbrechen „macht, daß ich ein Freund des Philotas gewesen

„bin. Sollte ich die Gewogenheit eines Mannes
„nicht gesucht haben, der im grösten Ansehen stand,
„und mir mehr als auf eine Weise nützlich seyn
„konnte? Seit wenn ist es Mode geworden, daß
„man den Königen mißfällt, wenn man sich um
„die Gunst ihrer liebsten Favoriten bewirbt? Ich
„will es dreust heraus sagen, gnädigster Herr;
„wenn du nicht gewesen wärest, so würde ich mich
„jetzt nicht in der Nothwendigkeit sehen, mich über
„diesen Punct zu rechtfertigen; du bist es, der
„mich zum Verbrecher gemacht hat, weil ich ge-
„glaubt habe, daß ich mich, um mein Glück zu
„befördern, an einen unserer vornehmsten Offi-
„ciere wenden müßte, den du mit Wohlthaten
„überhäufstest. Wenn du alle diejenigen, die
„Freunde des Philotas gewesen sind, oder seyn
„wollten, strafen willst, so mußt du die ganze Ar-
„mee strafen. Die Königinn, deine Mutter, hat
„dir geschrieben, daß meine Brüder und ich deine
„Feinde wären. Wollten die Götter, daß Olym-
„pias, da sie für ihren Sohn besorgt ist, ein we-
„nig vorsichtiger wäre, und daß sie nicht dein
„Herz mit einer vergeblichen Furcht erfüllte! Ich
„mag die Ursachen des Hasses, den sie gegen uns
„hat, nicht gern berühren: aber es giebt Gelegen-
„heiten, wo man reden, und es nicht achten muß,
„wenn man sich auch die würdigsten Personen zu
„Feinden machen sollte. Erinnere dich, gnädig-
„ster König, daß du mich vor einiger Zeit nach
„Macedonien schicktest, um daselbst Truppen an-
„zuwerben; du sagtest mir, daß es daselbst viele
„zum Kriege tüchtige junge Leute gäbe, die sich aus

Furcht

„Furcht vor dieser Lebensart in dem Pallaste der „Königinn versteckt hielten. Du befahlest mir, „auf nichts, als auf deinen Vortheil zu sehen, und „diese müßige Jugend wegzunehmen, welcher man „bald Lust zum Kriege machen wollte; ich gehorch„te, und durch diesen Dienst, den ich meinem Kö„nige erwies, zog ich mir die Ungnade seiner Mut„ter zu.„

Indem Amyntas noch redete, brachte man seinen Bruder Polemon, welcher die Flucht ergriffen hatte, als man den Philotas auf die Tortur brachte. Dieser junge Mensch wäre beynahe auf der Stelle ermordet worden, da er doch nur aus Furcht vor der Strenge, oder vielmehr der Ungerechtigkeit der macedonischen Gesetze, geflohen war. Polemon wandte sich aber an die Versammlung: „Ich habe nichts für mich zu bitten, sagte er, „außer daß meine Flucht nicht meinen Brüdern „zur Last gelegt werde. Wenn ich einen Fehler „begangen habe, so betrifft er nur meine Person, „und das Verschulden muß auf mich ganz allein „fallen.„ Die Soldaten wurden durch diese Rede gerührt, und der junge Polemon schien wegen der Gefahr, in welche er seine Brüder gestürzt hatte, von dem lebhaftesten Schmerz durchdrungen. Amyntas, der ihn mit zornigen Augen ansahe, sagte zu ihm: „Jetzt ist es nicht Zeit zu weinen; da „hättest du Thränen vergießen sollen, da du die „Flucht ergriffest. Siehe, zu was du mich bringst: „ich bin genöthigt, um mich zu rechtfertigen, mich „wider dich zu erklären!„ Alle Soldaten fiengen darüber an zu weinen, und schrien: „Man muß

„diesen tapfern Leuten Vergebung wiederfahren las-
„sen, sie haben kein Verbrechen begangen.„ Die Vornehmen des Hofes baten gleichfalls für sie, und Alexander willigte in die Vergebung, die man so eifrig suchte.

Als Philotas todt war, so vergaßen selbst die, die ihn ums Leben gebracht hatten, sein Verbrechen, und dachten weiter an nichts, als an sein Unglück. Man bereuete es schon, einem Menschen so grausam begegnet zu haben, den seine persönlichen Eigenschaften und seine geleisteten Dienste eines bessern Schicksals würdig machten. Dieses sich zeigende Mitleid schien dem Alexander nicht sehr zu gefallen: aber er beunruhigte sich darüber gar wenig, und suchte nur den Vater desjenigen, dessen trauriges Schicksal man beklagte, aus dem Wege zu schaffen. Der König wandte sich zu Ausführung dieses Vorhabens an den Polydamas, den vertrauten Freund des Parmenio, und sagte zu ihm: „Siehe, wie viel Vertrauen ich zu dir
„habe; ich will den Commandanten in Meden mir
„gern vom Halse schaffen, und weiß, daß er stets
„eine große Neigung gegen dich gehabt. Aber
„die Freundschaft muß für nichts geachtet werden,
„wenn es darauf ankömmt, dem Könige zu die-
„nen. Reise geschwind nach Meden, und bringe
„mir das Haupt des Parmenio.„ Polydamas versprach alles, was man verlangete, und freuete sich, durch einen so niederträchtigen Mord die Gnade seines Herrn verdienen zu können. Er gieng nach Meden, wandte sich an einige der vornehmsten Officiere, und zeigte ihnen die Briefe, welche

Befehle von Alexandern über dasjenige, was geschehen sollte, enthielten. Parmenio erfuhr unterdessen die Ankunft des Polydamas. Er ließ ihn sogleich allenthalben suchen, voller Ungeduld seinen alten Freund wieder zu sehen, und Neuigkeiten vom Könige zu vernehmen. Der Commandant von Meden gieng geruhig in seinem Garten mitten unter den Officieren spatzieren, die ihn ermorden sollten. So bald er den Polydamas ansichtig ward, lief er ihm entgegen, und empfieng ihn auf die freundschaftlichste Weise. Nach den gewöhnlichen Complimenten überreichte ihm sein grausamer Freund zween Briefe, einen vom Alexander, und den andern a) vom Philotas. Parmenio, indem er den erstern erbrach, fragte, was der König machte. Du wirst es, antwortete man ihm, aus dem Briefe sehen, den er an dich schreibt. Was! sagte er, nachdem er ihn gelesen hatte, Alexander macht Zurüstungen, um neue Feinde anzugreifen? Dieser Prinz ist nicht zu ermüden: aber es ist bald Zeit, daß er die Früchte seiner Siege in der Stille zu genüßen anfängt. Hernach nahm er den im Namen des Philotas geschriebenen Brief, und indem er ihn las, stieß ihm Cleander den Dolch in die Brust. Die andern Officiere gaben ihm noch verschiedene Stiche, bis er todt war. Die Wachen, die vor dem Garten standen, liefen ins Lager, und breiteten diese traurige

a) Da man sich des Petschafts des Philotas bedient hatte, so glaubte Parmenio wirklich, daß der Brief von seinem Sohne wäre.

rige Begebenheit aus. Die Soldaten griffen sogleich zu den Waffen, und begaben sich an den Ort, wo dieser blutige Auftritt geschehen war; sie droheten, alles mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten, wenn man ihnen nicht die Mörder ihres Generals ausliefern würde. Man zeigte ihnen hierauf, um ihre Wuth zu besänftigen, die Befehle des Alexanders, und stellte ihnen die Ursachen vor, warum ihr General ums Leben gebracht worden sey. So bald die Soldaten nun hörten, daß es der Wille des Königs gewesen, so ließen sie es zwar nicht zu Gewaltthätigkeiten kommen; sie bezeugten aber dennoch ihren Unwillen darüber, und wollten mit Gewalt den Cörper ihres Generals ausgeliefert haben, damit sie ihm die Ehre des Begräbnisses erweisen könnten.

Dieß war das klägliche Ende des unglücklichen Parmenio, eines der größten Männer, die jemals Macedonien hervor gebracht hat. Klug und scharfsinnig in seinen Anschlägen, beherzt in der Ausführung, glücklich in seinen Unternehmungen, von den Großen geachtet, von den Soldaten geliebt, ein guter Vater, ein zärtlicher Freund, eben so groß im Frieden als im Kriege, fehlte ihm zum Helden nichts, als daß er ein getreuer Unterthan hätte seyn sollen. Er war der vertrauteste Freund des Philippus und Alexanders gewesen. Er war es, der dem letztern den Weg nach Asien eröffnete, der ihm in den wichtigsten Unternehmungen beystand, alle Gefahren mit ihm theilte, ihm zu den glänzendsten Siegen verhalf, und endlich

den Glanz so vieler schönen Handlungen durch die allerschändlichste Untreue verdunkelte.

Verschwörung des Catilina wider die römische Republik.

Vor Christi Geburt 61.

Die römische Republik hatte schon mehr als einmal auf dem Puncte gestanden, unter den Angriffen einiger mißvergnügten Bürger zu erliegen: aber nie war dieser blühende Staat seinem Untergange so nahe, als da sich Catilina vorgesetzt hatte, sich Meister von Rom zu machen, und die vornehmsten Rathsherren daraus zu verjagen. Diese Hauptstadt der Welt hatte ihre Erhaltung lediglich dem Eifer und der Wachsamkeit ihres Bürgermeisters zu danken. Ehe ich mich aber in die umständliche Erzählung dieser berüchtigten Begebenheit einlasse, will ich zuvor den Charakter des unwürdigen Römers schildern, der diesen abscheulichen Plan entworfen hatte.

Die ersten Handlungen des Catilina waren schon erschreckliche Verbrechen. Er schwängerte in seiner frühen Jugend eine vestalische Jungfrau, und verführte eine junge Römerinn vom vornehmen

men Stande, mit welcher er eine Tochter zeugte, die er hernach selbst zur Frau nahm. Doch nicht genug, daß er ein Blutschänder war, er ward auch ein Mörder. Da er sich in eine Wittwe verliebt hatte, welche aus Zärtlichkeit gegen ihren einzigen Sohn nicht wieder heyrathen wollte, so gab er dem Sohne Gift, und heyrathete hernach die Mutter desselben. Und zu welchen ausschweifenden Grausamkeiten ließ er sich nicht zu den Zeiten der Proscription verleiten! Als ein unbarmherziger Diener der Rasereyen des Sylla sahe er mit Vergnügen das reinste römische Blut vergießen.

Catilina war von vornehmen Stande, und konnte daher sich auf die höchsten Würden in der Republik Rechnung machen. Sein Körper war eben so stark und dauerhaft, als sein Muth groß war, und die Bosheit seines Herzens übertraf noch sein ausgebreitetes Genie. In der Kunst sich zu verstellen, welche denen so nöthig ist, die mit bösen Absichten umgehen, war niemand geschickter als er. Ob er gleich mit Personen von verschiedenem Charakter zu thun hatte, so wußte er sich doch so nach den Sitten eines jeden zu bequemen, daß er allen gleich angenehm war. Er hielt es öffentlich mit den tugendhaftesten Bürgern, und war doch in geheim der vertrauteste Freund der berüchtigsten Bösewichter. Man fand in einigen seiner Zimmer nichts, als die Einfalt der alten Römer, in andern hingegen war alles auf das prächtigste zur Weichlichkeit und Wollust eingerichtet. So sehr er sich auch den Ausschweifungen der Liebe überließ, so war er doch auch zu den Kriegsübungen

gen vollkommen aufgelegt, und vertauschte ohne Schwierigkeit die Strapazen des Lagers mit den Wollüsten der Stadt. Er riß auf eine ungerechte Weise das Vermögen anderer an sich, und verschwendete das seinige mit vollen Händen. Bis auf den höchsten Grad ehrgeizig, war nichts so groß, worauf er sich nicht berechtiget hielt seine Hoffnung zu erstrecken. Sobald er den Vorsatz gefaßt hatte, die Republik über den Haufen zu werfen, bemühete er sich seine Fehler zu verbergen, und den Schein der Tugend an ihre Stelle zu setzen. So sahe es um den berüchtigten Mann aus, der sein Glück auf den Untergang der Hauptstadt der Welt gründen wollte.

Kaum hatte Catilina das abscheuliche Project entworfen, sein Vaterland über den Haufen zu werfen, als er sich nach Gehülfen umsahe, die er auch mit leichter Mühe in einer Stadt fand, wo die Schwelgerey mit allen Arten der Laster eingerissen war. Leute, die Ehre und Credit verlohren hatten; Leute, deren lüderliches Leben sie an den Bettelstab gebracht hatte, und die weiter sich nicht zu helfen wußten, als wenn man den Staat umstürzen könnte; Mörder und Straßenräuber, die der Strenge der Gesetze entgehen wollten; mit einem Worte, alle schlechte Bürger, von denen Rom voll war, hiengen sich an den Catilina, und wurden von ihm mit der freundschaftlichsten Art aufgenommen. Er schmeichelte ihnen mit den besten Hoffnungen, ohne ihnen jedoch seine wahren Gesinnungen zu verrathen. Unter allen Personen, die sich bey ihm als Freunde und Gehülfen angaben,

ben, waren ihm die jungen Leute insgemein am angenehmsten. Er wußte, daß man in dem ersten Alter des Lebens am fähigsten sey, alle Arten von Eindrücken anzunehmen, und daß die tugendhaftesten Reizungen sich nicht lange gegen böse Beyspiele halten. Es fanden sich auch wirklich unter diesen jungen Leuten einige, deren Herz noch nicht verderbt war; aber unter der Anführung eines solchen Meisters nahmen sie bald in Bubenstücken merklich zu, und wurden die vornehmsten Werkzeuge der Rachgier des Catilina. Um sie nun in Morden und Blutvergiessen recht geübt zu machen, trieb man die Grausamkeit so weit, daß man sie sogar Personen umbringen ließ, deren Tod weiter zu gar nichts diente.

Es waren nicht alle, die sich in die Verschwörung des Catilina einließen, etwan geringe und unbekannte Leute; es fanden sich vielmehr römische Ritter und sogar Rathsherren unter denselben. Lentulus, Cassius, Cethegus, und einige andere, die dem Stande nach eben so ansehnliche Männer waren, schämten sich nicht, es mit einer Rotte böser Buben zu halten. Crassius und Cäsar sollen sogar, wie man insgemein dafür hält, selbst Theil daran gehabt haben. Der letzte erregte besonders Verdacht wider sich, und seine nachherige Aufführung hat diesen Verdacht noch mehr bestärkt. Er führte sich aber sehr vorsichtig auf, und wollte zuvor sehen, wie die Sachen laufen würden, ehe er sich gänzlich darauf einließe. Das gewisseste ist, daß er sich alle mögliche Mühe gab, um den Mitverschwornen des Catilina das Leben zu retten,

ten, als man sie gefänglich eingezogen hatte. In Ansehung des Crassus glaubt man, daß er von allem, was vorgieng, Nachricht erhielt, und Willens war, sich selbst zum Haupt der Verschwörung aufzuwerfen, im Fall die Sache glücklich laufen sollte; wodurch er den Pompejus zu unterdrücken hoffte, als dessen Gewalt ihm ein Dorn im Auge war.

Die Anschläge, die Catilina im Kopfe hatte, machten ihm manche schlaflose Nacht. Die Furcht, von einigen seiner Mitverschwornen verrathen zu werden; der Anblick der Gefahr, in welche er sich stürzte; die abscheulichen Verbrechen, welche er begehen wollte; alle diese schrecklichen Ideen stellten sich seinem Geiste so lebhaft vor, daß er keinen ruhigen Augenblick mehr hatte. Man konnte die Unruhe seiner Seele auf seinem Gesicht und in seinen Augen lesen, und was hatte man von einem Manne in solcher Verfassung nicht zu fürchten? Catilina, der sich vielleicht einbildete, daß man anfienge etwas zu merken, eilte sein Vorhaben auszuführen. Die Umstände schienen ihm darzu günstig zu seyn: Es standen damals gar keine Armeen in Italien; Pompejus, an welchem Rom einen Beschützer würde gefunden haben, war in den entlegensten Gegenden der Welt mit dem Kriege beschäftiget; der Senat, der sich nichts zu fürchten zu haben einbildete, war für die öffentliche Sicherheit nicht sehr besorgt; die Soldaten, die unter dem Sylla gedient hatten, und an Rauben und Plündern gewöhnt waren, wünschten das Feuer der bürgerlichen Kriege wieder angezündet zu sehen;

hen; Catilina endlich, der sich versichert glaubte, das Consulat zu erhalten, suchte diesen erhabenen Posten in keiner andern Absicht, als um Gelegenheit zu haben, seine Wuth um so viel freyer auszuüben. Er berief demnach die Verschwornen zusammen, und hielt folgende Rede an sie:

„Ich sehe mich heute durch die Ueberzeugung, „die ich von eurem Muthe und von eurer Treue „gegen meine Person habe, genöthiget, euch mei„ne wichtigen Absichten zu entdecken; ich habe da„von schon einem jeden von euch insbesondere Nach„richt gegeben, und ich habe euch heute nur zu„sammen gerufen, um eure Meynungen darüber „zu vernehmen. Das Unternehmen selbst ist das „alleredelste, was sich tapfere und der Sclaverey „feindselige Männer in den Sinn können kommen „lassen. Das römische Reich ist in unserer Ge„walt, und wir können uns Meister davon machen. „Werden wir je eine schönere Gelegenheit finden, „uns glücklich zu machen? Wolltet ihr wohl län„ger unter der Tyranney einiger Privatpersonen „stehen, die die Regierung an sich gerissen haben, „und mit uns als mit elenden Sclaven umgehen? „Laßt uns standhaft einen Versuch wagen, uns „von einen so schimpflichen Zustande zu befreyen? „Ist ein rühmlicher Tod nicht einem so elenden „Leben weit vorzuziehen? Aber warum rede ich „hier vom Sterben, da es nur auf uns ankömmt, „zu überwinden? Denn wer sind denn unsere Fein„de? Männer, die zu Weichlingen und Feigher„zigen geworden sind, und zwar durch ihre großen „Reichthümer, die sie beständig vor unsern Augen

aus-

„ausbreiten, um uns unsern elenden Zustand de-
„sto fühlbarer zu machen. Werden diese unwür-
„digen Römer wohl im Stande seyn, uns zu wi-
„derstehen? Wir wollen nicht zugeben, daß sie
„sich länger über unsere Dürftigkeit lustig machen.
„Reichthümer, Ehrenämter, alles wartet auf uns,
„wenn wir siegen; da hingegen Armuth, Schmach
„und Schande unser Theil bleibt, wenn wir fer-
„ner das Joch der Tyranney geduldig ertragen.
„Ich überlasse euch die Wahl. Wenn ihr aber,
„wie ich nicht zweifele, die einzige herzhaften Leu-
„ten anständige Parthey ergreift, so biete ich euch
„meine Dienste nicht nur als General, sondern
„auch als Soldat an. Das Consulat, zu welchem
„ich zu gelangen hoffe, wird mich in den Stand
„setzen, unsere Anschläge auszuführen, und wir
„wollen alsdann einstimmig die Maaßregeln dar-
„zu ergreifen.„

Ehe sich aber die Zusammenverschwornen auf die Unternehmung einließen, die man ihnen vorschlug, fragten sie, was sie für eine Belohnung zu gewarten hätten. Die Befreyung von allen ihren Schulden, die Erlaubniß zu plündern, die Güter aller Proscribirten, das war der abscheuliche Sold, womit man ihre Dienste zu belohnen versprach. Man versichert, daß Catilina, da er seine Anhänger zu allem bereit und willig sahe, sich eines Mittels, sie genauer mit einander zu verbinden, bediente, wofür man erschrickt. Man setzte ihnen einen mit Menschenblut gefüllten Becher vor, woraus sie alle tranken, nachdem sie sich durch

die entsetzlichsten Schwüre verpflichtet hatten, die gemeinschaftliche Sache nicht zu verrathen.

Alle diejenigen, welche mit einer großen Unternehmung schwanger gehen, sollten fleißig untersuchen, ob die Personen, die sie zu ihren Vertrauten machen, nicht schon in gewissen Verbindungen stehen, wo sie sich leicht selbst verrathen und einsehen lassen können, was in ihrem Herzen vorgeht. Catilina hatte zum Glück der Römer diese Vorsicht nicht gebraucht; seine Anschläge wurden daher bald auf die Weise verrathen, wie ich erzählen will. Fulvia, ein Frauenzimmer von Stande, hatte einen Liebhaber unter den Zusammenverschwornen, welcher Quintus Curius hieß. Es war dieß einer von den Männern, die ein Geheimniß nicht verschweigen können, wenn es auch ihr Leben kosten sollte, und die eben so gern sich einer schlechten Handlung rühmen, als sie dieselbe begehen. Seine Ausschweifungen hatten ihn in sehr schlechte Umstände gesetzt; und ob er gleich den größten Theil seines Vermögens mit der Fulvia verthan hatte, so machte es doch dieses eigennützige Frauenzimmer mit ihm, wie es alle machen, die ein schandliches Gewerbe mit ihrer Ehre treiben, sie hörte nämlich auf ihm mit Achtung zu begegnen, da er aufhörte reich zu seyn, und zu gefallen. Curius, den ein so unanständiges Verfahren von seiner Maitresse verdroß, drohete ihr den Dolch in die Brust zu stoßen, wenn sie nicht ferner mit ihm so wie zuvor leben wollte. Nachdem er sie erst durch seine Hitze erschreckt hatte, so suchte er sie nachhero auch durch die prächtig-

sten Versprechungen zu gewinnen. Er gab ihr zu verstehen, daß sie sich in kurzer Zeit in den glücklichsten Umständen befinden sollte; daß er die sichersten Mittel in den Händen hätte, nicht allein seine Umstände zu verbessern, sondern auch zu einem überaus glänzenden Glücke zu gelangen, welches er gern mit seiner lieben Fulvia theilen wollte. Diese, der es gar nicht an Verschlagenheit fehlte, sahe den Sinn dieser Worte bald ein. Sie wandte in den verschiedenen Unterredungen, die sie mit dem Curius hatte, alle Geschicklichkeit an, um ihm seine Geheimnisse abzulocken, und erfuhr endlich, mit welcher Gefahr die Republik bedrohet ward. Die lüderlichsten Leute behalten noch bisweilen einen Saamen der Rechtschaffenheit. Fulvia, die gern ihr Vaterland und ihren Liebhaber retten wollte, offenbarte die Entdeckungen, die sie gemacht hatte, verschiedenen Personen, doch ohne denjenigen zu nennen, bey dem sie dahinter gekommen war. Eine lüderliche Frauensperson war es also eigentlich, welche Rom von seinem Untergange errettete.

So bald man die Anschläge des Catilina erfahren hatte, beschloß man, ihm einen Mann entgegen zu stellen, der im Stande wäre, alle Projecte der Zusammenverschwornen zu vereiteln. Es war dazu ein eifriger, hurtiger, wachsamer, standhafter und muthiger Bürgermeister nöthig. Alle diese Eigenschaften fanden sich beym Cicero. Man denkt sich bey dem Namen dieses großen Mannes insgemein nur den größten Redner, den die Römer gehabt haben: aber man erweist ihm allemal zu

wenig Ehre, wenn man ihn nur von der Seite bewundert; er war einer von denen zur Regierung tüchtigsten Männern, und das Ruder des Staats konnte zur Zeit des Ungewitters, womit die Republik bedrohet ward, nicht bessern Händen anvertrauet werden. Man wird sich vielleicht wundern, daß ich den Muth mit unter die Eigenschaften des Cicero rechne; ich weiß, daß er sich von dieser Seite nicht den größten Ruhm erworben hat. Er hat sich in seinem Leben durch nichts weniger, als durch die Waffen hervorgethan. Aber giebt es keine andere Herzhaftigkeit, als diejenige, womit man dem Tode mitten unter denen Schrecken des Krieges trotzet? Kann man denjenigen für keinen herzhaften Mann halten, der sich denen Unternehmungen eines fürchterlichen Schwarms von Bösewichtern widersetzt, von denen er alle Augenblicke befürchten muß, daß sie sich an ihm rächen werden? Die Römer hatten ohne Zweifel eine bessere Meynung von der Herzhaftigkeit des Cicero, als wir, weil sie in ihm einen Befreyer zu finden glaubten. Seine niedrige Geburt hatte bisher seiner Erhebung einige Hindernisse in den Weg geleget; so bald man aber Rom in Gefahr sahe, warfen alle die Augen auf ihn, und er ward zum Bürgermeister erwählet. Man gab ihm den C. Antonius zum Amtsgehülfen, der ein tapferer Krieger war, und von dem man sich gute Dienste versprach, wenn es mit denen Zusammenverschworenen zu einem wirklichen Kriege kommen sollte. Diese nun geriethen in die äußerste Bestürzung, als sie erfuhren, daß Cicero zum Bürgermeister er-

erwählt sey. Catilina empfand zwar den harten Stoß, der ihm versetzt ward, eben so nachdrücklich, als seine Mitverschworne; aber er ließ sich dadurch in seinem abscheulichen Vorhaben nicht irren, sondern suchte vielmehr dasselbe schleunig auszuführen. Nachdem er allenthalben Geld aufgeborgt hatte, schaffte er einen guten Vorrath von Waffen an, und schickte sie an den Manlius, der damals zu Fesulä war, und mit dem Kriege den Anfang machen sollte.

Catilina suchte noch immer sich Anhänger zu verschaffen. Er nahm so gar Weiber auf, die ihm durch die Gabe zu verführen, die sie haben, von großem Nutzen seyn konnten. Die berüchtigte Sempronia war ihm wohl unter allen am liebsten, da sie auf seine Seite trat. Sie besaß Annehmlichkeiten, wodurch sie aller Herzen einnahm, und dabey Laster, die sie abscheulich machten. Eine vornehme Geburt, eine seltene Schönheit, ein großer Verstand, waren Vorzüge, die ihr die Natur geschenkt hatte. Und ob sie gleich nicht mehr die jüngste war, so konnte sie dennoch heftige Leidenschaften erregen. Sie tanzte vortrefflich, und war in der Music vorzüglich geschickt. Die griechische Sprache war ihr so geläufig, als ihre Muttersprache; sie machte artige Verse; ihr Umgang war überaus angenehm, und alle freueten sich über ihren Witz und ihre Einfälle. Sie redete die Sprache der Zärtlichkeit oder auch der Unverschämtheit sehr gut, wenn es nöthig war. Nie hat ein Frauenzimmer aus dem Verlust ihres guten Namens mehr Vortheil zu ziehen gewußt; denn sie rich-

richtete sich nie nach dem, was der Wohlstand von ihrem Geschlechte fodert; sondern wenn ihr einer gefiel, bot sie sich, ohne roth zu werden, leicht selber an. Da ihre Verschwendung alle Gränzen überschritt, so war sie auch wenig gewissenhaft in Ansehung der Mittel, Geld zu gewinnen, und sahe es für eine Kleinigkeit an, eine Summe abzuleugnen, die man ihr in Verwahrung gegeben hatte. Man hatte sie im Verdacht, daß sie bey verschiedenen Todschlägen mit im Spiele gewesen, und man that ihr auch nicht ganz Unrecht. Sie hatte sich bisweilen durch Handlungen hervorgethan, deren nur die herzhaftesten Männer fähig zu seyn scheinen. Eine Frau von diesen Eigenschaften mußte nothwendig unter einer Rotte von Verschwornen eine ansehnliche Rolle spielen.

Nach allen diesen Vorbereitungen hatte Catilina die Verwegenheit, um das Consulat auf künftiges Jahr anzuhalten, wobey er sich Rechnung machte, daß er, wenn er sicher wäre, es zu erhalten, den C. Antonius, den Amtsgehülfen des Cicero, auf seine Seite ziehen wollte. Dieser aber war auf keine Weise zu gewinnen, und die Verschwornen, die ihn mit Recht als ihren unversöhnlichen Feind ansahen, faßten den Vorsatz, ihn ums Leben zu bringen. Sie hatten aber mit einem Manne zu thun, der nicht weniger auf seine eigene Erhaltung, als auf die Erhaltung des Staats aufmerksam war. Dieser vorsichtige Consul ließ sich überall von seinen Freunden und Clienten begleiten. Da Catilina sahe, daß weder sein Ansuchen um das Consulat, noch die Nachstellungen,

um den Cicero in die Falle zu bekommen, gelingen wollten, beschloß er, offenbare Gewalt zu gebrauchen. Verschiedene seiner Anhänger mußten sich, auf seinen Befehl, in die italienischen Städte begeben, und daselbst die Einwohner zum Aufruhr zu bringen suchen; er als Anführer fand es für gut, in Rom zu bleiben, welches er an verschiedenen Orten in Brand stecken, und seine übrigen Anschläge alsdann um so viel leichter ausführen wollte, wenn die Feuersbrunst alles in Unordnung würde gebracht haben. Er befahl zugleich seinen Trabanten, daß sie sich in alle Gegenden der Stadt verbreiten, und alle Römer niedermachen sollten, die ihnen aufstoßen würden. Es wollte aber bey der unglaublichen Mühe, die er sich gab, dennoch mit seinem Unternehmen nicht fort. Er ließ daher in der Nacht alle Verschworne zusammen kommen, und machte ihnen wegen ihrer Unempfindlichkeit und Zaghaftigkeit Vorwürfe. Nachdem er ihnen nun die Anstalten bekannt gemacht, die er außerhalb Rom getroffen hatte, so sagte er ihnen frey heraus, daß alles nicht gelingen würde, so lange man den Cicero am Leben ließe. Sogleich erboten sich ein römischer Ritter, **Cornelius**, und ein Rathsherr, **Varguntejus**, den Consul umzubringen. Aber **Fulvia**, die auch davon Nachricht erhielt, hinterbrachte es sogleich demjenigen, der das Opfer dieser bösen That werden sollte. Cicero nahm sich in Acht, und sorgte auf alle Art für die Sicherheit seiner Person.

Unterdessen suchte **Manlius** die Völker Hetruriens aufzuwiegeln, die unter der Herrschaft des

Sylla sehr viel gelitten hatten, und nichts mehr suchten, als sich zu rächen und ihre Umstände zu verbessern. Das Land war außerdem noch voller Straßenräuber, die man durch die Hoffnung zur Plünderung leicht herbey ziehen konnte. So sahen die Soldaten aus, mit denen man eine Stadt plündern wollte, die fast den ganzen Erdkreiß bezwungen hatte. Als Cicero davon Nachricht erhielt, berichtete er es sogleich an den Rath. Dieser gab sogleich den beyden Bürgermeistern diejenige unumschränkte a) Gewalt, die ihnen nur in sehr gefährlichen Zeiten der Republik pflegte zugestanden zu werden. Es liefen unterdessen Nachrichten von Fesulä ein, daß Manlius die Waffen ergriffen habe, und sich an der Spitze einer beträchtlichen Anzahl Rebellen befände. Man schickte sogleich vier berühmte Generale in verschiedene Gegenden von Italien aus, wo man das meiste zu fürchten hatte. Man überließ es ihrer Klugheit, was für Maaßregeln sie bey so bewandten Umständen ergreifen wollten.

Die Bestürzung der Römer bey dem Anblick der Gefahren, womit ihr Vaterland bedrohet ward, ist kaum mit Worten auszudrücken. Traurigkeit und Wehklagen folgten schleunig auf die Vergnügungen und auf die Freude. Da kein Bürger dem andern

a) Sie war in der Formel verfaßt: Videant Consules, ne quid detrimenti Respublica capiat. Die Bürgermeister erhielten dadurch das Recht, Truppen anzuwerben, den Krieg nach ihrem Gefallen zu führen, in der Stadt und bey der Armee zu befehlen, was ihnen gut dünkte.

andern trauete, so wagte es auch keiner dem andern zu sagen, wie ihm zu Muthe sey; sie waren nicht im Stande, auf die Mittel zu ihrer Erhaltung bedacht zu seyn, weil ihr Gemüth von der Furcht vor der Gefahr allzu sehr beunruhigt ward. Die Weiber besonders, die ohnedem furchtsame Geschöpfe sind, stellten sich das Unglück, das man befürchtete, sehr lebhaft vor. Sie sahen schon den grausamen Catilina, mit dem Schwerdte in der Hand, durch die Gassen der Stadt herum schweifen, und alles niedermachen, was ihm in den Weg kam. In dieser Angst fleheten sie mit aufgehabenen Händen zum Himmel, daß doch wenigstens die Früchte im Mutterleibe möchten geschont werden. Ein solches Schrecken konnte ein einziger Mensch allen seinen Mitbürgern einjagen. Man wird sich vielleicht wundern, daß die Römer den Urheber ihrer Furcht nicht in Verhaft nahmen, und sich dadurch auf einmal von derselben zu befreyen suchten. Aber diese Sache hatte Schwierigkeiten. Außerdem, daß Catilina stets mit Leuten umgeben war, die sich für ihn aufgeopfert haben würden, so hatte man auch noch keine hinlänglichen Beweise wider ihn, wenn man ihm den Proceß hätte machen wollen. Man wußte von der Verschwörung weiter nichts, als was eine lüderliche Frauensperson davon ausgesagt hatte. Wäre ein solches Zeugniß wohl hinlänglich gewesen, um einen Mann vom Stande unglücklich zu machen? Man würde gegen den Catilina nie etwas anderes, als einen bloßen Verdacht gehabt haben, wenn Curius hätte schweigen können. Denn obgleich

der Rath denen, welche die Verschwörung entdecken würden, große a) Versprechungen that, so fand sich doch niemand, der sich die versprochenen Belohnungen gelüsten ließ.

Da man indeß gar nicht zweifelte, daß einige böse Anschläge wider die Republik geschmiedet wären, so warb man Truppen an, um gegen die Gefahr bedecket zu seyn. Catilina, welcher wohl wußte, daß man ihn schwerlich würde überführen können, war so dreust, daß er sich in der öffentlichen Rathsversammlung einfand, um sich da zu vertheidigen. Cicero hielt bey dieser Gelegenheit die vortrefliche Rede wider ihn, die uns unter dem Namen der zweyten catilinarischen bekannt ist. Nachdem diese Rede geendigt war, bat Catilina mit einer gesetzten und dabey demüthigen Mine die versammelten Rathsherren, daß sie denen Verläumdungen, wodurch man seinen guten Namen zu beflecken suchte, kein Gehör geben sollten. Nachdem er seiner bisherigen Aufführung eine Art von Schutzrede gehalten hatte, stieß er tausend Schmähungen wider den Cicero aus, worunter auch seine geringe Herkunft mit vorgebracht ward. Einige Mitglieder des Raths, die es nicht leiden wollten, daß man dem Vertheidiger des Vaterlandes so übel begegnete, stunden wider den Catilina auf, und

a) Ein Sclave, wenn er die Verschwörung verrathen wollte, sollte die Freyheit, und zweytausend fünfhundert Thaler erhalten; wäre es aber ein freyer Mensch, so sollte er völlige Begnadigung und eine doppelte Summe am Gelde haben.

und belegten ihn mit allen verhaßten Namen, die er verdiente. Dieser unwürdige Bürger schrie alsdann, in die äußerste Wuth gebracht: Weil meine Feinde mich aufs äußerste treiben, so sollen sie bald die Würkungen meiner Rache erfahren. Nach dieser Erklarung merkte er wohl, daß Rom kein sicherer Aufenthalt mehr für ihn wäre; er begab sich daher ohne Verzug in das Lager des Manlius. Ehe er abgieng, empfahl er dem Cethegus und Lentulus aufs nachdrücklichste, daß sie sich ie eher ie lieber den Cicero vom Halse schaffen, und weder mit der Ausführung des Mordens überhaupt, noch auch mit der Anzündung der Stadt, kurz mit allen abscheulichen Anschlägen, die wider die Republik geschmiedet waren, säumen sollten. Er versprach zugleich allen Mitverschwornen, daß er ihnen bald mit einer mächtigen Armee zu Hülfe kommen wolle.

Der Rath hatte den Marcius Rex nach Fesulä geschickt, daß er sich den Unternehmungen des Manlius widersetzen sollte. Dieser, der noch nicht im Stande war auf Rom los zu gehen, und auch gern auf einige Art seine Rebellion rechtfertigen wollte, schickte einige Officiere an den Marcius ab, die ihm vorstellen mußten, daß sie nicht aus bösen Absichten die Waffen ergriffen hätten. „Wir wollen nicht die Herrschaft an uns reißen, „sagten sie, sondern wir wollen nur frey seyn, und „uns denen Nachstellungen jener unbarmherzigen „Wucherer entziehen, welche, nachdem sie uns „die Hülfe, deren wir nöthig hatten, theuer ge„nug verkaufet haben, uns noch das kostbarste

aller

„aller Güter, a) die Freyheit, rauben wollen.
„Wir nehmen zu dir, großer Marcius, unsere
„Zuflucht, und bitten dich, mit unserm Elende Mit-
„leiden zu haben, und nicht unsern Untergang zu
„befördern.„

Der römische General gab ihnen zur Antwort, daß es sich nicht schicke mit den Waffen in der Hand um Gnade zu bitten, daß sie sich lieber als Bittende an den Rath wenden, ihre Beschwerden vorstellen, und mit Gelassenheit die Entscheidung dieser ehrwürdigen Versammlung erwarten sollten, die sich stets ein Vergnügen daraus mache, den Unglücklichen beyzustehen. Dieß war keinesweges die Absicht der Verschwornen. Ihr Anführer, der, wie wir schon gesagt haben, Rom verlassen hatte, schrieb unterwegens an die vornehmsten Herren des Raths. Er meldete ihnen, daß er sich durch die Verfolgung seiner Feinde genöthiget sähe, den Ort seiner Geburt zu verlassen, und sich nach Marseille zu begeben, wo er sich bemühen würde, durch seine Aufführung den beleidigenden Argwohn zu widerlegen, den man gegen seine Person gefaßt habe. Zu eben der Zeit, da er sich so zu rechtfertigen suchte, las man dem ganzen Rathe

a) Das Gesetz wider die Schuldner, die nicht bezahlen konnten, war sehr strenge. Man konnte sie ins Gefängniß werfen, und sogar ihren Körper in vier Theile zerschneiden, wenn man sie überführen konnte, daß sie treulos handelten. Die meisten Mitverschwornen steckten in großen Schulden, und hatten daher Ursache, sich über diese Strenge der Gläubiger zu beschweren.

the einen Brief vor, den er an den Quintus Catulus geschrieben hatte, und in welchem er alle seine Anschläge entdeckte. Man erfuhr auch bald, daß er sich in das Lager des Manlius begeben, daß er sich die Fasces und andere consularische Ehrenzeichen angemaßt habe. Nun war weiter kein Verschonen mehr gegen den Catilina zu beobachten; er ward für einen Feind der Republik erkläret, und die beyden Bürgermeister hatten Befehl, Truppen anzuwerben, welche C. Antonius anführen sollte, da indeß Cicero in der Stadt bleiben, und sie vertheidigen sollte.

Die Verschwornen, die zu Rom geblieben waren, suchten die Allobroger a), die man für sehr tapfer hielt, auf ihre Seite zu ziehen. Diese Völker, die gleich andern unter das römische Joch gerathen waren, befanden sich unter dieser Herrschaft nicht gar zu wohl. Sie hatten sich schon seit langer Zeit bey dem Rathe über die tyrannische Art, womit man ihnen begegnete, beschweret; man achtete aber auf ihre Klagen nicht sehr, und ihre Abgesandten machten zu Rom eine gar traurige Figur. Umbrenus, einer von den Verschwornen, dem einige Verrichtungen in Gallien aufgetragen waren, und der die Länder und ihre vornehmsten Einwohner kannte, fragte, als er denen allobrogischen Abgesandten zu Rom begegnete, wie sie sich befänden, und wie sie ihr trauriges Schicksal, welches er beklagte, zu verbessern gedächten; durch den Tod, antworteten sie. Es wäre leicht, erwiederte

a) Die Einwohner von Savoyen und Dauphinee.

te Umbrenus, aus allen Verdrüßlichkeiten zu kommen, und ich wollte euch die Mittel darzu sagen, wenn ich versichert wäre, daß ihr Muth und Entschlossenheit genug besäßet. Diese Gallier, die den Römer, der mit ihnen sprach, schon als einen großmüthigen Beschützer ansahen, betheuerten ihm, daß sie bereit wären, alles zu thun, um sich aus dem Elende heraus zu helfen, in welches sie versetzet worden wären. Umbrenus führte sie sogleich in das Haus des Brutus, welcher damals abwesend war, und entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Allobroger erstaunten darüber, und überlegten sehr ernstlich, als sie sich allein sahen, was für eine Parthey sie zu ergreifen hätten. Die Tyranney, die sie erfahren mußten, ihre Neigung zum Kriege, die Vortheile, die ihnen der Sieg darbot, machten sie anfänglich für die Verschwörung geneigt: als sie sich aber auf der andern Seite die Gefahr einer solchen Unternehmung, den ewigen Schimpf, den sie sich dadurch zuziehen würden, und über dieß alles die Belohnungen vorstellten, die man ihnen geben würde, wenn sie die Erretter Roms würden, beschlossen sie der Republik beyzustehen. In dieser Absicht giengen sie zum Fabius Sanga, der der Patron ihrer Nation war, und machten ihm die Vorschläge bekannt, die man ihnen gethan hatte. Sanga hinterbrachte es sogleich dem Cicero, welcher denen Allobrogern rieth, sich zu stellen, als ob sie an der Verschwörung eifrig Antheil nähmen, damit sie hinter mehrere Geheimnisse kommen möchten. Auf diese Weise wurden alle Anschlä-

ge

ge dieses schrecklichen Complots verrathen. Man sehe, wie alles von den Verschwornen angeordnet war.

Sobald Catilina mit einer Armee zu Fesulä in Bereitschaft stehen würde, sollte der Tribunus Bestia das Volk zusammen berufen, sich über die Aufführung des Cicero beschweren, und ihm vorwerfen, daß er allein die Ursache des bürgerlichen Krieges sey. Wenn er auf diese Weise das Volk wider den Consul aufgehetzt haben würde, so sollte man in der darauf folgenden Nacht Hand ans Werk legen. Die Stadt sollte an zwölf Orten angezündet werden, und in dem Tumulte, den diese schreckliche Feuersbrunst verursachen würde, sollte der Bürgermeister sowohl, als auch die vornehmsten Rathsherren umgebracht werden. Man machte sich Hoffnung, daß die Ausschweifungen der Grausamkeit bis auf den höchsten Grad würden getrieben werden, indem die Kinder sich verbindlich gemacht hatten, selbst ihre Väter nicht zu schonen. Nach diesem erschrecklichen Morden und Niedermetzeln sollten die Verschwornen Rom verlassen, und zu dem Catilina stoßen, welcher mit den Truppen seinem unglücklichen Vaterlande vollends den Garaus machen wollte. Cethegus, welcher einer von den eifrigsten unter den Zusammenverschwornen war, beschwerte sich ohne Unterlaß über die Feigheit der andern, und kündigte ihnen an, daß er, wenn sie sich nicht aus ihrer Schläfrigkeit ermuntern würden, allein in den Rath gehen, und alle versammelten Glieder desselben ermorden wolle.

Während daß man auf die schleunige Ausführung einer so schwarzen That bedacht war, fuhren die Allobroger fort, die Verschwornen zu hintergehen, so wie sie dazu vom Cicero abgerichtet waren. Lentulus, Cethegus, Statilius und Cassius, die kein Mißtrauen in die Allobroger setzten, unterschrieben die Zusammenverschwörung, und übergaben sie so denen Abgesandten, welche darum angesucht hatten, um sie, wie sie vorgaben, ihren Landesleuten zu zeigen. Man nöthigte hierauf diese Allobroger Rom zu verlassen, und sich in das Lager des Catilina zu begeben, um die Verbindung mit dem Haupte der Zusammenverschwornen nochmals zu befestigen.

Als die Nacht zur Abreise gekommen war, gab Cicero, der von allem benachrichtiget war, was vorgieng, zween Prätoren, auf die er sich verlassen konnte, Befehl, die milvische Brücke zu besetzen, und die Allobroger nebst ihrem ganzen Gefolge in Verhaft zu nehmen. Dieser Auftrag ward vollkommen gut ausgeführet. Die gallischen Abgesandten wurden angehalten, wie man sie davon schon unterrichtet hatte. Volturius, der sie begleitete, wollte sich anfänglich widersetzen; da er sich aber von den Allobrogern verlassen, und folglich verrathen sahe, so ergab er sich an die beyden Prätors. Diese gaben dem Consul von der Ausführung ihres Auftrags sogleich Nachricht. Die Freude darüber war bey ihm anfänglich überaus groß; aber die Art, wie er sich gegen die Verschwornen selbst aufführen sollte, setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit. Es waren mehrentheils

Leute von sehr vornehmen Stande, deren Bestrafung ihm leicht eine große Anzahl Feinde zuziehen konnte. Auf der andern Seite konnte man ihnen ein so großes Verbrechen nicht ungestraft hingehen lassen, wenn man nicht Rom in eine unvermeidliche Gefahr stürzen wollte. Cicero war demnach so großmüthig, daß er seine eigene Sicherheit der Ruhe seiner Mitbürger aufopferte. Nachdem er sich vorgesetzt hatte, die Sache mit der äußersten Strenge zu untersuchen, so ließ er den Lentulus, Cethegus, Statilius, Gabinius und Cepa-rius vorfodern; der letztere nahm die Flucht, die andern aber, die sich nicht einbilden konnten, daß sie verrathen wären, begaben sich ohne Bedenken zum Consul. Cicero erwies dem Lentulus, weil er mit der Würde eines Prätors bekleidet war, die Achtung, daß er ihn bey der Hand in den Tempel der Eintracht führte, wohin die andern Zusammenverschwornen durch die Wache gebracht wurden. In diesem Tempel war es, wo man den Rath zusammen berief, und die Zeugen auftreten ließ, um ihre Aussagen anzuhören.

Die Aufrührer waren leicht zu überführen, und die Nachricht davon breitete sich sogleich durch die Stadt aus. Man hörte alsdann nichts als Verwünschungen gegen den Catilina und seinen Anhang, wobey man zugleich den Cicero mit Lobsprüchen überhäufte, indem ihn ieder Bürger als seinen Erretter ansahe. Einer von den Zeugen nannte auch den Crassus unter den Mitverschwornen. Da aber Crassus, als ein Mann von vornehmer Herkunft und großem Vermögen, in hohem

Ansehen stand, so wollte man die Sache nicht untersuchen, und der ganze Rath schrie, daß der, der wider den Ruhm eines so angesehenen Mannes etwas schimpfliches vorbringen wollte, ein Verläumder sey. So schwach führte sich der Rath auf, daß er die Gefahr der ganzen Republik der Gefahr eines einzigen Mannes nachsetzte.

Die Freygelassenen des **Lentulus** und einiger andern Mitverschwornen wollten, ihren Herrn zu gefallen, einen Aufstand erregen; aber die kluge Vorsicht des Consuls kam allem Unfuge zuvor. Der Rath ward zum zweyten male zusammen berufen, damit er in Ansehung der Strafbaren einen endlichen Entschluß fassen möchte. Man hat uns die Reden aufbehalten, die bey dieser Gelegenheit vom **Cäsar** und **Cato** gehalten wurden. Wir halten es für nöthig, erst die beyden Personen, die ihre Beredsamkeit bey einer so wichtigen Gelegenheit zeigten, genauer kennen zu lernen, ehe wir ihre Reden selbst anführen.

Marcus Porcius Cato war einer von den Männern, die nur deswegen in den verdorbensten Zeiten geboren zu seyn schienen, um ihren Mitbürgern zum Muster zu dienen. Untadelhaft in seiner Aufführung sahe er das Verderben seiner Zeit mit der äußersten Betrübniß an. Bescheidenheit, Mäßigkeit, Klugheit, Muth, ein unschuldiger Lebenswandel waren die vornehmsten Eigenschaften dieses berühmten Republikaners. Seine Tugend bestand in keiner eiteln Pralerey, und er wollte lieber ein rechtschaffener Mann seyn, als es nur scheinen. Strenge gegen sich selbst,

war

war er gegen andere eben so nachsichtig, und böse Buben hatten an ihm immer einen fürchterlichen Feind. Fest und unveränderlich in seinen Grundsätzen ließ er sich kein Ansehen der Person blenden, wenn die Gerechtigkeit gehandhabt werden mußte. Sein Eifer für die Republik war demjenigen gleich, den man an jenen alten Römern findet, die jederzeit bereit waren, sich für ihr Vaterland aufzuopfern. Was man ihm dabey vorwerfen konnte, war das gar zu ernsthafte Wesen, das man überall an ihm sahe, und eine gewisse Unbiegsamkeit, vermöge welcher er nie der Meynung eines andern nachgab, besonders wenn dieser gelindere Wege zu erwählen Lust hatte. Mit einem Worte, er war ein Mann, den man seiner großen Eigenschaften wegen mehr bewundern mußte, als lieben konnte.

Er war kein Freund vom Cäsar. Dieser hatte die Gabe, die Herzen einzunehmen. Niemand that es ihm an prächtiger Aufführung und Freygebigkeit gleich. Er war auch reich genung dazu, und wußte seine Geschenke auf eine so gute Art zu machen, daß sie dadurch einen neuen Werth erhielten. Er sorgte mehr für seine Freunde, als für sich selbst. Alle Unglücklichen fanden ihre Zuflucht bey ihm; er schützte sie nicht sowohl aus einem wahren Mitleiden, als vielmehr in der Absicht, sich einen Anhang zu machen. Da er von Schwachheiten, und sogar von den schimpflichsten, nicht frey war, so entschuldigte er gern an andern die allerniederträchtigsten Ausschweifungen. Seine Herrschsucht machte ihm den Krieg und alle Gele-

genheiten, wobey er Ehre einzulegen gedachte, angenehm. Da er ein eben so guter Soldat als geschickter Redner war, so konnte es ihm nicht fehlen, daß er in der Republik, wo Muth und Beredsamkeit die sichersten Mittel waren, sich zu den höchsten Würden des Staats empor zu schwingen, nicht eine ansehnliche Rolle hätte spielen sollen. Kurz, Cäsar hatte wenig wirkliche Tugenden, sondern viele von den verführerischen Eigenschaften, die allemal bey einem Republikaner gefährlich sind. Ich will nun noch die zwo Reden dieser beyden berühmten Männer anführen, und die Rede des Cäsars zuerst nehmen.

„Die Richter, sagt er, sollten handeln, als ob „sie von allen Leidenschaften frey wären, und nir„gends weder Freundschaft noch Haß, weder Mit„leiden noch Rachgier verrathen. Wie viel Völ„ker und Könige sind in die größten Fehler verfal„len, da sie sich den Zorn hinreißen ließen? Un„sere Vorfahren, von denen zu wünschen wäre, „daß wir ihnen nachahmen möchten, haben es für „großmüthiger gehalten, eine Beleidigung zu ver„geben, als zu bestrafen, da sie doch bisweilen „auf die empfindlichste Weise angegriffen worden „sind. Wie lehrreich ist unter gegenwärtigen Um„den dieses Beyspiel für uns! Ich mißbillige da„durch die Strenge, die man gegen die Zusam„menverschwornen beobachtet, nicht ganz und gar: „aber mit welcher Strafe will man sie belegen? „Weiß man eine ausfündig zu machen, die ein „Verhältniß mit ihrem Verbrechen hat? Da sich „aber gewiß keine findet, die der Abscheulichkeit

ihrer

„ihrer Handlung gleich käme, so bin ich der Mey-
„nung, daß man sich an die Gesetze halte, welche
„wider öffentliche Zusammenverschwörer die Ver-
„weisung und die Gefängnißstrafe bestimmen.

„Diejenigen, welche vor mir aufgetreten sind,
„haben eine pathetische Beschreibung von den
„schrecklichen Folgen gemacht, die diese Verschwö-
„rung hätte haben können. Kinder, aus den Ar-
„men ihrer Mütter gerissen, junge Mägdchen und
„Weiber der Geilheit der Soldaten ausgesetzt,
„die Häuser geplündert, die Tempel entheiligt, die
„Stadt angezündet, die Gassen derselben mit
„Waffen, Leichen und Blute bedeckt, dieß alles
„haben sie uns vorgestellt. Und was haben sie
„durch diese rednerischen Gemälde gesucht? Euch
„vielleicht zum Todesurtheil wider die Strafbaren
„zu bewegen? Ja freylich! aber ich scheue mich
„nicht, es zu sagen: dieses Urtheil wird kaum
„vollzogen seyn, so wird man das Verbrechen ver-
„gessen, und nur an die Strenge der Bestrafung
„desselben gedenken. Dieß ist dem Volke gewöhn-
„lich. Man sieht bey ihm das Mitleiden ge-
„schwind auf den Zorn folgen. Aber sollte man
„damit nicht zufrieden seyn, daß Verräther und
„Mörder gestraft worden sind? Wie gesagt, man
„wird eure Strenge in dem ersten Augenblicke lo-
„ben, und hernach beständig dieselbe tadeln. Der
„Tod der Verschwornen kann außerdem auch ver-
„drüßliche Folgen haben. Sylla ließ einigen
„Bösewichtern das Leben nehmen, die in Rom
„Strassenräuberey trieben. Alle hielten dieses
„Verfahren für gerecht und billig; als aber der

„grausame Dictator einmal seinen Degen ausge-
„zogen hatte, so steckte er ihn nicht eher wieder
„ein, als bis er das Blut der angesehensten Bür-
„ger vergossen hatte. Ich weiß zwar, daß wir
„von Seiten des Cicero dergleichen nicht zu be-
„sorgen haben; aber wir werden diesen tu-
„gendhaften Consul nicht immer behalten, und es
„wird vielleicht ein anderer kommen, der sich ge-
„gen seine privat Feinde des Rachschwerdts be-
„dient, das ihm der Rath in die Hände giebt.
„Nichts ist gefährlicher, als wenn man obrigkeit-
„lichen Personen, die entweder zu wenig Einsich-
„ten oder böse Absichten haben, eine allzugroße
„Gewalt einräumt. Man glaube übrigens nicht,
„daß ich mich zum Beschützer der Verbrecher auf-
„werfe, indem ich ihr Leben zu retten suche. Der
„Tod ist für dergleichen Leute eine Gnade und kei-
„ne Bestrafung. Alles ist für uns aus, wenn wir
„aufgehört haben zu leben. Man muß daher kei-
„ne Art von Strafe erwählen, die mehr als eine
„Begnadigung angesehen werden kann. Soll
„ich meine Meynung sagen? Man überlasse die
„Verbrecher den Züchtigungen ihres eigenen Ge-
„wissens; man zerstreue sie in die italienischen
„Städte; man sperre sie Zeitlebens in Gefäng-
„nisse; man ziehe ihre Güter ein, und erkläre alle
„diejenigen für Störer der öffentlichen Ruhe, die
„bey dem Rathe oder dem Volke künftig den Vor-
„schlag thun könnten, daß man die Zusammen-
„verschwornen wieder in ihre vorige Rechte setzen
„solle.„

Die

Die künstliche Beredsamkeit des Cäsar verführte einige Rathsherren, die meisten aber traten der Meynung des Caro bey, der mit großem Feuer und Nachdruck also redete:

„Eure Unentschlossenheit setzt mich in Erstaunen. Eure Freyheit, euer Leben selbst ist in Gefahr, und ihr seyd noch zweifelhaft, welche Parthey ihr zu ergreifen habt. Wollet ihr etwan warten, bis Catilina sein Vorhaben ausgeführet hat, um es hernach bestrafen zu können? Wird es noch Zeit seyn, nach der Strenge der Gesetze zu verfahren, wenn die Verschwornen Meister von Rom seyn werden? Wenn ihr gerührt werdet, ich will nicht sagen von den elenden Umständen eures Vaterlandes, sondern von eurem eigenen Interesse, so ermuntert euch aus eurer Schläfrigkeit, und seyd auf die Erhaltung dessen, was euch das liebste ist, bedacht. Ich habe schon mehr als einmal in dieser Versammlung über das Verderben unserer Sitten geklagt; meine Reden haben aber noch nicht die Würkung gethan, die ich gewünscht hatte. Soll ich jetzt abermals das Unglück haben, euch nicht zu euern Umständen gemäßen Gesinnungen bereden zu können? Ihr würdet in der That jetzt mehr zu beklagen seyn, als iemals. Denn es ist heut nicht die Frage, wie man denen in der Republik eingeschlichenen Mißbräuchen steuern soll; sondern ob wir diese Republik noch aufrecht erhalten, oder in die Hände einiger Böswichter werden fallen sehen, die ihr den Untergang geschworen haben. Man verzeihe, wenn man will, de-

„nen, die die Güter unserer Bundsgenoßen plün-
„dern, oder den öffentlichen Schatz bestehlen;
„aber man schone nur keiner Verräther, die uns
„den Dolch in die Brust stoßen wollen.

„Cäsar schlägt euch vor, daß ihr die Zusam-
„menverschwornen nicht am Leben strafen sollt,
„weil der Tod das Ende aller Uebel ist, wie er sagt.
„Er hält vermuthlich alles für Fabeln, was man
„uns von der Hölle und von den Strafen sagt, wel-
„che die Gottlosen darinne leiden. Und warum
„verlangt er, daß man die Strafbaren an andern
„Orten, und nicht zu Rom im Gefängnisse halten
„soll? Fürchtet er vielleicht, daß einige ihrer Mit-
„schuldigen ihnen die Thüren der Gefängnisse öff-
„nen möchten? Aber sollte es leichter seyn, die
„Gefangenen unter unsern Augen bey Seite zu
„schaffen, als in andern Städten, wo wir die ge-
„hörige Vorsicht nicht brauchen könnten?

„Cäsar sieht uns vielleicht für Furchtsame an,
„die über den Anblick der geringsten Gefahr in
„Verwirrung gerathen. Aber die Unerschrocken-
„heit, die er blicken lässet, setzt weder euch noch
„mich in Sicherheit, und muß unsere Schrecken
„nicht im geringsten vermindern. Wir wollen
„uns vielmehr von diesen grausamen Unruhen be-
„freyen, und wehe denen, die uns in dieselben ge-
„stürzt haben! Je beherzter ihr heute seyn werdet,
„desto weniger werdet ihr künftig zu fürchten ha-
„ben. Das Todesurtheil, das ihr wider die Mit-
„schuldigen des Catilina ergehen lassen werdet,
„wird ein Donnerschlag für die übrigen Zusam-
„menverschwornen seyn. Wenn diese hingegen

mer-

„merken, daß ihr keinen herzhaften Entschluß zu „fassen im Stande seyd, zu welchen Ausschwei„fungen wird sie ihre Kühnheit nicht verleiten? „Vielleicht bewegt euch die Jugend der meisten „Verbrecher zum Mitleiden; vielleicht glaubt ihr, „daß man ihrer vornehmen Geburt schonen, und „sie nicht mit einer so schimpflichen Strafe belegen „müsse? Nun wohlan, so schickt sie in das Lager „des Manlius; aber haltet euch gefaßt, die Wür„kungen eures unzeitigen Mitleidens in kurzer Zeit „zu erfahren.

„Verlasset euch nicht auf den Schuz der Göt„ter, die diese Republik zwar schon oft von den „größten Gefahren errettet haben. Man erhält „die Begünstigung des Himmels nicht so wohl „durch Gebete und Gelübde, als durch Wachsam„keit und Arbeit. Ueberlasset es den Weibern, „daß sie die Götter anrufen; ihr aber zeigt durch „Tapferkeit, daß ihr Männer seyd. Ihr seyd ver„lohren, wenn ihr euch noch bedenkt. Catilina „ist vor den Thoren der Stadt; sie selbst hat noch „eine große Anzahl Zusammenverschworner in ih„ren Mauern. In dergleichen Umständen muß „man hurtig seyn. Die Verbrecher sind in eurer „Gewalt; es ist dem Staate an ihrem Tode ge„legen. Rächet euch und rettet euer Vaterland.„

Cato behielt die Oberhand im Rathe. Man schickte sogleich alle Strafbaren ins Gefängniß, und brachte sie ohne weitere Umstände darinne ums Leben.

Während daß man zu Rom die Anhänger des Catilina am Leben strafte, bemühete sich dieser,

seine Legionen vollständig zu machen. Er wollte die Sclaven, die sich zum Dienste anboten, nicht annehmen, weil er Personen von Stande, die sich in die Verschwörung eingelassen hatten, dadurch zu beleidigen glaubte. Es fehlete ihm nicht an Soldaten; aber sie waren meistentheils schlecht bewafnet, und nahmen alles, was ihnen von ohngefähr in die Hände fiel, und nur einiger maßen zu ihrer Vertheidigung dienen konnte. Antonius, der Amtsgehülfe des Cicero, rückte unterdessen mit seiner Armee an, um dem Catilina eine Schlacht zu liefern. Dieser aber vermied dieselbe sehr sorgfältig, weil er noch auf Nachrichten von Rom aus wartete, wo seine Mitverschwornen alles in Feuer und Flammen setzen sollten. Das Gerücht, daß so viel Mitverschworne ums Leben gebracht worden wären, fieng nun an sich allmählig auszubreiten, und ein großer Theil der Soldaten lief dem Catilina augenblicklich davon. Er sahe nun wohl, daß er keine Zeit zu verliehren habe, und setzte sich mit dem Reste der Truppen in Marsch, um seine Zuflucht nach Gallien zu nehmen; aber er konnte dieses Vorhaben nicht ausführen, weil ihm Metellus Celer den Weg versperrete. In dieser Verlegenheit hielt es Catilina für das beste, wenn er es auf eine Schlacht ankommen ließe. Er versammelte daher seine Truppen, und hielt folgende Rede an sie:

„Wenn ich mit feigherzigen Leuten zu thun hät-
„te, so würde ich nicht im Stande seyn, ihnen Muth
„einzuflößen, ich möchte auch sagen, was ich woll-
„te. Wenn man weder durch die Gefahr noch

durch

„durch die Ehre angefeuert wird, so werden alle „Vermahnungen unnütz. Ich habe an eurer Ta„pferkeit nie gezweifelt, liebsten Freunde; ich ver„sammle euch demnach heute nicht, um euch an „eurer Pflicht zu erinnern, sondern um euch eini„ge gute Rathschläge zu geben. Ihr wisset das „traurige Schicksal des Lentulus; seine Furcht„samkeit und seine Nachlässigkeit sind an seinem „Unglücke Schuld gewesen, und stürzen mich in „die größte Verlegenheit. Da ich bisher auf die „Hülfe, die er mir von Rom ausschicken sollte, „gewartet habe, so bin ich verhindert worden nach „Gallien zu gehen. Wir befinden uns also jetzt „zwischen zwey feindlichen Heeren; wir leiden noch „darzu an allem Mangel, was zu unserm Unter„halte nothwendig ist. Was für eine Parthey „sollen wir in solchen nothdringenden Umständen „ergreifen? Ich sehe keine andere, als daß wir „siegen oder sterben.

„Alles verbindet euch, daß ihr euch als tapfere „Soldaten haltet. Ihr streitet für euer Glück, „für eure Ehre, für eure Freyheit und für euer „Vaterland. Unsere Feinde hingegen ergreifen „nur die Waffen, um der Herrschsucht einiger auf„rührischen Köpfe zu dienen. Kann ein solcher „Bewegungsgrund ihnen einen wahren Muth ein„flößen? Ihr dürft daher nur beherzt den Angriff „thun, so werdet ihr gewiß überwinden. Und „was für Vortheile werdet ihr nicht aus dem Sie„ge ziehen? Er wird euch den Verlust eurer Gü„ter ersetzen, und euch über alles, was ihr von „den Tyrannen der Republik erlitten habt, schad-

los

„los halten. Wenn wir aber überwunden wer-
„den, so haben wir so gar von Seiten unserer
„Freunde nichts mehr zu hoffen, als welche nicht
„ermangeln werden, über unser Elend zu spotten.
„Wir wollen uns daher einem solchen Unglücke
„nicht blos stellen, sondern in unserm Muthe die
„Mittel suchen, uns glücklich zu machen. Der
„Ruhm eurer vergangenen Thaten, die Lust zu
„streiten, die ich in euren Augen lese, die Noth
„besonders, welche auch die furchtsamsten Seelen
„kühn macht; alles dieses giebt mir Hoffnung,
„daß unsere Unternehmung den rühmlichsten Aus-
„gang haben werde. Wir dürfen nicht fürchten,
„daß wir von der Menge unserer Feinde einge-
„schlossen werden sollten; die Lage unsers Lagers
„schützt uns gegen diese Gefahr. Wenn endlich
„das Glück unserer Tapferkeit nicht günstig seyn
„sollte, so verkaufet wenigstens euer Leben so theuer
„als es möglich ist. Wenn wir umkommen sol-
„len, so wollen wir als beherzte Leute umkommen.
„Gebt euch nicht gefangen, um euch hernach als
„Opferthiere erwürgen zu lassen. Mit einem Wor-
„te, machet die Schlacht so blutig, daß unsere
„Feinde gezwungen werden, ihren eigenen Sieg zu
„beweinen.„

Nach dieser Anrede ließ Catilina seine Trup-
pen in eine Ebene, die zwischen Bergen und stei-
len Felsen lag, marschiren. Er schickte alle Pfer-
de zurück, und behielt selbst das seinige nicht, um
die Gefahr auf allen Seiten gleich zu machen, und
einem Theile der Soldaten die Mittel zur Flucht

zu

zu benehmen. Manlius mußte den rechten Flügel, und ein Officier aus Fesulä den linken commandiren; er selbst aber blieb in der Mitten. Auf der andern Seite trug Antonius das Commando dem Petrejus, seinem General-Lieutenant, auf, weil er durch das Podagra verhindert ward, selbst zu commandiren. Dieser Petrejus war ein Mann von Verdiensten, der länger als dreyßig Jahr Soldat gewesen war. Er hatte von unten auf gedient, und es endlich bis zum obersten Befehlshaber gebracht, wobey er sich allgemeinen Beyfall erworben hatte. Da er die meisten Soldaten kannte, so nannte er einen jeden bey seinem Nahmen, und ermahnte sie, die alte Tapferkeit, von der er bey so vielen Gelegenheiten Zeuge gewesen wäre, nicht zu verläugnen. Er stellte ihnen vor, daß sie für die Erhaltung ihres Vaterlandes, ihrer Kinder, ihres Vermögens, ihrer Religion, kurz für alles, was ihnen am liebsten wäre, stritten. Die Soldaten, die durch die Anrede eines Generals, der ihre Liebe zu gewinnen wußte, ermuntert wurden, schienen sehr geneigt ihre Pflicht zu thun, und erwarteten mit Ungeduld das Zeichen zum Angriff. Endlich ward diese Schlacht geliefert, welche das Schicksal von Rom entscheiden sollte. Nachdem man von beyden Seiten die Pfeile auf einander abgeschossen hatte, so rückte man näher an einander, und griff zum Degen. Die Rebellen wurden sehr hitzig angegriffen, aber sie vertheidigten sich nicht weniger sehr herzhaft. Catilina zeigte besonders an diesem Tage, daß er ein tapferer Soldat und ein großer Feldherr war. Petre-

jus,

jus, der sich so vielen Widerstand nicht vermuthet hatte, that sein möglichstes, um den Sieg davon zu tragen. Er drang mit der Leibgarde in die Feinde ein, und richtete ein grausames Blutbad unter ihnen an. Manlius, und der Officier, der auf dem linken Flügel commandirte, unterstützten ihren General so gut sie konnten; aber es war ihnen nicht möglich, den beherzten Angriff des Petrejus auszuhalten; sie blieben beyde todt auf dem Schlachtfelde liegen. Da nun Catilina fast seine ganze Armee in Unordnung gebracht sahe, so merkte er wohl, daß sein Untergang unvermeidlich wäre; aber er wollte ihn doch von den Siegern theuer bezahlen lassen. Er stürzte sich mit Ungestüm mitten unter die Feinde, und focht als ein Verzweifelter. Hier endigte er durch einen glorreichen Tod ein Leben, das er unter den Händen des Scharfrichters zu verlieren verdient hätte.

Man sahe, wenn man die Augen auf das Schlachtfeld warf, mit was für Tapferkeit und Hartnäckigkeit die Truppen des Catilina sich vertheidigt hatten. Alle todtgeschlagene Soldaten waren auf dem Platze nieder gefallen, der ihnen von ihrem Generale war angewiesen worden; und als man ihre Wunden besichtigte, fand man, daß sie nicht ein einziger im Fliehen bekommen hatte. Man fand den Catilina unter den Todten noch bey einigem Leben, und man sahe auf seinem Gesichte noch alle die Kühnheit und Wildheit, die er in seinem Leben gehabt hatte. Jemehr die Ueberwinder unter den Erschlagenen herum suchten, de-

ſto mehr fanden ſie von ihren Freunden, von ihren Aeltern, von ihren Wirthen und Bundesverwandten darunter. Dieſer Anblick verminderte die Freude um ein merkliches, welche der Sieg anfänglich verurſacht hatte.

Die Republik verlohr an dieſem Tage verſchiedene tapfere Bürger, die ſich für die Erhaltung ihres Vaterlandes aufgeopfert hatten. Aber durch dieſes wenige vergoſſene Blut wurden ganze Ströme deſſelben zurück gehalten, die Rom überſchwemmet haben würden, wenn die Verſchwornen ihre böſen Anſchläge ausgeführt hätten. Denn zu welchen Ausſchweifungen würde die Wuth nicht dieſe Böſewichter getrieben haben, die ihr Glück auf den Untergang ihres Vaterlandes gründen wollten? Cicero errettete durch ſeine Klugheit und Standhaftigkeit die Republik von einer ſo großen Gefahr. Die Römer aber waren dagegen ſehr wenig erkenntlich, und die Verweiſung war die Belohnung des Eifers dieſes großmüthigen Conſuls. Die Aeltern und Freunde der Verſchwornen fanden Mittel, ihm allerhand Verdrüßlichkeiten zuzuziehen, denen er endlich unterliegen mußte. Rom ward aber auch bald ſeiner Undankbarkeit wegen beſtraft, und fand im Cäſar einen ſchlechten Bürger, der glücklicher als Catilina die Freyheit über den Haufen warf, und der Tyrann ſeines Vaterlandes ward.

Verschwörung des Cinna wider den Kayser Augustus.

Rom, das der Wuth eines Catilina entgangen war, hatte sich bald gegen einen andern Bürger zu vertheidigen, der vielleicht kein so großer Bösewicht, aber eben so herrschsüchtig, und in dem Kriegshandwerke weit geübter war, als Catilina. Ich rede vom Julius Cäsar. Er machte den Anfang mit der Ueberwindung der Feinde der Republik, und kehrte hernach die Waffen gegen sein eigen Vaterland. Der Sieg, den er in den pharsalischen Gefilden davon trug, setzte ihn in den Stand, den Römern Gesetze vorzuschreiben, und diese auf ihre Freyheit so eifersüchtige Nation sahe sich endlich genöthigt, sich einem unumschränkten Herrn zu unterwerfen. Es ist wahr, daß ihnen Cäsar das Joch, das er ihnen auflegte, so leicht machte, daß sie es kaum gewahr wurden. Er suchte durch Wohlthaten die Liebe seiner Mitbürger zu gewinnen; doch konnte er sie nicht alle an sich ziehen, und seine besten Freunde wurden in öffentlicher Rathsversammlung seine Mörder. Die Ruhe ward indeß mit dem Tode des Tyrannen noch nicht wieder hergestellt. Die höchste Gewalt fiel in die Hände des Antonius, Augustus und

Lepi-

Lepidus. Dem letztern fehlte es zu sehr an den nöthigen Eigenschaften, wodurch er sich in dem Range, wozu ihn das Glück erhoben hatte, erhalten konnte; er mußte daher auch bald von seinen Foderungen abstehen, und zusehen, wie sich seine beyden Collegen allein um die Herrschaft der Welt mit einander herum stritten. Wenn es, da man die Republik über den Haufen werfen wollte, bloß auf Herzhaftigkeit angekommen wäre, so würde Marcus Antonius am geschicktesten gewesen seyn, diesen Anschlag auszuführen. Seine Geschicklichkeit zum Kriege, das Vertrauen, das die Soldaten zu ihm hatten, seine alten Verbindungen mit Cäsarn, dessen Andenken bey den Soldaten noch immer in Ehren gehalten ward, alles dieses waren Vortheile, die ihm einen großen Vorzug vor seinem Nebenbuhler gaben. Aber eine unglückliche Leidenschaft stürzte den Antonius in das größte Unglück, und seine Liebe zur Cleopatra brachte ihn um die Herrschaft der Welt.

Von allen, die nach der obersten Gewalt gestrebt hatten, war nun Augustus ganz allein übrig. Er brachte es mehr durch seine Staatsklugheit, als durch Tapferkeit dahin, daß er unumschränkter Beherrscher eines Volkes ward, das so oft für die Vertheidigung seiner Freyheit gestritten hatte. Und wie viel Blut mußte er nicht vergießen, ehe er seine Herrschaft auf sichere Gründe erbauen konnte? Es war vielleicht keine einzige Familie in Rom, die nicht den Verlust eines Anverwandten oder Freundes zu beklagen gehabt hatte. Man sahe zu den Zeiten der Proscriptionen

solche Grausamkeiten ausüben, wofür die Menschheit erschrickt. Die Empfindungen der Natur wurden so erstickt, daß Kinder ihre eigene Väter umbrachten, und hernach kamen, und die Belohnung für ihren Todschlag foderten. Ein solcher Anfang schien das allerabscheulichste Regiment vorher zu verkündigen, und dennoch war Rom, selbst in den schönsten Tagen der Republik, noch nie so glücklich gewesen, als unter der Regierung des Augustus. Dieser Prinz, der zuvor die Geißel seines Vaterlandes gewesen war, ward hernach das Vergnügen desselben.

Cäsar war mit der höchsten Gewalt noch nicht zufrieden, sondern wollte auch gern die äußerlichen Kennzeichen der königlichen Würde haben, und die Krone auf seinem Haupte sehen. Dieses unvorsichtige Begehren kostete ihm das Leben. Augustus, der klüger, als sein Vorgänger war, wußte sich besser nach dem Sinne der Römer zu bequemen, und war zufrieden, daß er alle Gewalt eines Königes hatte, ohne den Titel desselben zu haben. Er stieg, so zu sagen, nur stufenweise auf den Thron, und fand nach und nach Gelegenheit, alle geistlichen und weltlichen Würden in seiner Person zu vereinigen. Ob er gleich bey tausend Gelegenheiten nicht mehr zu seyn schien, als ein ieder anderer Römer, so merkten sie doch gar wohl, daß er ihr Herr geworden war, und der Verlust ihrer alten Freyheit drang ihnen von Zeit zu Zeit einige Seufzer ab. Rom ernährte auch noch einige herzhafte Bürger in seinem Schooße, die nach dem Beyspiele eines Brutus und Cassius den Ty-

Tyrannen aus dem Wege räumen konnten. Cäpio, Murena und der junge Lepidus machten sich an dieses wichtige Werk, konnten es aber nicht ausführen. Die wichtigste von allen Verschwörungen, die wider das Leben des Augustus geschahen, ist wohl diejenige, von welcher Curius Cornelius Cinna Urheber war. Die Aufführung, die der Kayser in Ansehung der Verschwornen beobachtete, setzte ihn auf immer gegen dergleichen Vorfälle in Sicherheit. Man wird aus der Erzählung derselben einsehen lernen, daß die Strenge nicht immer das sicherste Mittel ist, die Menschen in der Pflicht zu erhalten.

Die Tochter des großen Pompejus war die Mutter des Cornelius Cinna. Man wird daraus leicht abnehmen, daß die Grundsätze, in welchen er erzogen ward, der Tyranney nicht sehr günstig gewesen seyn werden. Man versäumte von seiner zarten Jugend an nichts, ihm republikanische Gesinnungen beyzubringen, ihm das Andenken seines Großvaters zu empfehlen, der in Vertheidigung der Freyheit sein Leben verlohren hatte, ihm endlich den Augustus als einen Tyrannen vorzustellen, der sich nur deswegen so bescheiden aufführte, um die Römer desto sicherer in der Sclaverey zu erhalten. Die beständigen Aufmunterungen einer verehrungswürdigen Mutter, die Begierde, sich durch eine glänzende Handlung hervor zu thun, die Hoffnung, den Platz desjenigen vielleicht zu behaupten, den man vom Throne werfen wollte; alle diese Gründe bewogen den Cinna zu einer Verschwörung wider den Augustus. Es

kam nur noch auf eine gute Anlage des Projects an. Der junge Römer hatte selbst nicht alle erforderlichen Eigenschaften dazu. Er würde bey seinen mittelmäßigen Verdiensten nie eine große Rolle in der Republik gespielt haben, wenn er nicht dem Augustus Gelegenheit gegeben hätte, sich durch Gnade und Gütigkeit sehen zu lassen.

Cinna fand bald Mittel, sich Anhänger zu verschaffen; er hielt geheime Unterredungen mit ihnen, und richtete seinen Plan ohngefähr nach dem ein, den die Mörder Cäsars gehabt hatten. Man verglich sich wegen der Zeit und des Orts, und beschloß, den Kayser umzubringen, wenn er im Capitolio opfern würde. Augustus ward von dieser Verschwörung sogleich benachrichtigt, und ließ den folgenden Tag seine besten Freunde zusammen berufen, um mit ihnen zu überlegen, wie er sich gegen den Cinna und die andern Verschwornen zu verhalten habe.

Wenn rechtmäßige Beherrscher nicht alles Verdrußes und aller Unruhen überhoben seyn können, was muß ein Prinz da nicht erst zu fürchten haben, der seine Gewalt unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hat? Augustus sahe sich Herr von der ganzen Welt, und war doch dabey nichts weniger, als glücklich. Da er seines Lebens nie recht sicher war, so beneidete er oft das Schicksal derjenigen, die in der Dunkelheit und Mittelmäßigkeit ihres Standes einer Ruhe genießen, die man selten auf dem Throne findet. Dieses brachte ihn mehr als einmal auf den Vorsatz, die Regierung abzudanken; und er hätte vielleicht

leicht der Welt dieses Beyspiel der Großmuth gegeben, wenn seine vertrautesten Freunde es nicht hintertrieben hätten. Augustus fühlte nie mehr, wie elend es mit einem unrechtmäßigen Beherrscher stehe, als da er dem Cinna den Proceß machen sollte. Er sollte einen Mann vom vornehmen Stande zum Tode verurtheilen, der kein anderes Verbrechen begangen, als daß er einen Prinzen aus dem Wege schaffen wollte, den alle Römer für einen Tyrannen ansehen mußten. Der Kayser ließ sich Gerechtigkeit wiederfahren, und wußte wohl, daß er die höchste Gewalt durch sehr unerlaubte Mittel an sich gerissen hatte. Und worinne bestand das Verbrechen des Cinna? Darinne, daß er wider den Mörder seiner Familie, wider den Unterdrücker der Republik, wider einen Mann, der kein anderes Recht zum Befehlen hatte, als Macht und Gewalt, eine Verschwörung angezettelt hatte. Hat Augustus allein das Privilegium gehabt, ganze Millionen von Bürgern umzubringen, um seine Herrschsucht zu befriedigen, oder seine Rachgier zu stillen? Ist es ein geringeres Verbrechen, eine ungerechte Gewalt auf den Untergang einer ganzen Nation zu gründen, als die Tyranney mit dem Blute eines einzigen Menschen zu tilgen? Dieß waren ohngefähr die Betrachtungen, die der Kayser anstellte. Er war nicht mehr der Augustus, der über der Tafel a) mit Vergnügen die Proscrip-

a) Jam unum hominem occidere non poterat, cum M. Antonio proscriptionis edictum inter coenam dictaret.

tionsurtheile ausfertigte. „Was, rief er bisweilen aus, soll ich mich immerfort genöthigt sehen, „die berühmtesten Römer meiner Sicherheit aufzuopfern? Soll ich mich durch eben die Mittel „auf dem Throne erhalten, durch welche ich mich „auf denselben geschwungen habe? Ist es nicht „genung, daß ich den Anfang meiner Herrschaft „verhaßt gemacht habe, soll ich auch noch das Ende derselben durch neue Grausamkeiten beschimpfen? Da eine so große Menge von Bürgern meinen Tod wünscht, warum sollen sie ihres Wunsches nicht gewährt werden? Die vornehmsten „Römer suchen meinen Untergang, und ich müßte „den ganzen jungen Adel umbringen lassen, wenn „ich den Würkungen ihrer Anschläge zuvor kommen wollte. Das Leben des Augustus ist nicht „so viel werth, daß es auf Unkosten alles dessen, „was zu Rom das beträchtlichste ist, erhalten werden müßte. Wie klug war Sylla, daß er die „Monarchie verachtete! Warum habe ich einem „so schönen Beyspiele nicht gefolgt? Ich hätte „mich heut für keinen Nachstellungen eines Cinna, „eines Ungetreuen, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, zu fürchten. Wie hat er so undankbar gegen mich werden können? Und ich sollte „ihn ruhig leben lassen, da er mich in so grausame „Unruhe versetzt? Bin ich nur darum so vielen „gefährlichen Schlachten entgangen, um unter „den Händen der Meuchelmörder zu sterben? „Nun ich will nicht schonen! Unter einem strengern Herrn, und der mit der Strafe mehr eilte, „würde man vielleicht niemals dergleichen Anschlä-

„ge geschmiedet haben. Zittere, Cinna! Au-
„gustus wird seine vorige Grausamkeit erneuern.

Diese Worte, welche Livia verschiedene mal von ihrem Gemahl hörte, brachten sie auf die Vermuthung einer neuen Zusammenverschwörung. Die Käyserinn hatte die Betrachtungen des Augustus über die Aufführung des Cinna nicht ohne Entsetzen hören können. Sie fürchtete, daß der Kayser nicht etwa die höchste Gewalt gar niederlegen möchte, um sich ein- für allemal von allen Unruhen zu befreyen. Diese herrschsüchtige Frau konnte sich kein größer Unglück vorstellen, als wenn sie künftig nicht mehr als eine jede andere römische Dame vorstellen sollte. Aus Furcht, daß Augustus einen Entschluß zum Nachtheil des jungen a) Tiberius fassen möchte, suchte sie ihn selbst aus seiner Unentschlossenheit zu reißen. „Du hast, „sprach sie zu ihm, Ursachen zum Mißvergnügen, „die du vor mir geheim zu halten suchst. Bin ich „nicht diejenige, die den Verdruß mit dir theilen „soll? Ich sehe dich äußerst niedergeschlagen, und „ein Cinna darf dir diese entsetzlichen Unruhen „verursachen? Bist du nicht von einer tüchtigen „Leibwache umgeben, und ist es nicht möglich, dich „für allen Anfällen in Sicherheit zu setzen, wenn „auch ein Verräther unter den Truppen seyn soll-„te? Höre den Rath einer Frau, und es wird dich „nicht gereuen, ihr gefolgt zu haben. Du hast dich

a) Er war der Sohn der Livia von ihrem ersten Manne. Augustus nahm ihn an Kindesstatt an, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger.

„bisher nur allzu furchtbar gemacht; alles, was „wider deine Person unternommen ward, ist mit „der äußersten Strenge bestraft worden: was für „Vortheile hast du von allem vergossenen Blute „gehabt? Eine Verschwörung, die in dem Blute „ihrer Urheber erstickt ward, ist so zu sagen stets „der Saame zu einer neuen Verschwörung gewe„sen. Die Strenge hat zu nichts genutzt: bedie„ne dich demnach der Gelindigkeit. Mache es „wie die Aerzte, die gelinde Mittel brauchen, wenn „die starken nicht anschlagen wollen. Vergieb dem „Cinna, und du wirst vielleicht mehr Vortheil „davon haben, als wenn du ihn mit den Strafen „belegst, die er verdient.„

Augustus hörte einen Rath, der sich zu seinen gegenwärtigen Gesinnungen so wohl schickte, mit vielem Vergnügen an. Er ließ den Cinna rufen, und als er mit ihm allein war, hieß er ihn niedersitzen, und redete folgendes zu ihm: „Höre „mich, Cinna, und unterbrich mich in meiner „Rede nicht. Du hast in den bürgerlichen Krie„gen die Waffen wider mich geführet, und dieses „war schon genug, um meinen Zorn verdienet zu „haben; ich bin aber ganz anders mit dir verfah„ren, als mit meinen übrigen Feinden. Ich ha„be dir alle deine Güter wieder gegeben, und du „befindest dich jetzt in so blühenden Umständen, „daß du den Neid aller derer erregest, die sich mei„ner Erkenntlichkeit auf alle Art würdig gemacht „hatten. Du hieltest um das Priesteramt an, „und ich habe dir es so gleich gegeben, ob ich gleich „gegen deine Mitwerber wirkliche Verbindlichkeiten

hatte.

„hatte. So ist meine Aufführung gegen dich stets
„beschaffen gewesen, und nach so vielen Wohltha-
„ten strebst du mir nach dem Leben.„ Ich? rief
Cinna. Ja, du! erwiederte Augustus. „Aber
„du übertrittest das Gesetz, das ich dir vorgeschrie-
„ben habe: höre mich nur weiter. Ich kenne al-
„le deine Mitverschwornen, ich weiß alle Anstal-
„ten, die ihr gemacht habt, mir das Leben zu rau-
„ben. Im Tempel, zu der Zeit, wenn ich opfern
„werde, ist es, daß ihr mich zu ermorden beschlos-
„sen habt. Du erschrickst, Cinna; du verän-
„derst dein Gesicht; dein Verbrechen ist offenbar.
„Was hat dich zu einem so sträflichen Vorsatze be-
„wogen? Willst du vielleicht meinen Platz einneh-
„men? Gewiß die Römer sind sehr zu beklagen,
„wenn ich das einzige Hinderniß bin, daß du nicht
„die oberste Gewalt an dich reißen kannst. Was!
„du weist deinem eigenen Hause nicht recht vorzu-
„stehen, und willst ein ganzes Reich regieren?
„Und wenn du auch deine herrschsüchtigen Anschlä-
„ge ausgeführt hättest, hoffest du denn so viel be-
„rühmte Römer, die dir an Geburt gleich, und
„an Verdiensten weit überlegen sind, unter deine
„Herrschaft zu zwingen? Du antwortest nichts,
„Cinna? Vermuthlich siehst du, daß es kein Mit-
„tel giebt, dich zu rechtfertigen. Du erwartest viel-
„leicht nur noch das Todesurtheil von mir? Wohl-
„an ich will mich auf eine mir anständige Weise
„rächen. Ich vergebe dir alles, Cinna, und ver-
„lange nichts weiter zur Erkenntlichkeit dafür, als
„deine Freundschaft. Wenn dein Herz rechtschaf-
„fen ist, so kann ich dich nicht empfindlicher stra-

„fen, als durch Wohlthun. Und daß du siehest, „wie meine Handlungen mit meinen Worten über„einstimmen, so ernenne ich dich zum Bürgermei„ster auf das künftige Jahr.„ Cinna vergaß über diesem großmüthigen Verfahren allen Haß, den er gegen die Familie der Cäsar gefaßt hatte. Er ward ein getreuer Freund des Prinzen, dem er zweymal das Leben zu danken hatte, und Augustus gewann durch diese gelinde Aufführung aller Herzen dergestalt, daß von der Zeit an sich nichts weiter von einer Zusammenverschwörung wider seine Person hervor that.

Verschwörung des Antipaters wider den Herodes.

Herodes konnte seiner Geburt nach keinen Anspruch auf die Krone machen; die Dienste aber, die er den Römern erwieß, verschafften ihm die königliche Würde in Judäa. Er war jederzeit seinen Wohlthätern sehr ergeben, es mochte nun aus Staatsabsichten oder aus Erkenntlichkeit seyn. In dem Kriege zwischen dem Augustus und Antonius ergriff er die Parthey des letztern. Da nun Augustus die Oberhand behielt, so meldete sich Herodes bey ihm; aber anstatt fußfällig um Gnade zu bitten, ließ er vielmehr seine großen Gesinnungen, und sein unerschrockenes Wesen blicken,

cken, indem er seine Aufführung rechtfertigte. „Ich liebte den Antonius, sprach er zum Augu„stus, und ich habe alles gethan, was in meinem „Vermögen stand, um ihm die Oberherrschaft ver„schaffen zu helfen. Ich habe ihm mit Lebens„mitteln und mit Gelde beygestanden, und wenn „ich nicht mit den Arabern zu thun gehabt hätte, „so würde ich Reich und Leben zum Dienste dei„nes Nebenbuhlers gewagt haben. Ich habe ihn „selbst in seinen Widerwärtigkeiten nicht verlas„sen. Da ich sahe, daß die Liebe an seinem Un„glücke Schuld war, so rieth ich ihm, die Cleopa„tra umzubringen, sich ihrer Staaten zu bemäch„tigen, und dadurch sich in den Stand zu setzen, „mit dir einen vortheilhaften Frieden zu schließen. „Wenn Antonius diesem Rathe hätte folgen wol„len, so wäre er vielleicht von seinem Untergange „gerettet worden. Aber er achtete meine Vor„schläge nicht, und du hast die Früchte seiner Un„vorsichtigkeit gesammlet. Du kannst aus dem, „was ich dir jetzt sage, einsehen, wie weit meine „Neigung gegen Personen gehe, die mir Wohl„thaten erwiesen haben. Wenn du mich deiner „Freundschaft würdig achtest, so kommt es nur „auf dich an, auf was für Art du sie auf die Pro„be stellen willst.„ Ein Römer würde sich nicht edler gerechtfertiget haben. Der Zorn des Augustus konnte auch gegen eine solche Anrede nicht aushalten. Er versprach sogleich dem Herodes allen Schutz und Beystand, befahl ihm die Krone wieder zu nehmen, und ließ ihn durch einen Rathsschluß in dem Besitze seiner Staaten befestigen.

Wäh-

Während daß der jüdische Monarch sich die Bewunderung der Fremden zuzog, machte er sich indeß bey seinen Unterthanen verhaßt. Was haben die Völker nicht von einem geitzigen, mißtrauischen und grausamen Prinzen zu leiden! Diese Untugenden hatte Herodes, dem man den Zunamen des Großen gab; ein Titel, den die Schmeicheley öfters den schlechtesten Königen beygeleget hat. Ein Monarch von einem Charakter, wie ich ihn jetzt beschrieben habe, muß nicht verlangen, seine Tage ruhig zuzubringen. Alle Völker, die unter der Herrschaft des Herodes standen, zitterten vor ihm; aber er befand sich selbst dabey nicht ruhiger, sondern empfand alle Quaalen, welche die Seele eines Tyrannen martern. Seine eigene Familie, die ihm zum Troste hätte seyn sollen, verursachte ihm die grausamsten Unruhen. Er hatte eine eben so schöne als tugendhafte Prinzeßinn zur Gemahlinn; die berühmte Mariane, die Enkelinn des Königs Aristobulus. Die Eifersucht erfüllte das Herz des Herodes, und diese Gemahlinn, die er sonst bis zur Abgötterey liebte, mußte alles mögliche Ungemach von ihm ausstehen. Die Weiber, denen man nichts vorzuwerfen hat, sind öfters nicht gewohnt sich quälen zu lassen. Mariane hatte außerdem einen hohen Geist, und eine empfindliche Seele, so daß sie den Eigensinn des Königs nicht mit Gelassenheit ansehen konnte, der ohne Unterlaß klagte und murrete, und einer Gemahlinn gar nicht mit der liebreichen Art zu begegnen wußte, wie es seine Schuldigkeit gewesen wäre,

da

da sie so viele Ursache hatte, ihn a) zu hassen. Herodes litß sie zum Tode verurtheilen, und nach der Vollziehung dieses grausamen Urtheils fiel er in die allerschrecklichste Verzweifelung.

Die Prinzeßinn, die auf eine so tragische Weise ihr Leben beschloß, hinterließ b) zween Söhne, die zu Rom erzogen wurden, und die der König einige Zeit nach dem Tode der Mariane wieder in seine Staaten kommen ließ. Alexander und Aristobulus, so hießen diese beyden Prinzen, wurden in ihrem Lande mit großen Freudensbezeigungen empfangen. Ihre Schönheit, ihre gute Leibesgestalt, eine gewisse Majestät, die aus ihren Augen hervor leuchtete, einige Aehnlichkeiten von einer Mutter, deren trauriges Schicksal man noch beweinete, alles dieses trug nicht wenig bey, sie in den Augen eines Volks liebenswürdig zu machen, welches das Joch des Herodes mit Ungeduld trug, und das sich einer glücklichern Regierung in Zukunft getröstete. Salome, die Schwester des Königs, und überhaupt alle die, so an dem Tode der Mariane Theil gehabt hatten, befürchteten, daß sich die Prinzen rächen möchten, wenn sie zu Ansehen kämen. Um nun dieses zu vermeiden, so suchte man den Herodes wider seine Prinzen aufzubringen, und dieses war auch in der That etwas leichtes. Alexander und Aristobulus ließen wenig Ehrer-

a) Herodes hatte den Vater und den Bruder seiner Gemahlinn ums Leben bringen lassen.

b) Herodes hatte überhaupt drey Söhne und zwo Töchter von der Mariane.

Ehrerbietung gegen ihren Vater blicken, ja sie machten sich kein Bedenken daraus, ihre Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen. Der Tod der Mariane schwebte ihnen immer vor Augen, und sie beschwerten sich zu aller Zeit darüber, daß sie mit den Mördern ihrer Mutter leben müßten.

Herodes hatte mit seiner ersten Gemahlinn, die Doris hieß, den Antipater gezeugt. Dieses war ein sehr aufgeblasener und ehrgeitziger Herr, welcher die größten Laster zu begehen im Stande war, wenn er nur dadurch seinem Ehrgeize ein Gnüge leisten konnte. Da er sich nun im höchsten Grade zu verstellen wußte, so ließ er die abscheulichen Absichten, auf die er schon seit langer Zeit umgieng, nicht merken. Er lebte nicht am Hofe, und es ließ sich niemand einfallen, daß er noch einmal mit der Zeit seine Rechte auf den königlichen Thron geltend machen würde. Der König, der die üble Aufführung der mit der Mariane erzeugten Prinzen bestrafen wollte, ließ den Antipater zu sich holen, erwies ihm viel Ehre, und es schien, als wenn er ihn gar zu seinem Vertrauten machen wollte. An dieser Aufführung des Herodes hatte die Politik mehr Antheil, als die väterliche Liebe. Er wollte den Stolz des Alexander und Aristobulus nur dadurch dämpfen, daß er ihnen einen Gegner entgegen stellte, für dessen Herrschaft sie sich einmal fürchten mußten. Da nun Antipater sahe, daß er so sehr bey dem Herodes in Gnaden stund, so suchte er sich bey derselben zu erhalten. Dieses gelung ihm auch; weil er aber als ein ehrgeiziger Herr in Sorgen stund, daß Herodes die Söhne

der

der Mariane wiederum begnadigen möchte, so war er auch darauf bedacht, wie er sich die beyden Brüder, die er als fürchterliche Nebenbuhler betrachtete, auf ewig vom Halse schaffen könnte: diesen boshaften Streich führte er auch mit viel Geschicklichkeit aus. Er beschwerte sich über den Alexander und Aristobulus niemals, er bediente sich aber der Vertrautesten seines Vaters zu ihrem Schaden. Dahero hörte man nicht auf, den Herodes wider seine beyden Prinzen aufzubringen, und diese waren so unvorsichtig, daß sie immer zu neuen Beschwerden wider sich Anlaß gaben. Man erreichte endlich den vorgesetzten Zweck dadurch, daß man sie bey dem Herodes abscheulich anschwärzte, und hierdurch den König so in Harnisch brachte, daß er den Entschluß faßte, die Prinzen mit äußerster Schärfe zu bestrafen. Unterdessen wollte er doch erst den Augustus deswegen zu Rathe ziehen, ehe er ihnen seine schwere Hand gänzlich fühlen ließ.

Antipater begab sich also zuerst nach Rom, und ihm folgte Herodes in Begleitung derer beyden Schlachtopfer bald nach. Hier ist die Rede, die der jüdische König an den Kayser hielt: „Kann „man wohl einen beklagenswürdigern Zustand finden, als den meinigen? Ich muß wider meinen „Willen der Ankläger meiner leiblichen Kinder „seyn. Du hattest mir die Erlaubniß gegeben, „denjenigen von meinen Prinzen zum Nachfolger „zu ernennen, der durch seine guten Eigenschaften „dieser großen Ehre würdig würde. Nun kann mei„ne Wahl ohnmöglich einen von denen Prinzen,

so

„so sich hier befinden, treffen, weil ihnen die „Herrschsucht das abscheuliche Vorhaben nach „meinen Leben zu trachten eingeflößt hat. Soll„te ich nun wohl dieses von meinen Söhnen ver„muthen, denen ich doch so viel Proben meiner „Liebe gegeben habe? Es stund bey mir, diese un„dankbaren Kinder den Augenblick ums Leben zu „bringen, ich habe mich aber doch lieber nach dei„nem Rathe und Urtheil richten wollen. Du bist „zu gerecht, als daß du ein solch Laster ungestraft „lassen solltest. Verstatte ja nicht, daß man das „natürliche Gesetz übertrete, und daß man die Ma„jestät eines Königs mit Füßen trete.„

Hierwider brachten Alexander und Aristobulus weiter nichts zu ihrer Vertheidigung an, als Weinen und Seufzen; da sie aber sahen, daß die Versammlung für sie eingenommen war, so entschlossen sie sich, sich zu rechtfertigen, und Alexander hielt eine Rede, deren Inhalt ich ganz kürzlich erzählen will. „Ob es uns gleich sehr empfind„lich ist, daß wir von unserm Vater verklagt wer„den, so haben wir doch wenigstens den Vortheil, „daß wir unsere Sache vor einen Prinzen ausma„chen können, der sich eine Ehre daraus macht, „die Elenden zu schützen. Man beschuldiget uns, „als wenn wir gefährliche Verschwörungen ange„sponnen hätten. Nun räumen wir ganz gerne „ein, daß auf die Kinder der unglücklichen Ma„riane einiger Verdacht fallen kann. Unsere „Mutter haben wir beklagt, das ist wahr; dieses „geschah aber nicht sowohl ihres Todes wegen, als „weil sich vielmehr gewisse Leute unterstunden, das

Anden-

„Andenken einer so tugendsamen Königinn zu be-
„schimpfen. Sind gleich unsere Klagen biswei-
„len heftig gewesen, so waren sie doch nicht wider
„den König, sondern gegen seine niederträchtigen
„Hofleute gerichtet, die das Gemüth unsers Va-
„ters durch falsche Berichte gegen uns aufzubrin-
„gen suchten. Und wer kann uns denn das Ver-
„brechen, so man uns Schuld giebt, beweisen?
„Hat man uns denn etwa Gift mischen sehen, oder
„kann man treue Bedienten aufweisen, die wir zu
„bestechen gesucht hätten? wo sind die rebellischen
„Briefe, die wir geschrieben haben sollen? Kurz,
„wodurch haben wir die Unterthanen zum Aufruhr
„bewegen wollen? Ist es wohl glaublich, daß
„Kinder so sehr aus der Art geschlagen seyn soll-
„ten, daß sie sich kein Bedenken machten, dergle-
„chen Dinge zu unternehmen? Ja gesetzt auch,
„daß wir einer so abscheulichen That fahig ge-
„wesen, konnten wir uns einigen Vortheil davon
„versprechen? Würden denn wohl die Juden grau-
„same Vatermörder für ihre Oberherren erkennen,
„und würde uns wohl August, dieser gerechte
„Kayser, den ruhigen Besitz eines mit dem Blu-
„te unsers Vaters bespritzten Thrones verstatten?
„Anderer Gründe, die ich zu unserer Vertheidi-
„gung anführen könnte, zu geschweigen. Nur
„dieses will ich noch erinnern. Sollte der König
„ja darauf bestehen, daß wir schuldig wären, so
„wollen wir uns selbst zum Tode verurtheilen, da-
„mit wir dem Urheber unsers Daseyns den Vor-
„wurf benehmen, als wenn er uns auf eine un-
„rechtmäßige Art verdammt hätte; denn unser

„Leben ist uns so lieb nicht, daß wir es mit Ver-
„lust der Ehre unsers Vaters zu erhalten suchen
„sollten.„

Diese Worte nun machten bey iedermann Eindruck. Selbst der König ward davon gerühret, und man konnte es ihm ansehen, daß er den Schritt, den er gethan hatte, bereuete. Augustus hatte sich niemals überreden können, die jungen Prinzen für schuldig zu erklären, dahero machte er sich die Gemüthsbeschaffenheit, in der sich Herodes befand, zu Nutze, und ermahnte den Fürsten, sich mit seinen Prinzen wieder zu versöhnen, die sich alles dieses mehr durch ihre Unvorsichtigkeit, als durch eine würkliche Missethat zugezogen hatten. Da nun Alexander und Aristobulus sahen, daß ihr Vater wieder wohl auf sie zu sprechen war, so giengen sie auf ihn zu, um ihn um Gnade zu bitten. Dieser lief ihnen entgegen, und umarmte sie zärtlich. Alle Anwesende konnten sich bey dieser rührenden Scene der Thränen nicht enthalten, und Antipater wußte sich nur allzu wohl zu verstellen, als daß er nicht eine gezwungene Freudigkeit hätte blicken lassen sollen, da sein ganzes Gemüth wegen dieser Versöhnung mit Verdruß gleichsam überschwemmet wurde. Herodes gieng mit seinen drey Prinzen wieder nach Judäa. Unterwegens sagte er ihnen, daß sie nach ihm regieren sollten, nämlich zuerst Antipater, und hernach Alexander und Aristobulus. Er empfahl ihnen eine brüderliche Eintracht; allein diese litt einen neuen Stoß, so bald sie nur in ihren Staaten angelanget waren. Herodes hatte unter seinen Bedienten

drey

drey Verschnittene, denen er sehr günstig war, und die er zu den wichtigsten Geschäfften brauchte. Diese sollten vom Alexander bestochen seyn. Man brachte dahero diese Leute auf die Tortur, und man marterte sie so grausam, daß sie endlich bekannten, der junge Prinz habe einen beständigen und unversöhnlichen Haß gegen seinen Vater; Alexander habe ihnen gerathen, von einem alten Manne abzugehen, der ihnen wenig mehr helfen könnte; sie sollten sich vielmehr zu einem Prinzen halten, der mit der Zeit ihre Dienste wohl vergelten könnte, wenn das Recht der Geburt und die Hülfe seiner Anhänger ihn auf den Thron gesetzet haben würde u. s. w. Hierüber gerieth nun Herodes in heftigen Zorn, er wollte aber doch nicht gleich zur Strenge schreiten, weil er befürchtete, die Anhänger seines Prinzen möchten das äußerste wagen. Er hielt für dienlicher, wenn er sich genauer nach der ganzen Sache erkundigte. Unterdessen suchte er doch recht genau hinter die Sache zu kommen, und ließ dahero alle die, so man im Verdacht hatte, daß sie mit dem Alexander in einem Verständniß stünden, martern, und auf unerhörte Weise bestrafen, so daß die meisten mitten unter der Marter starben, ohne daß sie etwas gestunden. Ihr Stillschweigen soll aber, wie Antipater vorgiebt, mehr von der großen Neigung gegen die aufrührerischen Prinzen, als von der Unschuld hergekommen seyn. Denn iedermann war an dem Hofe des Herodes in Furcht, weil man nicht sicher war, daß man nicht dem Argwohn eines hochmüthigen

Prinzen aufgeopfert würde. Gewiß, Völker, die so beherrschet werden, sind sehr übel daran.

Endlich setzte man den Alexander in ein hartes Gefängniß. Dieser von Natur wilde Prinz ließ seinen Muth, der Ungnade ohngeachtet, in die er gefallen war, nicht sinken, ja er vertheidigte sich nicht einmal, sondern schrieb vielmehr dem Könige zu Trotze folgende Zeilen: „Nichts ist gewisser, als daß man sich wider dich verschworen hat. „Es wird hinführo nicht nöthig seyn, so viele Leute „zu martern, um ihnen das Bekenntniß eines „Verbrechens abzudringen, davon ich dich benachrichtige. Dein Bruder Pherotas, deine Schwester Salome, deine vertrautesten und besten „Freunde sind in diese Verschwörung verwickelt. „Alle deine Unterthanen gehen auf weiter nichts „um, als dich in jene Welt zu schicken, um hinführo desto ruhiger leben zu können.„ Dieser Brief setzte den Herodes in die äußerste Unruhe. Er hatte zu niemanden mehr ein Zutrauen. Er sahe schon im Geiste, wie sein Prinz mit dem Degen auf ihn los gieng, und er verfiel in die nämliche Raserey und Wahnsinn, womit er nach dem Ableben der Mariane befallen war. Unterdessen ließ er die Rache an seinen Unterthanen aus. In ganz Judäa war nichts als Anklagen, in Verhaftnehmen und Abstrafen, und jedermann war darüber voller Furcht und Schrecken.

Es ward zwar zwischen dem Herodes und seinen beyden Prinzen eine zweyte Versöhnung gestiftet, allein es währete nicht gar zu lange, so gieng das Mißverständniß vom neuen an. Es war damals

mals ein Lacedämonier, Euricles, an seinem Hofe, und dieses war einer von denen, die Ehrlichkeit und Redlichkeit bey Seite setzen, wenn sie ihr Glück machen können. Der untreue Grieche fand endlich Mittel und Wege, sich bey dem Alexander in Gunst zu setzen, und dieser war unvorsichtig genug, daß er sich ihm offenbarete. Er beschwerte sich über die grausame Art, mit der man täglich gegen ihn verfuhr, über das grausame Urthel, so man über seine Mutter gefällt hatte, und über das große Ansehen, in welchem der einzige Antipater stund; endlich daß ihm und seinem Bruder Aristobulus die Ungnade ihres Vaters unerträglich würde. Diese Reden wurden dem Könige sogleich hinterbracht, und machten bey ihm großen Eindruck. Man kann leicht denken, daß Antipater dem gänzlichen Untergange seiner Brüder nichts in den Weg geleget haben wird. Er hetzte im Gegentheil täglich neue Ankläger wider sie auf, und verbarg seine Anschläge sorgfältig, damit man die Triebfedern seiner Handlungen nicht inne werden möchte. Dem Herodes war es beständig um seine Krone und um sein Leben zu thun. Er entschloß sich dahero, sich auf Unkosten dererjenigen, die er des größten Verbrechens von der Welt schuldig hielt, Ruhe zu verschaffen. Er ließ deshalb den Alexander und Aristobulus arretiren, und zwang ihnen eine schriftliche Entdeckung von der wider ihn gemachten Verschwörung ab. Diese war folgendergestalt abgefaßt: „Wir haben niemals an dein „Leben gewollt, weil uns aber der Verdacht un„sers Vaters unerträglich wurde, wir auch daraus

„gefährliche Folgen befürchten mußten, so faßten „wir den Entschluß, uns bey erster Gelegenheit „aus dem Staube zu machen.„

Zu Berytus ward über diese beyden vermeyntlichen Missethäter das Urtheil gesprochen. Hierbey vertrat Herodes zum andernmale die Stelle des Anklägers, und verfuhr wider seine Kinder mit solcher Heftigkeit, die eine heftige Leidenschaft einzuflößen pflegt. Man sahe wohl ein, daß ihr Unglück unvermeidlich war, indem ihnen die Richter, aus niederträchtiger Höflichkeit für den Herodes, das Leben absprachen. Sie wurden dahero zu Sebasta diesem Urtheil zu Folge hingerichtet, wo man sie während des Processes in Verhaft gehalten hatte, ohne sie mit ihrer Nothdurft zu hören. Wahrscheinlich ist es, daß diese beyden Prinzen wohl nicht daran Antheil hatten, was man ihnen Schuld gab. Sie beschwerten sich oft über die grausame Art, mit der man wider sie verfuhr, allein auch dieses war schon für den Antipater hinreichend, sich dieses Murren zu Nutze zu machen, und den Herodes in dem Verdachte und in seiner Grausamkeit zu bestärken. Dieser merkte auch nicht eher, daß er dem Ehrgeize eines Verräthers Vorschub that, als bis er selbst zum Schlachtopfer seiner Raserey wurde.

Nun hatte Antipater keine Feinde mehr, und er konnte sich nunmehro einmal mit der Zeit auf die Krone Rechnung machen. Nur mußte man den Tod des Königs abwarten, der alt und schwach war, und dahero seinem Nachfolger bald Platz machen mußte; allein Antipater wollte gern regie-

ren,

ren, und dahero faßte er den Entschluß, die einzige Hinderniß seiner Herrschsucht aus dem Wege zu räumen. Er richtete also eine Verschwörung wider seinen Vater an, und sein Absehen gieng dahin, ihm das Leben zu nehmen. Nur eine einzige Ursache war es, die diesen ungerathenen Sohn abhielt, daß er sein abscheuliches Vorhaben nicht auf der Stelle ausführen konnte. Jedermann haßte ihn, der gemeine Mann und der Soldat; und dennoch ist deren Zuneigung einem jeden unentbehrlich, der die Oberherrschaft an sich ziehen will. Antipater suchte also alle Leute in sein Interesse zu ziehen; er bestach die vornehmsten Günstlinge seines Vaters, und brachte den Saturninus, der Landpfleger in Syrien war, auf seine Seite. Er versuchte zwar eben dieses bey der Salome, der Schwester des Herodes, allein es war unmöglich, diese Prinzeßinn, die wenigstens eben so verschlagen war, wie er, hinter das Licht zu führen. Pherotas, der Bruder des Königs, ließ sich mit ihm in ein genaues Verständniß ein, und Antipater bekam überhaupt so viel Anhänger, daß er sich auf ihre Hülfe im Fall der Noth wohl Rechnung machen konnte. Er hörte nicht auf, seinen Vater durch allerhand Kunstgriffe einzuschläfern, und der König hielt den rebellischen Sohn für seinen eifrigsten Unterthan. Diese Verblendung aber hätte dem Herodes bald das Leben gekostet, wenn Salome nicht geschickter gewesen wäre, hinter dasjenige zu kommen, was vorgieng. Sie gab seit einiger Zeit auf alle Schritte des Pherotas und des Antipaters Achtung. Diese beyden Prin-

zen thaten äußerlich, als wenn sie Feinde wären, aber sie kamen heimlich zusammen, und lebten sehr vertraut mit einander. Eine solche geheimnißvolle Aufführung setzte der Salome ein Mißtrauen in den Kopf. Sie gab daher dem Herodes sogleich zu verstehen, daß er auf seiner Hut seyn sollte, weil man ganz gewiß was wider ihn im Werke hätte. Der König, der seine Schwester sehr gut kannte, glaubte dieses nicht sogleich, er ward aber aufmerksamer, und beschloß ganz stillschweigend, hinter eine Sache zu kommen, die für ihn von der äußersten Wichtigkeit war.

Herodes war seit einiger Zeit über den Pherotas mißvergnügt, weil sich derselbe mit einer königlichen Prinzeßinn nicht vermählen wollte, sondern sich vielmehr mit einer Magd einließ. Nun wollte der jüdische König diese so schimpfliche Verbindung zwar getrennt wissen; allein Pherotas, bey dem die Liebe die Oberhand behielt, konnte sich ohnmöglich entschließen, eine Person zu lassen, die er für ein wesentliches Stück seines Wohlergehens hielt. Eine Weibsperson, die auf einmal aus dem Elende in einen hohen und glücklichen Zustand geräth, behält nicht allezeit die sittsamen Gesinnungen, die ihr den ersten Zustand, in dem sie sich befand, ins Gedächtniß bringen sollten. Dieses traf auch bey der Gemahlinn des Pherotas ein. Ihr Hochmuth war so groß, daß man ihn auch an einer Person vom vornehmsten Stande getadelt haben würde.

Da sie sich wenig um die Gnade des Herodes bekümmerte, so hielt sie die Parthey einer großen Menge Pharisäer, die weder dem Könige noch dem

Kaiser

Kayser schwören wollten. Diese bezeigten ihr, weil sie sich so öffentlich für sie erklärte, dadurch ihre Erkenntlichkeit, daß sie ihr ankündigten, wie der Rathschluß Gottes dahin gienge, den Herodes vom Throne zu stoßen, und den Pherotas darauf zu setzen. So bald aber diese, so diese aufrührerische Reden geführet hatten, ihre verdiente Strafe bekommen hatten, so ließ Herodes seinen Bruder zu sich kommen, und beschwor ihn, daß er sich von einer Gemahlinn scheiden möchte, die nichts als Zwistigkeit und Unruhe in der königlichen Familie anrichtete. Pherotas versicherte, daß er sich allemal sehr treu gegen ihn aufführen würde, was aber seine Gemahlinn anbelangte, so wäre es nicht möglich, daß er diejenige verlassen sollte, für die er die lebhafteste Zärtlichkeit heegte. Herodes ward durch dergleichen Antwort sehr beleidiget, und verboth dem Antipater, von nun an einige Gemeinschaft mit dem Pherotas zu haben. Dieser Befehl ward schlecht beobachtet. Man begnügte sich lediglich mit der Behutsamkeit, die man anwendete, damit der Hof von dem, was zwischen denen beyden Prinzen vorgieng, nicht unterrichtet würde; da aber Antipater merkte, daß es gefährlich wäre, bey einem rachgierigen Prinzen Verdacht zu erwecken, so ließ er sich in Rom etwas auftragen, und gieng nach dieser Hauptstadt der Welt mit einem Testamente, in dem er vom Herodes zu seinem Thronfolger ernannt wurde.

Da nun der König sahe, daß Pherotas darauf bestund, daß er seine Frau behalten wollte, so

befahl er ihm, daß er sich in sein Fürstenthum begeben sollte. Dieses that er auch ganz willig, und schwur, daß er niemals wieder bey Hofe erscheinen wollte. Er hielt auch Wort: denn da unterdessen Herodes gefährlich krank worden war, so trug er seinem Bruder auf, daß er ihn besuchen, und einige geheime und wichtige Befehle von ihm holen sollte. Allein Pherotas entschuldigte sich, daß er einen Eid auf sich hätte, den er, um dem Befehle des Königs nachzukommen, ohnmöglich brechen könnte. Kurz darauf kam die Reihe an den Pherotas, und dieser wurde todtkrank. Herodes begab sich, ohne daß er Böses mit Bösem vergalt, sogleich zu seinem Bruder, der durch diese Proben der brüderlichen Liebe sehr gerührt ward. Herodes gieng wieder in seine Staaten zurück, und nicht lange darnach erfuhr er, daß Pherotas todt war. Dieses gab nun Gelegenheit zur nähern Entdeckung der Verschwörung, die Antipater angerichtet hatte.

Zwey Freygelassene des verstorbenen Prinzen giengen zum Herodes, und hinterbrachten ihm, daß ihr Herr vergiftet worden sey, mit Bitte, diese That nicht ungestraft zu lassen. Hierauf wurden verschiedene Weiber von der Hofstatt des Pherotas auf die Tortur gebracht. Sie gestunden nichts, bis eine die Schmerzen nicht mehr ausstehen konnte, und also ausrief: Wollte Gott! die Mutter des Antipaters theilte heute die Schmerzen mit uns, daran sie ohnedem schuld ist. Hierdurch wurde der König begieriger, noch mehr heraus zu kriegen, ließ sie dahero noch heftiger martern,

tern, da es denn herauskam, daß Antipater ihm spinnefeind sey, und daß dieser ungerathene Sohn nichts mehr wünsche, als seinen Vater vom Throne zu stoßen, der der einzige Gegenstand seiner Wünsche sey. Ein Hofmeister des Antipaters bekannte, daß sein Herr dem Pherotas einen tödtlichen Gift für den König gegeben hätte, diesen habe Antiphilus, ein Vertrauter des Antipater, aus Aegypten gebracht, und Thecedion, ein Bruder der Doris, habe ihn dem Pherotas anvertraut, der ihn seiner Frau in Verwahrung gegeben hätte. Diese ward über alle diese Artikel vernommen, sie gestund, daß sie den Gift hätte, und wollte ihn gleich holen. Statt dessen stürzte sie sich aber von einer Gallerie des Pallasts in den Hof, ohne den Hals zu brechen. Man holte sie wieder herbey, und der König versprach ihr und ihrer ganzen Familie das Leben zu schenken, wenn sie die reine Wahrheit bekennen würde. Ich muß dir also wohl sehr wichtige Geheimnisse entdecken, sagte die Wittwe des Pherotas zum Herodes. Antphilus hatte das Gift aus Aegypten gebracht, und Antipater dein Sohn kaufte es von ihm, um sich dessen wider dich zu bedienen. Mein Gemahl erhielt auch von diesem Verständniß Nachricht, und willigte in deinen Tod, weil er glaubte, daß der Zorn, den er sich zugezogen hätte, traurige Folgen für ihn haben würde. Allein da du ihm Proben von deiner brüderlichen Neigung während seiner Krankheit gabest, so ward er auf einmal anderes Sinnes. Er ließ mich dahero einmal zu sich kommen, und sagte mir, daß er sich von dem Antipater

tipater hätte hinters Licht führen lassen, und daß er von diesem bewogen worden wäre, an denen Verschwörungen Theil zu nehmen, die er noch heute verabscheuete. Ich will, sprach er, keine mit abscheulichen Lastern befleckte Seele in jene Welt mit nehmen, dahero bitte ich dich, diesen Gift in meiner Gegenwart ins Feuer zu werfen. Ich that es augenblicklich, und behielte nur ein klein wenig davon, um mich desselben zu bedienen, im Fall du mich nach meines Gemahls Tode ums Leben hättest bringen wollen. Sie zeigte diesen Rest dem Herodes, und die Schachtel, worinn er war. Unterdessen kam ein Freygelassener des Antipater von Rom, man marterte ihn, und er bekannte gleich auf seinen Herrn.

Herodes verbarg seinen Zorn, schrieb an den Antipater und befahl ihm, so bald er seine Sachen in Rom ausgerichtet haben würde, wieder nach Judäa zu kommen. Ohngeachtet in diesem Schreiben viel Freundschaftsbezeigungen enthalten waren, so war doch Antipater noch ungewiß, ob er diesen glatten Worten Glauben beymessen sollte oder nicht. Die übele Aufführung gegen seine Mutter flößte ihm den größten Verdacht ein, und er befürchtete, daß seine Betrügereyen entdeckt werden möchten. Er fieng also bey seiner Ankunft in Cilicien an Bedenken zu tragen, seine Reise fortzusetzen. Seine Vertrauten waren in ihren Meynungen getheilt. Einige riethen ihm, zu warten, wie die Sache ablaufen würde, andere stellten ihm die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit bey Hofe vor, um die Anschläge seiner Feinde zu zernichten.

Nach-

Nachdem er nun lange genug zwischen Furcht und Hoffnung geschwebet, welchem Rathe er folgen sollte, so gab er endlich der letztern Meynung Beyfall. Er gieng also wieder zu Schiffe, und kam im Hafen zu Sebastia an. Er bekam aber schon einen Vorschmack seiner Ungnade, so bald er nur den Fuß ans Land gesetzet hatte, indem jeder vor ihm lief, und ihn mit Verwünschungen überhäufte. Dem ohnerachtet begab er sich nach Jerusalem, und zeigte sich an dem Eingange des Pallastes, wo er zwar für seine Person, aber niemand von seinem Gefolge eingelassen wurde. Da er seinen Vater umarmen wollte, so stieß ihn dieser mit Verachtung von sich, belegte ihn mit dem Titul eines Vatermörders, und kündigte ihm an, daß Quintilianus das Urtheil über ihn sprechen würde. Dieses war ein Donnerschlag für den Antipater, der sich nunmehr dem Zorne eines Vaters ausgesetzt sahe, der nicht einmal seine unschuldigen Prinzen schonte.

Den folgenden Tag ließ Herodes eine Versammlung berufen, die aus dem Varus, der dabey Vorsitzer seyn sollte, ferner aus der Salome, fast allen Anverwandten vom königlichen Hause, denen Anklägern des Antipaters, und einigen Bedienten bestund, die mit Briefen, so als Beweise des Verbrechens dienen sollten, waren aufgefangen worden. Vor diesem Gerichte mußte Antipater erscheinen. Er warf sich dem Herodes zu Füßen, und bat, daß man ihn nicht ungehört verurtheilen möchte. Herodes befahl ihm aufzustehen, und hielt hierauf folgende Anrede.

„Bin ich nicht recht beklagenswerth, daß ich lau-
„ter undankbare Kinder gezeugt habe; die Wohl-
„thaten, mit denen ich den Antipater überhäuft
„habe, haben ihn nicht abgehalten, mir nach mei-
„nem Leben zu stehen. Er hat mir durch ein ab-
„scheuliches Verbrechen den Besitz einer Krone
„rauben wollen, auf die er sich doch vermöge sei-
„ner Geburth und des Willens seines Vaters siche-
„re Rechnung machen konnte. Und was konnte
„er sich wohl für einen Vortheil aus einer solchen
„abscheulichen Unternehmung versprechen? Stund
„er etwa in Furcht, daß er einmal nicht zum Be-
„sitz des königlichen Throns gelangen würde? Ich
„hatte ihn ja zu meinem Nachfolger erkläret.
„Gieng ihm etwa das Ansehen ab? Er hatte ja
„selbst an dem meinigen Antheil. Verdiente ich
„etwa den Vorwurf, als wenn ich ihm nicht gnug
„Mittel an die Hand gegeben hätte, sich seinem
„Stande gemäß aufzuführen? Ich hatte ihn ja
„in den Stand gesetzt, es denen größten königli-
„chen Prinzen gleich zu thun. Was wollte denn
„also der gottlose Antipater mehr? Ohne Zwei-
„fel war ihm der Nahme eines Unterthanen ver-
„haßt, und es eckelte ihm für der Oberherrschaft
„eines Höhern. Wenn ihm nun aber ja dieses
„Joch so unerträglich war, so hatte er ja Hoffnung,
„dessen im kurzen entledigt zu werden. Konnte
„er denn den Tod eines Vaters nicht erwarten,
„der vor Verdruß und aus Schwachheit schon
„mit einem Fuße im Grabe stund? Das ist also
„der Prinz, der so viel Eifer blicken ließ, da ich
„wegen der Herrschaft seiner Brüder in Sorgen

stehen

„stehen mußte? Sind sie in der That unschuldig „gewesen, wie ich es denn noch jetzo glaube, so „fällt alle Schuld auf ihn, weil ich sie lediglich aus „blinder Folgeleistung eines bösen Rathgebers ver„urtheilet habe.„ In diesem Augenblicke fieng Herodes so an zu weinen, daß er seine Rede unterbrechen mußte. Er bat den Nicolaus aus Damascus, der bey ihm in großen Gnaden stund, und dem die ganze Sache bekannt war, daß er die Zeugenverhör anbringen sollte. Allein Antipater kam ihm zuvor, und brachte seine Sache selbst an: „Alle Pflichten, sprach er, die ich meinem „Vater dem Könige schuldig bin, sind mir wohl „bekannt. Ich bin auch nur allzu weit davon „entfernt, als daß ich dieselben von mir ablehnen „sollte, ich will mich vielmehr vor aller Welt da„zu bekennen, weil sie zum Beweise meiner Un„schuld dienen sollen. Pflegt man denn wohl de„nenjenigen Personen Wohlthaten zu erzeigen, mit „denen man Ursache hat unzufrieden zu seyn? „Sind mir dergleichen von meinem Vater erwie„sen worden, so ist es darum geschehen, weil ich „meiner Schuldigkeit genau nachgekommen bin. „Ist es denn wohl wahrscheinlich, daß ich dem „Könige das Leben gerettet habe, um ihm dassel„be hernach wieder zu nehmen? Es müssen starke „Bewegungsgründe da seyn, wenn man ein gro„ßes Verbrechen begehen soll. Was konnte mir „also wohl Anleitung geben, einen Aufruhr zu „erregen, und ein Vatermörder zu werden? Ich „war vom Herodes zum Nachfolger erkläret, es „fehlte mir weiter nichts, als der königliche Titul,

denn

„denn die Gewalt hatte ich schon. Der Besitz
„des königlichen Stuhls war mir ja so gewiß, daß
„ich nicht einen Tropfen Bluts zu vergießen brauch-
„te, und wäre es denn wohl rathsam gewesen, mich
„in eine gefährliche Unternehmung einzulassen, und
„die noch darzu sehr schlecht ablaufen konnte? Mei-
„ne Aufführung in Ansehung des Alexanders und
„Aristobulus ist ein deutlicher Beweis der hefti-
„gen Liebe gegen den König gewesen. Da sein
„Leben in Gefahr war, so trug ich kein Bedenken
„meine Brüder anzugeben, und es reuet mich noch
„nicht, zu ihrem Tode etwas beygetragen zu haben,
„weil die Erhaltung des Herodes damit verbun-
„den war. Soll ich etwa einen unverwerflichen
„Zeugen zum Beweise meiner Unschuld auftreten
„lassen? Man schicke nur deswegen nach Rom,
„man frage den Augustus, und verlasse sich auf
„das Zeugniß eines Prinzen, dessen Eigenschaften
„denen göttlichen gleich sind. Ich könnte hierbey
„zu meiner Rechtfertigung alle Briefe, die ich ge-
„schrieben habe, anführen, denen man allerdings
„mehr Glauben beymessen sollte, als denen ver-
„fluchten Verläumdungen, wodurch mich meine
„Feinde in meiner Abwesenheit zu stürzen bemü-
„het gewesen sind, indem sie sich ein Vergnügen
„daraus gemacht haben, Uneinigkeit in dem kö-
„niglichen Hause anzurichten. Die Zeugen be-
„treffend, so beweisen dieselben gar nichts, weil
„ihr Zeugniß durch die Heftigkeit der Tortur er-
„zwungen ist. Siehet man aber diese ja als ein
„untrügliches Mittel an, hinter die Wahrheit zu
„kommen, so will ich gerne die heftigste Marter

ausste-

„ausstehen, damit man sehe, ob man aus meinem „Munde das Geständniß der mir beygemessenen „Missethat vernehmen könne.„ Antipater zerfloß in Thränen, und seine Gesichtsbildung verstellte sich. Dergleichen Scene hatte bey allen Anwesenden Eindruck, und selbst Herodes ward davon beweget, er gab sich aber die äußerste Mühe, um sich dasjenige, was bey ihm vorgieng, nicht merken zu lassen.

Nicolaus von Damascus nahm hierauf das Wort, um die Anklage, die der König angefangen hatte, fortzusetzen. Er bewieß sie durch verschiedene Stücke, brachte die Aussage der Zeugen an, und bezog sich sonderlich auf die Gnade des Herodes gegen seine Kinder. „Wareſt du es nicht, „sagte er zum Antipater, der vor kurzem seine „Brüder anklagte, der sich Mühe gab, sie zu überführen, und zum Tode zu bringen? Du hätteſt „also billig das Unglück erwegen sollen, das sie sich „durch ihre gottlose Aufführung zugezogen hatten. „Da du die Haupturſache ihrer Verurtheilung „wareſt, so hätteſt du bedenken sollen, daß du dir „eine gleiche Bestrafung zuziehen konnteſt. Jetzo kann man deutlich einsehen, daß die Ursache „dieses heftigen Eifers die väterliche Liebe nicht „war, mit der du dem Könige zugethan wareſt. „Hätteſt du in der That für der gottlosen Unternehmung deiner Brüder, die ihnen das Leben kostete, einen Abscheu, warum ahmteſt du ihnen „denn nach? Ist es nicht sonnenklar, daß deine „ganze Absicht war, durch deine Kunstgriffe diejenigen aus dem Wege zu räumen, die dir einmal

„die Krone streitig machen konnten? Mit dieser „ersten Schandthat hast du auch eine zweyte ver„binden und ein Vatermörder werden wollen. An „was für einen Vater wolltest du denn die Hand „legen? An einen solchen, der für deine Erzie„hung sehr besorgt gewesen, der dich zärtlich lieb„te, und der dir schon von jetzo an das Vergnü„gen machte, sein Mitregente zu seyn. Konnte „denn Herodes wohl glauben, daß derjenige „Sohn an ihm zum Mörder werden würde, den „er mit so viel Gefälligkeiten überhäuft hatte? „Du kannst nichts zu deiner Entschuldigung vor„bringen. Du bemühest dich in der That ver„geblich, diejenigen Gesetze, die wider die Misse„thäter gegeben sind, umzustoßen, indem du be„hauptest, daß man denen durch die Tortur aus„gepreßten Geständnissen keinen Glauben beymes„sen solle. Wenn du die Marter ja für kein un„trüglich Mittel die Wahrheit herauszukriegen aus„giebst, was willst du dich denn also mit derselben „belegen lassen? Würde deine Verstockung, kraft „deren du nichts bekennest, ein Beweis deiner Un„schuld seyn? Ein Uebelthäter kann hartnäckig „genug seyn, und die grausamsten Strafen erdul„den, ohne daß man die Wahrheit von ihm her„auskriegen kann. Daß du dein unmenschliches „Vorhaben nicht ausgeführet hast, das ist wahr, „allein auch der Vorsatz einen Vater zu ermorden „ist schon strafbar. Es wird also nun auf dich „ankommen, theuerster Varus, ein Urtheil zu „fällen, dafür alle diejenigen erzittern müssen, die „sich etwa ins künftige einfallen lassen sollten, wi-

der

„der ihren König, ihren Vater und Wohlthäter „Meuterey anzurichten.„

Antipater erschrack über den Schluß der Rede sehr, und es schlug ihn nichts so sehr nieder, als der Vorwurf seines bösen Gewissens, das ihm immer die Laster vorhielt, die er begangen hatte, und die er noch begehen wollte. Du kannst dich vertheidigen, sagte Varus, man wünscht, daß deine Unschuld an den Tag komme. Antipater fiel, ohne etwas zu antworten, auf die Erde, und bat Gott, daß er ihn in seinen Schutz nehmen möchte. Da nun der Richter sahe, daß der Beklagte nichts zu seiner Entschuldigung vorbrachte, so ließ er den Gift herholen, der schon oben erwähnt worden ist, um zu sehen, was für Würkung er thäte. Ein Missethäter mußte ihn verschlingen, und er fiel augenblicklich todt zur Erden nieder. Antipater ward gefänglich eingezogen, man fieng Briefe auf, die an ihn sollten, und die ihn noch mehr gravirten.

Unterdessen war Herodes mit einer sehr heftigen Krankheit befallen worden. Eine innerliche Hitze verzehrte ihn fast gänzlich. Er hatte einen so abscheulichen Hunger, daß man ihn gar nicht sättigen konnte. Seine Eingeweide waren voller Geschwüre, und gewisse Theile an seinem Leibe waren schon so faul, daß Würmer heraus krochen. Das Athemholen wurde ihm schwer, und sein Athem stank so abscheulich, daß man nicht bey ihm bleiben konnte. Er stund dabey noch die heftigsten Schmerzen aus. Da er sahe, daß die Krankheit unheilbar war, so ließ er seinen Officiers und

Soldaten Geld austheilen. Allein es folgte auf diese großmüthige Handlung eine so abscheuliche That, als man sich wohl kaum erinnern kann. Herodes befahl nämlich den vornehmsten Juden bey Lebensstrafe, sich nach Jericho zu begeben, wo er sie in dem Hippodromo einschließen ließ. Hierauf ließ er seine Schwester Salome und ihren Gemahl Alexas vor sich kommen, und redete sie folgendergestalt an: „Ich werde bald sterben, das „ist einmal der Lauf der Natur, und ich bin auch „willig und bereit, diesen Tribut zu bezahlen; al„lein das ist mir unerträglich, daß ich nach mei„nem Tode derjenigen Ehrenbezeigungen verlustig „seyn soll, die man Königen zu erzeigen pflegt. „Ich weiß, wie weit der Haß der Juden gegen „mich geht. Bey meinen Lebzeiten habe ich die „heftigsten Stöße ihrentwegen ausstehen müssen, „und ihre Freude wird gewiß ganz ausgelassen seyn, „wenn sie die Nachricht von meinem Tode hören „werden. Dieses ist für mich ein betrübter Ge„danke, das gestehe ich; ich habe aber zu dir das „gute Vertrauen, daß du meinem Geiste das Ver„gnügen machen wirst, einer solchen Schande Um„gang zu haben. Willst du mir ein Begängniß „halten, so höre, was du zu thun hast, und was „ich von deiner Freundschaft fodere. So bald ich „nämlich den letzten Athem werde ausgeblasen ha„ben, so laß den Hippodromum mit Soldaten um„ringen, und die darinn eingesperrten Juden er„morden. Du mußt aber meinen Tod verborgen „halten. Hierdurch wird man mich mehr betrauern,

„trauern, als iemals ein Monarch betrauert wor-
„den ist.„

Hätte kein leiblicher Sohn den Herodes ums Leben bringen wollen, so würde man vielleicht der wider einen der grausamsten Tyrannen gefaßten Verschwörung Beyfall geben müssen. Und was noch das merkwürdigste hierbey ist, so beschwur dieser grausame Tyrann die Salome und den Alexas bey alle dem, was ihnen heilig war, ihm ja diese Ehre zu erweisen. Es ward unterdessen mit dem Herodes immer schlechter und schlechter, so daß er einmal das Messer nahm, und sich erstechen wollte, wenn ihm nicht sein Schwager in den Arm gefallen wäre, und einen lauten Schrey gethan hätte. Nun glaubte iedermann, der König wäre todt, und das Gerüchte hiervon gelangte auch zum Antipater, der nunmehro wieder Hoffnung bekam, den königlichen Thron zu besteigen, und sich dahero Mühe gab, die Wache zu bestechen. Da aber der König hiervon Nachricht bekam, so ließ er ihn hinrichten. So beschloß ein Prinz sein Leben, den man nicht besser schildern kann, als wenn wir sagen, daß er vielleicht noch gottloser war, als sein Vater.

Verschwörung des Sejanus wider den Tiberius.

Es ist bisweilen gefährlich, wenn ein Prinz seine Minister zu mächtig werden läßt. Tiberius hätte die Wahrheit dieses Satzes bald aus der Erfahrung erlernet. Wer sollte wohl glauben, daß ein argwöhnischer und auf eine ganz übertriebene Weise auf seine Ehre erpichter Prinz sich blindlings einem Günstling überlassen, und mit ihm einigermaßen die höchste Gewalt hätte theilen sollen? Und dennoch haben wir hiervon das deutlichste Exempel an der Aufführung des Tiberius gegen den untreuen Sejanus. Ehe ich mich aber in eine völlige Beschreibung dieser Verschwörung einlasse, so muß ich meinen Lesern erstlich den Anstifter derselben, und den, der dabey das Schlachtopfer werden sollte, kennen lernen. Wir wollen also zwey Personen, die einander so ähnlich sind, auf einmal schildern. Tiberius und Sejanus hatten beyde viel Verstand, den sie aber mißbrauchten. Niemand war in der Kunst, sich zu verstellen, erfahrner, als sie, ja sie konnten selbst ihren Lastern den Anstrich der Tugend geben. Der Kayser schien immer sehr bedächtig und in sich vertieft zu seyn, Sejanus war ernsthaft und nachdenklich. Unter diesem äußerlichen Schein lag so wohl in dem einen als in dem andern eine Seele

ver-

verborgen, die auf lauter gottlose Absichten umgieng. Tiberius hatte vor seiner Gelangung zum Throne nach befindenden Umständen sich zu verstellen gewußt, und Sejanus setzte sich durch seine Geschicklichkeit bey seinem Herrn in Gunst. Beyde waren grausam und blutdürstig, und dennoch ließen sie bisweilen Sanftmuth und Gelindigkeit blicken. Es gieng keinem von beyden in denen Eigenschaften etwas ab, die zur Regierung eines Staats erfordert werden, und sie wurden auch die Geißel eines großen Reichs. Man sollte glauben, daß das Glück den Sejanus dem Tiberius an die Seite gesetzt hätte, um sie gegen einander zu halten. Die Gleichförmigkeit des Characters kann binnen einer gewissen Zeit zwey Bösewichter ganz wohl zusammen vereinigen. Allein auch die Geschichte, die ich erzählen will, ist ein Beweis, daß eine Verbindung, die ein Laster zum Grunde hat, von keiner Dauer ist. Die gegenwärtige Verschwörung ist keine von denen, die Krieg, Raub und Brand gültig machen muß. Verschlagenheit in der Staatskunst sind bisweilen viel kräftiger, große Dinge auszuführen, als Kriege. Wir wollen nunmehro zur Sache selbst kommen.

Sejanus, dieser Favorit, der durch die großen Ehrenstellen, zu denen er gelangte, bekannt worden ist, war in Volsinien, einer kleinen Stadt im Toscanischen, gebohren. Sein Vater war Sejus Strabo, ein bloßer römischer Ritter. Ein Mensch von so schlechtem Herkommen mußte nothwendig ganz außer sich seyn, da er die zweyte Person nach dem Könige wurde. Die Absichten dieses ehrgeizi-

gen Ministers giengen aber noch weiter, er setzte sich gar vor, Kayser zu werden. Hierzu mußte er nothwendig durch den Untergang der ganzen kayserlichen Familie gelangen. Die Ausführung seines Vorhabens war nicht leicht. Tiberius hatte einen Prinzen und verschiedene kleine Vettern, die natürlicher Weise auf den kayserlichen Thron Anspruch machten. Alle diese Hindernisse schreckten den Sejanus nicht ab, und er war nur auf Mittel bedacht, sein abscheuliches Unternehmen auszuführen. Dieses that er auch mit der größten Klugheit. Da er in Sorgen stund, daß seine Verrätherey entdeckt, und er zur gebührenden Strafe gezogen werden möchte, so sahe er sich auf alle Fälle vor, und setzte sich in eine solche Verfassung, alles ausführen zu können.

Das Amt eines Obersten von der Leibwacht, so er verwaltete, gab ihm nur eine kleine Macht, weil die unter ihm stehenden Truppen in verschiedenen Gegenden von Rom und andern umliegenden Städten lagen. Er gieng also darauf um, alle diese Soldaten zusammen zu ziehen, und sie außerhalb Rom campiren zu lassen, damit sie zusammen ein Corps ausmachen möchten, das bereit wäre, für seinen General alles zu wagen. Der listige Sejanus stellte also seinem Herrn vor, wie man sich von denen zehn Regimentern Leibgarde viel zu versprechen haben würde, wenn man sie zur Kriegszucht angewöhnte. Allein, setzte er hinzu, der Vortheil, den man von ihnen erwarten kann, wird von keiner Wichtigkeit seyn, wenn man sie nicht zusammen ziehen, sondern durch die Wollüste der

Stadt

Stadt Rom weibisch machen wird. Tiberius wurde seiner Staatsklugheit ohngeachtet die Falle nicht inne, so man ihm stellte, und er gab also denen Vorschlägen seines Ministers Beyfall. Dieser wußte sich nun der gegebenen Erlaubniß sehr gut zu bedienen, und setzte sich durch Freygebigkeit bey seinen Soldaten in Gunst. Da er auf diese Weise den ersten Schritt zur Regierung gethan, so war er darauf bedacht, wie er auch die andern Hindernisse übersteigen möchte, die seiner Erhöhung im Wege stunden. Es mußte also derjenige Prinz, der das meiste Recht zur kayserlichen Krone hatte, aus dem Wege geräumet werden. Ich verstehe hierunter den einzigen Prinzen des Tiberii, den Drusus. Ob es nun gleich mit der Thronfolge seine völlige Richtigkeit noch nicht hatte, so war es doch sehr wahrscheinlich, daß die Römer keinen andern Herrn erwählen würden, als den nächsten Erben dieses Kayſers. Drusus hatte sich bey dem Volke durch die gute Aufführung bey seinem Bürgermeisteramte in Credit gesetzt. Nun konnte man zwar wohl diesem jungen Herrn einige Heftigkeit in seinem Betragen vorwerfen, und einige Neigung zur Verschwendung konnte er auch nicht ableugnen. Allein man schrieb diese Fehler der Jugend zu, und man verließ sich auf sein gutes Herz, davon er die deutlichsten Proben gegeben hatte. Er war von dem Germanicus, den Tiberius an Kindesstatt angenommen und zum Nachfolger auf dem Throne bestimmt hatte, ein naher Freund, und dergleichen Vorzug hätte zwischen diesen beyden jungen Prinzen einige Mißgunst erwecken sol-

len, weil man eben nicht ruhig seyn kann, wenn einem eine Krone geraubt wird. Allein Drusus ließ dabey nicht das mindeste Mißvergnügen spüren, vielmehr war er der erste, der dem Germanicus Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er sahe ihn als einen Prinzen an, der weit mehr Verdienste besäße, als er, und schien über das Glück sehr erfreut, das die Römer unter der Regierung eines so tugendhaften Fürsten genießen würden; ja er beweinte ihn bitterlich, da er starb, ob er ihm gleich die Hoffnung der größten Erbschaft von der Welt überließ. Durch solche edelmüthige Gesinnungen verdiente Drusus den Besitz des Kayserthums vollkommen. Dieser großmüthige Prinz konnte sich nun ohnmöglich entschließen, sich von dem Ansehen eines Favoriten niederträchtig begegnen zu lassen. Er gab ihm vielmehr sehr oft zu verstehen, daß es einem toscanischen Bürger nicht zukäme, sich mit einem kayserlichen Prinzen in Vergleichung zu setzen.

Allein der Schimpf, der einem hochmüthigen Minister angethan wird, geht gemeiniglich nicht vor genoßen aus. Man beschloß, den Drusus ums Leben zu bringen, weil Sejanus hierdurch so wohl seinen Ehrgeiz als seine Rache befriedigte. Es war also nur darum zu thun, daß man Mittel ausfündig machte, wie man sich den königlichen Prinzen recht bequem vom Halse schaffen könnte. Man suchte also selbst in dem Pallaste des Drusus Mörder aufzutreiben. Drusus hatte zu seinem Unglücke die Schwester des Germanicus, Livilla, geheyrathet. Diese Frau war von seltener

Schön-

Schönheit; aber weit gefehlt, daß in ihrem schönen Körper auch eine schöne Seele befindlich gewesen wäre. Sejanus kannte den Charakter dieser nichtswürdigen Prinzeßinn sehr gut, er suchte sie also in seine gottlosen Anschläge zu ziehen; er stellte sich gegen sie äußerst verliebt, und vielleicht war er es auch. Seine Leidenschaft ward sehr wohl aufgenommen. Sejanus erhielt die deutlichsten Beweise von der Zartlichkeit der Livilla, und schlug ihr vor, daß er sie heyrathen, und sich hierauf nebst ihr auf den Thron setzen wolle. Eine einzige Hinderniß, sagte er, steht unserer Verbindung im Wege. Wenn ihr euch mit mir verbinden wollet, so muß Drusius sterben. Trefft also zwischen dem Gemahl und dem Liebhaber die Wahl. Hier sieht man nun, was eine von Liebe verblendete Frau zu thun fähig ist. Livilla stund nicht einen Augenblick bey sich an, ihren Nutzen, Ansehen und Ehre in die Schanze zu schlagen. Setzte dieselbe nicht, außer einem immerwährenden Vorwurfe, dessen sie sich schuldig machte, ein gewisses Glück gegen eine bloße Hoffnung aufs Spiel? Drusius mußte natürlicher Weise Kayser werden, da hergegen dem Sejanus seine Absichten leicht fehl schlagen konnten. Livilla konnte also nach den Regeln der wahren Ehre viel eher auf die höchste Ehrenstelle Staat machen, als daß sie durch ein Laster groß zu werden suchen sollte. Allein die Liebe behielt über die Vernunft die Oberhand. Ich bin alles für dich zu thun bereit, sagte die Livilla zu ihrem gottlosen Ehebrecher, aber ich verlange ein Opfer von dir. Du mußt dich von der

Apuate,

Apiate, deiner Gemahlinn, die mir nur Eifersucht erwecken würde, scheiden lassen. Sejanus willigte darein, und man versprach ihm zur Belohnung seiner Bereitwilligkeit, daß man den unglücklichen Drusus bald in jene Welt schicken wollte. Unterdessen da es darauf ankam, daß dieses gottlose Vorhaben ausgeführet werden sollte, so führte sich Livilla lange nicht so eifrig und geschäfftig dabey auf, als man von einer Frau, die von der Liebe so sehr eingenommen war, hätte erwarten sollen. Seine Hände mit dem Blute eines Gemahls beflecken, eine kayserliche Familie vom Throne stoßen, sich schimpflichen Züchtigungen, im Fall es übel ablief, aussetzen, der ganzen Welt zum Scheusal werden, das waren die Bilder, die sich der Seele der Prinzeßinn immer vorstellten, und die sie in eine solche Unentschlossenheit verwandelten, die die Heftigkeit der Liebe nicht überwältigen konnte.

Sejanus that alles mögliche bey der Livilla, um sie zu Ausführung ihres Entschlusses zu bewegen. Die öftern Besuche, die er bey der Prinzeßinn ablegte, erweckten bey dem Drusus Verdacht. Dieser begegnete also jenem übel, so daß er sich geschwinde zu rächen suchte. Da nun Livilla über dieses sahe, daß man sie im Verdacht hätte, und sich den gerechten Zorn von Seiten ihres Gemahls versprechen konnte, so trug sie kein Bedenken mehr, den gefaßten Entschluß auszuführen. Sie und ihr Liebster zogen also einen Griechen, mit Namen Eudemus, in ihre Händel. Dieser war ein Arzt und ein Vertrauter der Livilla,

villa; man verordnete ihm also einen langsamen Gift zu machen, der eine auszehrende Krankheit zuwege brächte. Dieses schöne Gerüchte setzte Lygdus, ein Verschnittener, dem Drusus vor, und dieser starb einige Tage darnach.

Tiberius war hierbey ganz unempfindlich. Er gieng in den Rath, um eine so sonderbare Aufführung zu rechtfertigen, und hielt folgende Rede: „Ihr werdet euch gewiß darüber wundern, daß „ich mich nicht in meinem Pallast eingeschlossen „halte, um mich gänzlich der Betrübniß zu über„lassen. Betrübte pflegen zwar die Einsamkeit „zu suchen, allein man muß den Oberherrn in ei„nem Lande nicht mit denen Unterthanen in eine „Classe setzen. Ein Kayser kann nur in einer sol„chen Versammlung, wie die eurige ist, Trost fin„den. Euer Rath wird mein Unglück mildern, „und denen Beschwerungen, die das Reich je„tzo betreffen, vorbauen. In was für einer gro„ßen Verlegenheit bin ich nicht? Meine Mutter, „die Livia, deren Leben mir so kostbar gewesen „ist, geht auf der Grube. Mein Sohn Drusus „ist dahin, und seine hinterlassenen Kinder sind „der Last der Regierung nicht gewachsen. Ich „werde auch allmählig alt, und wenn die Parce „meinen Lebensfaden bald abschneiden sollte, so se„he ich nicht, wer denen Söhnen des Germani„cus die Regierung nehmen wollte. Euch, ihr „versammelten Rathsherren, euch empfehle ich die„se jungen Prinzen. Nehmt sie unter euren Schutz, „tragt für sie Sorge, und vertretet Vaters Stel„le bey ihnen. Sie sind Augustus Nachkom-

men,

„men, und stammen aus dem reinsten römischen „Geblüte her. Es muß der Republik an ihrer „Erhaltung gelegen seyn. Ihr aber, meine lie„ben Kinder, kommt etwas näher, betrachtet die„se verehrungswürdigen Rathsherren, erkennet „sie für eure Beschützer, für eure einzigen Beschü„tzer. Unter ihrer Anführung werdet ihr das Ru„der des Regiments führen lernen.„

Diese Rede machte alle Anwesende zu weinen, es währete aber nicht lange, so wurde man inne, daß Tiberius anders redete, als er in seinem Herzen dachte, und der ganze Rath sahe vollkommen ein, daß der Kayser in der That über den Hintritt seines Sohnes wenig gerührt war. Es mußten noch mehr Menschen geliefert werden, ehe Sejanus zu seinem verfluchten Vorhaben gelangen konnte. Die beyden Söhne des Germanicus, Drusus und Nero, waren nach ihren Jahren schon ziemlich im Stande, den kayserlichen Thron zu besteigen. Ich will jetzo den Cajus ihren Bruder mit Stillschweigen übergehen, der nach der Zeit unter dem Namen des Caligula auf den Thron kam. Dieser war jetzo noch zu jung, so wohl als der junge Tiberius Drusus, der Prinz des mit Gift hingerichteten Drusus. Nur die beyden ältesten Prinzen des Germanicus waren es, die dem gottlosen Sejanus Unruhe erwecken konnten. Dieser sahe wohl ein, daß er so leichte an diese Prinzen nicht kommen könnte, die mit Bedienten gleichsam umgeben waren, deren Treue unverbrüchlich war. Auch die Agrippina, ihre Mutter, war keine Frau, die man hätte bestechen können.

nen. Diese Gemahlinn, die ihres Gemahls vollkommen würdig war, hielt über diejenigen Pflichten, die sie gegen ihren Gemahl bey seinen Lebzeiten beobachtet hatte, auch nach seinem Tode genau. Man konnte auch dieser tugendhaften Römerinn weiter nichts, als ein bisgen zu viel trotziges und hochmüthiges Wesen vorwerfen. Sejanus bediente sich dieser Fehler zu ihrem Untergange, und er machte Mittel ausfindig, sie gegen ihre beyden Prinzen aufzuhetzen. Er mahlte nämlich die Agrippina als eine Frau ab, deren Leidenschaft die Herrschsucht wäre, und die sich aus keiner Absicht die Gunst der Römer zu erwerben suchte, als darum, damit sie ihren Söhnen desto eher zur Regierung verhelfen möchte; er ließ auch noch über dieses durch seine Helfershelfer genau auf sie Achtung geben, die ihm alles hinterbrachten, was die Prinzeßinn nur vornahm. Um sie an einem recht empfindlichen Orte anzugreifen, so zog er der Claudia Pulchra, die mit der Agrippina nahe verwandt war, eine peinliche Sache zu. Da Agrippina erfuhr, daß man ihrer besten Freundinn einen ungerechten Proceß zuschnitt, so gieng sie in das Zimmer des Kayſers, und traf den Tiberius gleich bey der Säule des Augustus an, dem er Weyhrauch opferte. „Da der Fürst, den du hier „anbetest, unter der Zahl der Götter ist, warum „verfolgt man denn seine Nachkommen? Warum hat man nicht in mir für dem Blute desjenigen Gottes, von dem ich abstamme, Hochachtung? Wirst du wohl, mein Tiberius, zugeben, „daß ein gottloser Verläumder die Ehre der Enkelinn

„kelinn des Augustus anzuschwärzen suche, denn „du mußt wissen, daß es nicht so wohl auf die „Claudia, als auf mich selbst gemünzt ist. Sei„ne Zärtlichkeit gegen eine unglückliche Prinzeßinn „ist die Ursache seines Verbrechens, und wenn du „diese verdammen wirst, so werde ich die unschul„dige Ursache ihrer Ungnade seyn.„ Tiberius war nicht mitleidig genung, als daß er durch die Klagen einer tugendhaften Frau hätte gerührt werden sollen. Du bist nur darum ungehalten, sprach er zur Agrippina, weil du nicht über das römische Reich herrschen kannst. Man führte den wider die Claudia Pulchra angefangenen Proceß immer fort, und diese Dame, der man einen Ehebruch Schuld gegeben hatte, ward mit derjenigen Strafe belegt, die diejenigen verdienten, so sich dieses Lasters schuldig gemacht hatten.

Agrippa ließ ihren Klagen und Seufzen freyen Lauf. Bisweilen entfuhren ihr auch wider den Tiberius und seinen Minister harte Ausdrücke. Dieser freuete sich gar sehr, da er sahe, daß die Prinzeßinn sich durch ihre Unvorsichtigkeit selbst den Weg zum Untergang bahnte. Es gieng kein Tag hin, da man dem Sejanus nicht Klagen wider die Agrippina und ihre beyden ältesten Prinzen vorbrachte. Sejanus warf sich zum alleinigen Richter dieser Sache auf, und affectirte, um sein Vorhaben besser auszuführen, eine große Unpartheylichkeit, ja er zwang sich bisweilen, die Agrippina und ihre Prinzen zu rechtfertigen. Er lebte dahero der süßen Hoffnung, daß er durch diese verzweifelten Schleifwege der Staatskunst die

Nach-

Nachkommenschaft des Germanicus gänzlich zu Grunde richten würde.

Jedermann sahe den Nero als den künftigen Erben des Reichs an. Seine Freunde und Freygelassenen stellten ihm unabläßig vor, daß es Zeit wäre, seine Rechte geltend zu machen, daß es ihm gar nicht schwer werden würde, einen alten Mann von seiner Stelle zu verdrängen, der ein Feind vom Kriege, und nur darauf bedacht wäre, seinen Leidenschaften eine Gnüge zu leisten; die Soldaten, der Rath und das römische Volk wünschten nichts mehr, als ihn auf dem Throne zu sehen, und man würde es nur seiner Unentschlossenheit zuschreiben, daß er gegen die höchste Stelle so gleichgültig wäre. Diese Reden machten bey dem sanftmüthigen und leutseligen Prinzen des Germanicus nur einen leichten Eindruck. Nero wollte niemals seine Schuldigkeit aus den Augen setzen. Er konnte sich aber in seinen Gesprächen eben so wenig, als seine Mutter mäßigen. Die Kundschafter, mit denen sie beyde umgeben waren, hörten nicht auf, auf Unkosten der Agrippina und ihres Sohnes zu spielen. Beyde zogen sich durch ihr unvorsichtiges Bezeigen den Unwillen des Kayfers zu. Nero wurde dieses bald inne. Alle seine Hofleute suchten ihn zu vermeiden, und diejenigen, die ihn sonst am liebsten hatten, scheuten sich, Proben ihrer Neigung gegen ihn abzulegen. Und wenn ihm sein Unglück einige Seufzer auspreßte, so berichtete Julia, seine untreue Gemahlinn, dieses sogleich der Livilla, und Sejanus mußte dieses auch sogleich wissen. Diese beyden empfanden darüber eine nichtswürdi-

ge Freude, daß sie dem jungen Prinzen die heftigste Unruhe verursachten.

Nero war aber nicht das einzige Opfer, das Sejanus seiner Ehrbegierde aufopfern wollte. Es waren noch andere Erben des Reichs da, und der junge Drusus hätte einen Rebellen gewiß nicht in dem ruhigen Besitz der kayserlichen Krone gelassen. Dieser war tapfer, kühn, und große Dinge zu unternehmen fähig; es kostete daher wenig Mühe, ihn zu überreden, daß er auf den Thron Anspruch machen sollte, und dieses war eben der Kunstgriff, wodurch Sejanus die beyden Brüder wider einander aufzuhetzen, und sie beyde zu Grunde zu richten suchte. Der gottlose Minister gieng mit dem Drusus sehr freundschaftlich um, und sagte ihm beständig vor, wie er ihn zum Besitz des kayserlichen Throns für würdiger hielte, als den Nero. Diese Reden hatten auch für den Sejanus die gewünschte Wirkung, und er hätte einmal mit der Zeit die Früchte seiner abscheulichen Staatskunst einerndten können, wenn Tiberius keinen Strich durch die Rechnung seines gottlosen Ministers gemacht hätte. Allein wir wollen die Sachen vor uns nehmen, wie sie nach der Zeit auf einander folgen.

Sejanus sahe, daß er die Gunst seines Herrn vollkommen besaß, und glaubte dahero, daß man ihm nichts abschlagen könnte. Er befand also für gut, bey dem Tiberius um die Livilla anzuhalten: „Gnädigster Kayser, sprach er, es wird dir „bekannt seyn, daß dein Vorfahr Augustus sei„ne Prinzeßinn einem römischen Ritter verheyra-

then

„then wollte. Würdest du also wohl bey Verhey-
„rathung der Wittwe des Drusus einen Mann in
„Betrachtung nehmen, den du schon mit viel Wohl-
„thaten überhäuft hast, und dessen Verwandschaft
„mit der kayserlichen Familie die größte Bitte wä-
„re, die er thun könnte. Es ist mir nicht so wohl um
„die daraus entstehenden Vortheile, als um die Ehre
„zu thun, die damit verbunden ist. Die Ehre dei-
„ner Verwandschaft wird mir neue Kräfte geben,
„die schwere Last des mir aufgetragenen Amtes zu
„ertragen, und ich werde alsdenn im Stande seyn,
„meine und der Livilla Kinder gegen die ungerech-
„ten Unternehmungen der Agrippina zu schützen.
„Und wenn ich auf diese Weise nicht mehr um mei-
„ne Familie werde besorgt seyn dürfen, so werde
„ich den Rest meiner Tage dem Dienste meines
„Herrn und Wohlthäters aufopfern.„

Dieser Antrag fand bey dem Tiberius kein Ge-
hör: „Wenn ich ein bloßer Privatmann wäre,
„war seine Antwort, so würde ich nur meine inner-
„lichen Empfindungen dabey zu Rathe ziehen, und
„da würde ein Mann, den ich hoch schätze, keine
„abschlägliche Antwort zu gewarten haben, allein
„da ich Kayser bin, so muß ich nothwendig mei-
„nem Stande gemäß leben. Ich will dahero frey
„heraus sagen, was ich bey deiner Heyrath denke.
„Kennst du denn die Livilla, die du heyrathen
„willst, recht genau? Ist es ihr nicht mehr um
„deine Gunst als um deine Person zu thun? Wenn
„ich über lang oder kurz sterben, und du also den
„Credit, in dem du stehst, verlieren solltest, kannst
„du dir wohl alsdenn einbilden, daß die Wittwe

„des Drusus bey dem Gedanken, daß sie nur an
„einen bloßen römischen Ritter verheyrathet wä-
„re, ganz ruhig bleiben würde? Wird eine solche
„Erniedrigung nicht ihren Hochmuth rege machen,
„und mit was für Vorwürfen wird dich eine hoch-
„müthige Prinzeßinn nicht beständig überhäufen,
„die dich als den Urheber ihrer Erniedrigung an-
„sehen wird? Du sprichst, du willst dich durch die
„Heyrath mit der Livilla gegen die Agrippina
„sicher setzen; da aber schon die Eifersucht diese
„beyden Frauen gegen einander aufgebracht hat,
„wird nicht alsdenn erst deine Heyrath ihr bey-
„derseitiges Mißtrauen noch mehr vermehren?
„Es wird weiter nichts brauchen, um Unruhe in
„dem Staate anzurichten, und ihr werdet viel-
„leicht das Schlachtopfer werden. Ich würde
„selbst deinen Untergang befördern, wenn ich dir
„deine Bitte gewährte, und du würdest alle Rö-
„mer vom höhern Stande zu Feinden kriegen.
„Deine Erhöhung wird ohnedem schon genug be-
„neidet, und man rechnet es mir als ein Verbre-
„chen an, daß ich dich in den Stand gesetzet habe,
„wo die Vornehmsten des römischen Reichs vor
„dir erzittern müssen. Verlange also nicht von
„mir, lieber Sejanus, daß ich dir eine Gnade
„mittheile, die für dich übel ausschlagen würde.
„Zwar hätte es leicht geschehen können, daß Au-
„gustus seine Prinzeßinn an einen römischen Rit-
„ter verheyrathet hätte. Die Regeln der Staats-
„kunst erfoderten es damals, daß er sich einen Ey-
„dam erwählte, der wider seinen Schwiegervater
„keine gefährlichen Absichten auszuführen im Stan-

de

„de wäre. Dem ohnerachtet änderte Augustus „seinen Entschluß, weil er mir seine Tochter zur „Ehe gab. Hier hast du also, mein lieber Se„janus, was dir meine Liebe vorstellig macht. „Uebrigens danke ich dir vor den Eifer in meinem „Dienst, und ich werde mich bemühen, dich mit „neuen Wohlthaten zum Zeichen meiner Erkennt„lichkeit zu überschütten.„

Der Günstling hatte sich keine abschlägliche Antwort versehen, und er war darüber ganz außer sich, daß er einen Schritt gethan hatte, der einem Prinzen, der so viel Einsicht als Tiberius hatte, den größten Verdacht beybringen könnte. Er stund deswegen einige Zeit die größte Bekümmerniß von der Welt aus; da er aber sehr listig war, so wußte er ein sehr feines Stückgen ausfindig zu machen, um zu verhindern, daß man bey dem Kayser keine Schreiben mehr wider ihn eingeben möchte. Dieser fieng an alt zu werden, und befand, daß er der Last der Regierung nicht mehr gewachsen sey. Es wurde ihm daher alles in Rom zum Eckel, weswegen er darauf bedacht war, wie er seine übrige Lebenszeit in Ruhe und Vergnügen zubringen wollte. Sejanus sahe wohl ein, wie günstig ihm dergleichen Gedanken wären; er schlug also seinem Herrn vor, sich in eine angenehme Gegend zu begeben, wo er eine seinen Gesinnungen gemäße Lebensart führen könnte. Tiberius gab ihm Beyfall, und begab sich in die Insul Caprea, wo er mit einer kleinen Anzahl Vertrauten seine Wohnung aufschlug. Aus diesem Orte der Einsamkeit liefen be-

ständig Todesurtheile gegen die vornehmstn römischen Bürger ein.

Sejanus hielt sich in Rom auf, und verfiel endlich auf einen Kunstgriff, um die Briefe, die man an den Kayser wider ihn schickte, aufzufangen. Auf diese Weise konnte der grausame Minister seiner Tyranney ungestraft den freyen Lauf lassen. Er hatte auch gar bald das Vergnügen, daß Agrippina in die Falle gieng, die er ihr gestellet hatte. Diese unglückliche Prinzeßinn gab unglücklicher Weise denen Kundschaftern des Sejanus Gehör, die ihr weiß machen mußten, daß der Kayser sie vergiften wollte. Da sie sich nun einsmals an der Tafel dieses Prinzen befand, und ihm zur Seiten saß, aber nichts von denen Gerüchten, die man ihr vorsetzte, zu sich nahm, so wurde dieses Tiberius gewahr, und bot der Agrippina eine sehr schöne Frucht an. Diese nahm sie an, gab sie aber sogleich einem Sclaven. Tiberius ward hierdurch sehr aufgebracht, und sagte, ob es wohl jemanden befremden würde, wenn er mit einer Frau, die ihn für einen Vergifter hielte, grausam umgienge? Diese Worte verursachten, daß ganz Rom wegen der Wittwe und des Prinzen des Germanicus in Furcht gerieth. Oberwähnte Geschichte geschah, ehe noch Tiberius von Rom weggieng, und er beschloß, sich recht empfindlich zu rächen. Er schrieb demnach kurz darauf, als er in der Insul Caprea angekommen war, einen langen Brief an den römischen Rath, worinnen er auf das hochmüthige Betragen und die unbändige Hartnäckigkeit der Agrippina heftig loszog, und

sich

sich anbey über die abscheuliche Verschwendung des Nero beschwerte. Der Rath war ganz unschlüssig, was für eine Parthey er bey so gestalten Sachen ergreifen sollte, weil zumal der Kayser seine Gesinnungen nicht deutlich genug zu erkennen gab. Die Rathsherren waren in ihren Meynungen getheilt. Während der Berathschlagung über diese so wichtige Sache versammelte sich das Volk um das Rathhaus herum. Die Einwohner von Rom, welche um die Prinzeßinn und ihren Prinzen sehr besorgt waren, trugen die Bildnisse der Agrippina und des Nero mit sich herum, ruften den Namen des Tiberius mit großer Ehrfurcht an, und behaupteten, daß dieser Kayser viel zu leutselig wäre, als daß er auf den Untergang seiner Familie umgehen sollte. Es ward im Rathe nichts ausgemacht. Hierüber ward Sejanus sehr unwillig, und berichtete seinem Herrn, daß man seine Befehle gering schätzte, daß man in Rom aufrührerische Reden hielte, und daß man Ursache hätte, wegen derer Folgen, so daraus leicht entstehen könnten, in Furcht zu stehen. Tiberius schickte also einen zweyten Brief an den Rath, der eben so wie der vorige beschaffen war. Er gab in demselben dem Volke starke Verweise, und beschwerte sich bey dem Rathe, daß man den Gehorsam aus den Augen gesetzt hätte, den man seiner kayserlichen Würde schuldig sey.

Unterdessen behielt er sich die Untersuchung dieser Sache vor. Man weiß aber nicht, wie dieselbe abgelaufen ist; so viel ist nur bekannt, daß um das folgende Jahr herum die Agrippina in

die Insul Pandataria verwiesen, Nero und Drusus aber für Feinde des Vaterlands erkläret wurden. Den ersten schickte man ins Elend, der andere aber wurde in einem Zimmer des kayserlichen Pallasts wie in einem Gefängnisse gehalten, und genau bewacht. Sie nahmen auch beyde nebst ihrer Mutter ein jämmerliches Ende. Der Hunger und das Elend brachten sie ums Leben. Unterdessen sagen einige Geschichtschreiber, daß Nero selbst Hand an sich geleget hätte, weil er nicht von Henkers Händen habe sterben wollen, die von Zeit zu Zeit verschiedene Henkersinstrumente auslegen mußten. Der in seinem Zimmer eingeschlossene Drusus suchte sich das Leben durch Nahrungsmittel zu fristen, die nicht fähig waren, dasselbe zu erhalten. Es gieng dahero bald mit ihm zum Ende, und der Kayser ließ vor der ganzen Rathsversammlung ein Register zu seiner Rechtfertigung ablesen, worinne alles das enthalten war, was der Prinz täglich vorzunehmen gewohnt gewesen. Auch die kleinsten Handlungen zog man in Erwägung. Kein Blick, keine Mine, kein Seufzer und Klagen war für der Wachsamkeit derer Aufseher des Drusus verborgen geblieben. Hieraus kann man den Charakter des Tiberius ganz eigentlich erkennen. Da sich dieser grausame Kayser die beyden Enkel vom Halse geschafft hatte, so suchte er auch ihrer Mutter los zu werden. Agrippina legte in ihrem Gefängnisse die ihr natürliche Halsstarrigkeit nicht ab, und es entfuhren ihr bisweilen harte Worte wider den Mörder ihrer Prinzen. Durch diese Unbesonnenheit zog sie sich dieses Uebel zu, daß

man

man ihr sehr hart begegnete. Man schlug ihr gar einmal ein Auge aus dem Kopfe. Sie konnte diese so schwere Last nicht mehr ertragen, dahero faßte sie den Entschluß, durch Hunger zu sterben. Einige wollen gar behaupten, daß man ihr die nöthigen Lebensmittel entzogen hätte. Dem sey nun wie ihm wolle, kurz der grausame Tiberius war an allem Schuld.

Agrippina und Drusus beschlossen erstlich nach dem Tode des Sejanus ihre Tage. Dieser Mann war, wie wir gesehen haben, der vornehmste Urheber ihres Untergangs. Ich habe hier diese Geschichte außer der Zeit vor die Hand genommen, damit ich nunmehro allein mit dem verhaßten Minister zu thun haben möchte, der sich durch Ausrottung der ganzen kayserlichen Familie auf den Thron schwingen wollte.

Sejanus war auf dem höchsten Gipfel seines Glücks. Er hatte sich alle die, so auf die Krone Anspruch machen konnten, vom Halse geschafft. Sein Ansehen und die damit verknüpften Ehrenbezeigungen nahmen zu einer Zeit zu. Man begieng seinen Geburtstag feyerlich, und schwur bey seinem Namen, wie bey dem Namen des Kayserś. In allen Quartieren von Rom hatte man Bildsäulen aufgerichtet, denen man räucherte und opferte, wobey sogar Sejanus selbst die Stelle eines Priesters vertrat. Kurz es fehlte dem Favoriten, um mit seinem Herrn in gleichem Grade zu stehen, weiter nichts, als der kayserliche Titul. Endlich giengen dem Kayser die Augen auf, und er fieng an einzusehen, daß es der Staatsklugheit zuwider

war, wenn man einen Unterthanen so mächtig wollte werden lassen. Er setzte sich also vor, sein eigen Werk zu zerstören, jedoch führte er sich dabey mit vieler Klugheit auf, um nicht etwa in seiner Hoffnung zu scheitern. Sejanus wurde also nicht nur in seinen Aemtern bestätiget, sondern er bekam noch oben darein neue dazu. Er ward des Tiberius College im Bürgermeisteramte, aber auch zu gleicher Zeit denen vornehmsten Römern verhaßt, denen die größten Ehrenstellen entzogen wurden. Der listige Kayser gieng so gar so weit, daß er ihm die grausamsten Hofbefehle zu vollstrecken befahl, um diesen seinen Günstling dem Volke recht verhaßt zu machen. Sejanus betrachtete dieses alles als ein besonderes Kennzeichen des guten Zutrauens, das doch in der That ein sehr künstlicher Fallstrick zu seinem Untergange war. Die schmeichelhaften Namen eines Freundes und Collegen, damit ihn sein Herr beehrte, waren weiter nichts, als Nahrungsmittel seines Hochmuths. Denen Opferthieren ähnlich, die man mit Blumen krönet, um sie zu opfern, ward Sejanus nur deswegen so hoch erhoben, um desto tiefer herunter gestürzt zu werden.

Tiberius hatte seit einiger Zeit die herrschsüchtigen Absichten seines Favoriten eingesehen, aber daß man so gar die Hand an ihn legen wollte, das war noch vor ihm verborgen geblieben. Er kam auch durch einen von der Antonia, der Mutter des Germanicus, an ihn geschriebenen Brief dahinter. Die eigentliche Geschichte dieser berüchtigten Verschwörung ist uns zwar nicht bekannt, allein

lein das ist doch gewiß, daß Sejanus dem Throne und dem Leben seines Herrn nachstund. Der Kayser war auf eine empfindliche Rache bedacht, nachdem man ihn von der ganzen Sache hinlänglich unterrichtet hatte. Es schien nicht rathsam zu seyn, wider einen Mann, der die Leibgarde commandirte, offenbare Gewalt zu gebrauchen. Ueber dieses hat allemal ein Minister gewisse Anhänger, er mag so gottlos seyn, als er will. Wenn ihm redliche Bürger feind sind, so giebt es andere gewissenlose Menschen, die ihm zugethan sind, und die gemeiniglich seines Schutzes genießen. Und konnte wohl denen Römern, die unter der Tyranney ihres Herrn und seines Ministers seit langer Zeit seufzeten, an der Erhaltung des einen und des andern viel gelegen seyn? Tiberius ließ sich in seinem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren, und er wußte wohl, daß er sich von seinen Unterthanen nichts gutes zu versehen hatte. Unterdessen wollte er doch seine Römer ausforschen, und sehen, ob sie dem Kayser oder dem Minister günstiger wären. Er führte sich dahero, um dahinter zu kommen, gegen den Sejanus ganz besonders auf. Manchmal lobte er ihn, und bisweilen zog er wieder abscheulich auf ihn los. Die Creaturen des Sejanus mußten ein gleiches erfahren, und hatten bald Belohnungen bald Bestrafungen zu gewarten. Bey so gestalten Sachen wußten der Minister und alle Römer nicht, wie sie daran waren. Bald glaubte Sejanus, daß er ohne Rettung verlohren wäre, und bald verschwunden diese Schrecken wieder. Das Volk wußte nicht, zu was es sich entschließen

sollte,

sollte; dem Favoriten anhängen oder ihm nicht anhängen, beydes schien gefährlich zu seyn. Unterdessen hatte Tiberius gar wohl Ursache, über die gute Würkung seines Kunstgriffs vergnügt zu seyn, denn er merkte, daß man sich mit dem Sejanus einließ oder nicht, nachdem es der Grad der Gunst seines Herrn erfoderte oder nicht erfoderte. Der Kayser hatte nun nicht mehr Ursache, wegen eines Aufruhrs von Seiten der Römer in Sorgen zu stehen. Er setzte sich also vor, seinem Feinde den letzten Stoß zu geben, und ich werde nunmehro die Wege bemerken, die der Kayser gieng, um einem Manne das Garaus zu machen, der ihm so viel Verdacht erweckte. Tiberius ließ an den Rath ein sehr langes und künstlich eingerichtetes Schreiben ergehen. Er erwähnte im Eingange des Sejanus mit keinem Worte, endlich aber zielte er auf diesen Minister, hierauf kam er wieder auf eine andere Materie, denn kamen wieder einige kleine Vorwürfe vor den Sejanus, worauf er wieder auf etwas anders zu reden kam. Der Schluß dieses sonderbaren Briefs war dieser, daß man zwey Rathsherren, die dem Minister sehr ergeben wären, verurtheilen, den Minister selbst aber in Verhaft nehmen sollte. Nachdem der Kayser dieses Todesurtheil hatte zu Papier bringen lassen, so schrieb er es einem Bürgermeister zu, und ließ es durch Neccius Sertorius Macro nach Rom überbringen. Dieser wurde dafür zum Befehlshaber über die Leibwacht ernennet, und gieng mit einer weitläuftigen Ordre ab, wie er alles einrichten sollte.

Un-

Unterdessen war Tiberius bey aller seiner Vorsicht sehr ungewiß, wie die Sache ablaufen würde. Er hatte dem Macro befohlen, den Drusus loszulassen, und ihn dem Volke, im Fall ein Aufruhr entstehen sollte, als ihren künftigen Beherrscher vorzustellen. Man hielt Schiffe in Bereitschaft, auf die sich der Kayser gleich einschiffen konnte, wenn es etwa schief gehen sollte. Ueberhaupt bewies Tiberius bey dieser ganzen Sache mehr Vorsichtigkeit als Muth.

Macro kam bey der Nacht in Rom an, begab sich sogleich zu dem Bürgermeister Regulus, und gab ihm von seinem Befehle Nachricht. Er begegnete den Tag darauf dem Sejanus im kayserlichen Pallaste, dieser war sehr bestürzt, daß Macro nichts von dem Kayser an ihn abzugeben hätte. Wundere dich nicht, sagte dieser, ich habe für dich sehr gute Nachricht bey mir. Du sollt College des Tiberius als Tribunus plebis werden. Man wird ganz Rom sogleich hiervon Nachricht geben. Sejanus gieng für Freuden ganz außer sich in den Rath. Macro that sogleich der Leibwache zu wissen, daß er ihr General sey, befahl ihr auseinander zu gehen, besetzte ihre Quartiere mit andern Soldaten, befahl dem Befehlshaber gute Wacht zu halten, und erschien hierauf in der Rathsversammlung. Hier gab er denen Bürgermeistern das Schreiben des Tiberius, gieng darauf wieder fort, und in das Lager der Leibwacht, um der Rebellion vorzubeugen, die etwa aus der Absetzung ihres alten Obersten hätte entstehen können.

Unterdessen ward das unglückliche Sendschreiben gelesen. Es hatte für den Tiberius alle nur erwünschte Würkung. Hätte Sejanus gleich vom Anfange gehöret, daß was wider ihn darinnen stünde, so würde er gewiß aus der Rathsversammlung gegangen seyn, und Aufruhr in der Stadt angerichtet haben. Weil aber die ersten Beschwerden des Tiberius von schlechter Wichtigkeit waren, so war er ganz ruhig dabey. Er war dergleichen empfindliche Reden vom Kayser schon gewohnt, und da er sich noch immer schmeichelte, daß er Tribun werden würde, so glaubte er gar nicht, daß er etwas zu befürchten hätte. Diese Sorglosigkeit aber kam ihm theuer zu stehen. Denn nachdem man den letzten Perioden abgelesen hatte, der die Verhaftnehmung des Sejanus enthielt, so wurde man ein deutliches Beyspiel von der Vergänglichkeit dieser Welt gewahr.

Dieser Mann, für den die ganze Welt zittern mußte, der über sein Glück und über das Leben seiner Mitbürger zu gebieten hatte, der beständig mit einer Menge Anbeter umringt wurde, und der mit seinem Herrn zugleich an der höchsten Gewalt Antheil hatte, ja dem nur noch ein Schritt zum alleinigen Besitz des römischen Reichs übrig war, mit einem Worte, Sejanus wurde auf einmal ein Gegenstand des Abscheues und des Schreckens. Man flohe für ihm, man verabscheuete und lästerte ihn. Diejenigen, so ihm am meisten zugethan gewesen waren, begegneten ihm mit größter Heftigkeit. Dieser unglückliche Favorit bemerkt nicht,

was um und neben ihm vorgieng, gleich einem, der vom Donner betäubt ist, er vernimmt die Stimme des Bürgermeisters nicht, der ihm befiehlt, sich aus dem foro zu packen. Endlich antwortet er ihm nach wiederholtem Befehl: Meynst du mich? Er steht auf, man bemächtigt sich seiner, und nimmt ihn in Verhaft. Eben die Römer, die ihn oft unverdienter Weise geschmeichelt hatten, und die ihn gar mit Lobeserhebung bis in Himmel erhoben haben würden, wenn alles gut gegangen wäre, diese Römer, sage ich, thun ihm jetzt allen Tort und Dampf an. Sejanus war jetzo äußerst unglücklich, und es brauchte weiter nichts, um ihn der allgemeinen Beschimpfung blos zu stellen. Man warf ihm seine Grausamkeit vor, man zog ihn mit seinem närrischen Ehrgeitze auf, man schmiß seine Bildsäulen um, und in Stücken; indem er nun auf eine so schimpfliche Weise durch die Straßen von Rom gehen mußte, so wollte er sich mit seinem Rocke das Gesichte zuhalten, allein man zwang ihn, die Neugier des Pöbels zu befriedigen. Man ließ noch an demselben Tage den Rath in den Tempel der Concordia zusammen kommen, um diesen berüchtigten Böswicht zu verurtheilen. Er ward einmüthig zum Tode verdammet, und auf der Stelle hingerichtet. Nachdem der Pöbel seine Wuth an dem todten Körper dieses verhaßten Ministers ausgelassen hatte, so warf man denselben in die Tyber. Auch seine Familie mußte seine Ungnade entgelten, und man brachte seine Kinder um, die doch keinen Antheil an der Verschwörung ihres Vaters hatten. Ja man verschonte nicht einmal

mal ein kleines Mägdchen, die so wenig von ihrem Unglücke etwas wußte, daß sie mit thränenden Augen nach der Ursache ihrer Strafe fragte, da sie nichts gethan hätte. Bin ich ja strafbar, sprach sie voller Unschuld, so verspreche ich es nicht wieder zu thun. Man zog aber weder ihre Thränen noch ihre Entschuldigungen in Erwegung. Ob man sich aber gleich nicht zu erinnern weiß, daß ein noch nicht mannbares Mägdchen an Leben hätte büßen müssen, so will man doch wissen, daß der Henker sie erstlich habe nothzüchtigen sollen. Allein unter einer Regierung, wie des Tiberius seine war, machten sich die Richter kein Gewissen, solche ungerechte und grausame Urtheile zu fällen. Unterdessen verurtheilte der Rath die Apicate nicht, von der sich Sejanus hatte scheiden lassen. Allein der traurige Anblick der todten Körper ihrer Kinder, die in scalis gemoniis ausgesetzt wurden, verursachten bey ihr eine solche Betrübniß, daß sie selbst Hand an sich legte.

Man verkürzte das Andenken des Sejanus durch die schimpflichsten Urtheile, und da man seine herrschsüchtigen Entschlüsse denen außerordentlichen Ehrbezeigungen zuschrieb, die man ihm erwiesen hatte, so verboth man durch einen Rathsschluß dergleichen inskünftige keinem Privatmanne wieder zu erweisen, und auch bey keinem andern als des Kayfers Nahmen zu schwören. Unterdessen können sich die Ehrgeitzigen, die die höchsten Ehrenstellen nur durch gottlose Wege zu erlangen suchen, und die ihnen anvertraute Gewalt

nur

nur dazu anwenden, daß sie ihren Herrn verrathen, oder seine Unterthanen unglücklich machen wollen, sich an dem Exempel des Sejanus spiegeln.

Verschwörung des Sabinus wider den Vespasianus.

Im 70. Jahre nach Chr. G.

Man wird wenig Prinzen antreffen, die ihre Oberherrschaft besser angewendet haben, als der Kayser Vespasianus. Er war Zeit seiner Regierung lediglich damit beschäftiget, seine Unterthanen glücklich zu machen. Durch seine Gesprächigkeit zog er die Gemüther aller Leute an sich, und man empfand diejenige Furcht nicht, wenn man sich mit ihm unterredete, die man bey dem Anblick eines grausamen und hochmüthigen Herrn empfindet. Er war eine sichere Freystatt der Unschuld, die großen Verbrechen aber strafte er sehr hart, und Bösewichter hatten keine Gnade von ihm zu erwarten. Niemals hatte man wohl die Verabscheuung des Unrechts, und die Erhebung großer Verdienste weiter getrieben, als eben unter seiner Regierung. Der kayserliche Purpur loschte bey ihm das Andenken seiner schlechten Herkunft nicht aus, und wenn ihn bisweilen einige seiner Hofleute zu einem gebohrnen großen Herrn machen

wollten, so war er allemal der erste, der dergleichen niederträchtige Schmeichler lächerlich zu machen suchte. Er nahm sich der Regierung äußerst an, und wußte gar wohl, daß Künste und Wissenschaft zum Flor eines Reichs und zur Glückseligkeit der Unterthanen viel beytrüge, er versprach auch denenjenigen, die mit ihren guten Gaben, die sie von der Natur empfangen hatten, wucherten, allen Schutz. Er war bey denen Reizungen der Freundschaft empfindlich, und fand an der Annehmlichkeit derselben Geschmack, ohne dabey seiner kayserlichen Würde etwas zu vergeben. Vespasianus hatte Schwachheiten an sich, und dahero entschuldigte er dergleichen auch bey einem andern. Der größte Fehler, den man ihm vorwerfen konnte, war der Geiz. Man wird sich aber eben nicht sehr wundern dürfen, daß ein so großer Herr einem so schimpflichen Laster unterworfen war, wenn man nur das bedenken will, daß sein Vater ein Privatmann war, der durch Betrügerey und Wucher reich worden war.

Sollte man also sich wohl einbilden können, daß man den Vespasianus seines guten Charakters ohngeachtet vom Throne zu stoßen sich bemühete? Auch die besten Fürsten sind nie vor den widerrechtlichen Unternehmungen des Ehrgeizes gesichert. Das Ableben des Vitellius, dessen Nachfolger Vespasianus war, erweckte viel Unruhe. Die Gallier glaubten, daß sie sich bey so gestallten Sachen noch der römischen Bothmäßigkeit entziehen könnten. Julius Classicus, Julius Tutor und Julius Sabinus waren die vornehmsten Anführer

führer der Rebellen. Letzterer war von Langrois, und glaubte, daß er aus kayserlichen Geblüte herstamme. Dieses geschah auf Unkosten seiner Aeltermutter *). Aber Sabinus hatte nichts weniger, als die Eigenschaften des Ueberwinders der Gallier. Er war ziemlich ungeschickt, und sehr vor sich eingenommen. Nur seine sonderbaren Lebensumstände und sein betrübtes Ende machen ihn berühmt, und eben dieses hat mich bewogen, ihn die vornehmste Person bey einer Unternehmung spielen zu lassen, zu deren Entwurf, aber nicht zu deren Ausführung er wohl geschickt war.

Da diese drey Anführer einige Anhänger beysammen hatten, so versammelten sie sich zu Cöln, und hielten Rath, wie sie die Sache anfangen sollten. Man fiel endlich darauf, daß man die Alpenpäße besetzen, und sich in eine recht gute Verfassung setzen müsse, die ganze römische Macht aufzuhalten. Man schickte dahero vertraute Leute in verschiedene gallische Provinzen, um die Einwohner aufzuwiegeln, und schloß mit denen Teutschen, die sich seit einiger Zeit wider die Römer empört hatten, ein Bündniß. Vocula commandirte die römischen Völcker in Gallien, und sahe wohl ein, daß er denen rebellirenden Galliern nicht gewachsen seyn würde, er suchte sie daher durch Drohungen zu fürchten zu machen. Treue Pro-

 vinzen,

*) Diese Frau, deren Namen ich nicht weiß, war vom Cäsar geliebt worden, und hatte mit ihm ein Kind gezeugt, das des Sabinus Großvater war.

vinzen, war seine Rede, siegreiche Armeen, und der Schutz der Götter sind noch auf unserer Seite. Unsere Schläfrigkeit hat euch diese Verwegenheit in den Kopf gesetzt. Wäre Galba mit euch härter umgegangen, so würde man heut zu Tage von keiner Rebellion unter euch etwas wissen. Julius Cäsar und Augustus wußten die Mittel, wodurch man euch zwingen konnte. Ihr werdet bald erfahren, was für Gefahr diejenigen ausgesetzt sind, die sich die Römer zu Feinden machen. Allein diese Rede richtete bey einem zum Aufruhr geneigten Volke nichts aus, dahero Vocula sich nach Nuys retirirte, wohin ihm die Gallier auf dem Fuße nachgiengen. Diese suchten die Treue der römischen Soldaten wankend zu machen, und dieses gelung ihnen auch. Da das Vocula erfuhr, daß seine Soldaten einer fremden Nation den Eyd der Treue schwören sollten, so ließ er seine Truppen, ohne den Tod zu scheuen, den man ihm gedrohet hatte, zusammen kommen, und redete sie folgendergestalt an: „Ich bin, ohngeachtet aller Gefahr, „die mich umgiebt, in Ansehung meiner recht ru„hig, aber die immerwährende Schande, die ihr „auf euch laden wollet, macht mir den bittersten „Verdruß. Ist es denn wirklich andem, daß sich „die Gallier eurer Hülfe zum Umsturze des römi„schen Reichs bedienen wollen? Habt ihr euch die „großen Thaten eurer Vorfahren ganz aus dem „Sinne geschlagen? Wie viel mal haben unsere „Truppen nicht lieber dem Tode entgegen gehen, „als sich einer schimpflichen Flucht schuldig ma„chen wollen? Selbst unsere Bundsgenossen ha-

„ben die größten Beschwerlichkeiten des Kriegs
„nicht gescheuet, um nur nicht den Vorwurf ei-
„ner an uns begangenen Untreue zu haben? Und
„jetzo sind wirklich unsere in Vetera eingeschlosse-
„nen Truppen auf das äußerste gebracht, und den-
„noch lassen sie sich weder durch Drohungen noch
„Schmeicheleyen bewegen, da ihr im Gegentheil den
„Entschluß gefaßt habt, zu den Feinden überzu-
„gehen, und unter seinen Fahnen zu fechten, ohn-
„geachtet euch nichts abgeht, und ihr noch dar-
„zu der Gnade des Kayfers theilhaftig worden
„seyd? Seyd ihr denn etwa mit mir nicht zufrie-
„den? Schlagt einen aus eurem Mittel zu eurem
„General vor, und ich will ihm gerne meine Stel-
„le abtreten. Viel lieber will ich euch wider eu-
„ren General empören sehen, als wenn ihr denen
„Galliern bey dem Anfalle des römischen Reichs
„Hülfe leisten wollet. Solltet ihr denn wohl,
„wenn man euch bis an die Mauern von Rom an-
„führte, euer Vaterland bestürmen können? Soll-
„te euch dieser einzige Gedanke nicht in Furcht und
„Schrecken setzen? Es wird gar artig lassen, wenn
„ein Römer vor dem Zelte eines Galliers Schild-
„wacht steht, und denen Befehlen eines Ausländ-
„ders Folge leistet. Wenn es nun aber zum Tref-
„fen mit euren Landsleuten kommen sollte, was
„wollt ihr denn alsdenn anfangen? Werdet ihr
„nicht ein Scheusal vor Gott und der Welt wer-
„den, wenn ihr aus Furcht, euch mit römischem
„Blute zu beflecken, die mit einer fremden Na-
„tion eingegangene Bündnisse brechen werdet?
„Großer Jupiter, dem die Römer so viel Trium-

„phe, so viel Siege zu danken haben, verstatte ja „nicht, daß ein Volk, das dir so lieb ist, sich durch „eine schändliche Handlung verunehre. Dieses „Volk hat deinen Zorn verdient, aber laß es, an„statt sie gehörig zu bestrafen, daben bewenden, „daß du ihnen eine plötzliche Reue beybringst.„

Eine fliegende Hitze von Furcht und Schaam waren der einzige Nutzen dieser Rede. Vocula wollte sich ums Leben bringen, da er sahe, daß er die Soldaten nicht wieder zum Gehorsam bringen konnte, aber seine Freygelassenen und Knechte verhinderten ihn daran. Classicus wollte ihn ermorden lassen, und diesen abscheulichen Auftrag nahm ein römischer Soldat auf sich. Er bekam dafür eine von den vornehmsten Stellen bey der Miliz, und die Regimenter leisteten nach dem Tode ihres Generals denen Galliern den Eyd der Treue. Nunmehro versprachen sich die, denen dieses so gut gerathen war, sehr große Vortheile von dieser Sache; allein Zeit und Stunde war noch nicht da, wo Gallien des römischen Joches los werden, und vermittelst ihrer Tapferkeit, Klugheit und guten Sitten eine berühmte Nation ausmachen sollte.

Endlich capitulirten auch die in Vetera eingeschlossenen Regimenter, nach lange gethanem Widerstande, auf eine schimpfliche Weise. Nun hatten sie zwar wohl alle Beschwerlichkeiten einer langen Belagerung ausgestanden, und waren auf das äußerste gebracht worden. Allein römischen Soldaten war es sonst eigen, dem Tode unter die Augen zu gehen, um keinen Schimpf auf sich zu laden.

den. Bis hieher war denen Rebellen alles glücklich gegangen, allein das Glück drehte sich in Ansehung eines ihrer vornehmsten Anführer gar bald. Julius Sabinus machte alle Denkmale und Zeugnisse der mit den Römern eingegangenen Verbindung zu nichte, und gieng so weit, daß er den Namen des Cäsars annahm. Er stand in der Einbildung, daß dieser Name allein die Gallier in Furcht und Schrecken setzen sollte, die noch dem Vespasianus treu geblieben waren. Er griff in dieser närrischen Einbildung die Sequaner an, ward aber geschlagen. Nun konnte er sich zwar leicht nach Teutschland retiriren; allein da er eine zärtlich geliebte Gemahlinn nicht mit sich nehmen konnte, so beschloß er, seinen Aufenthalt in unterirrdischen und tiefen Höhlen zu suchen, um die niemand als er und zwey vertraute Freygelassene etwas wußten. Hierauf ließ er alle seine Leute von sich, und behielt niemanden, als die beyden Bedienten bey sich, auf die er sich verlassen konnte. Er that, als wenn er sich umbringen wollte, legte an sein Landgut Feuer an, und ließ ausſprengen, daß er mit im Feuer aufgegangen wäre. Epopine wußte noch nichts von dem ganzen Geheimnisse, sie ward daher äußerst betrübt, und die Aufrichtigkeit ihrer Betrübniß machte jedermann glaublich, daß Sabinus wirklich vorbey wäre. Da aber iedoch dieser Schmerz für diese treue Gemahlinn üble Folgen haben konnte, so ließ er ihr heimlich hinterbringen, daß er noch am Leben wäre, und daß er einen sichern Aufenthalt hätte, wobey er ihr bedeuten ließ, daß sie in ihrer Trauer fortfahren sollte,

um die Welt in einen vor ihn vortheilhaften Irrthum zu erhalten. Epopine spielte ihre Rolle vortrefflich. Bey der Nacht besuchte sie ihren Mann, am Tage aber ließ sie sich in der Stadt sehen. Nach einiger Zeit verschloß sie sich auch mit ihrem lieben Sabinus, und diese Gesellschaft hielt sie bey allen Vergnügungen schadlos. Sie war schwanger worden, entband sich selbst, und stillte auch ihre Kinder. Ihr Aufenthalt dauerte an diesem Orte neun ganzer Jahre. Endlich ward Sabinus entdeckt, und mit Weib und Kind nach Rom gebracht. Man ließ sie alle vor den Kayser kommen: Hier siehst du, sagte Epopine zum Vespasianus, die traurigen Früchte meiner Fruchtbarkeit. Ich habe sie bloß deswegen in der Finsterniß auferzogen, um dir mehr Personen darzustellen, die dich um Gnade bitten. Vespasianus ward gerührt, verurtheilte aber doch den Sabinus und seine Frau zum Tode. Konnte man von einem so leutseligen Prinzen, als Vespasianus war, ein dergleichen Urtheil über eine Frau erwarten, die der Welt ein so rühmliches Beyspiel der ehelichen Liebe vor Augen stellte. Vespasianus mochte hierbey wohl die Strenge der römischen Gesetze mehr als seine Sanftmuth zu Rathe ziehen. Die großmüthige Gallierinn hielt nun mit ihren innerlichen Empfindungen nicht mehr zurück, da sie keine Hoffnung mehr übrig sahe. „Tyranne, „redete sie den Kayser an, wenn ich nur um mein „Leben besorgt gewesen wäre, so würde ich dich „niemals um Gnade gebeten haben. Meine Zärt„lichkeit gegen den Sabinus hat mich zu nieder-

„trächtigen Bitten vermocht, da aber meine Bitte „nicht erhört worden ist, so muß ich mich schä„men, daß ich mich so sehr vor dir erniedriget „habe, mein Schicksal ist beneidenswürdig, da „ich für einen geliebten Gemahl sterbe. Viel glück„licher bin ich mit ihm in der Finsterniß der Grä„ber gewesen, als du nimmermehr auf deinem „Throne seyn wirst.„ Epopine und ihr Mann ward hingerichtet. Sollte man aber wohl glauben, daß ein sehr beliebter Geschichtschreiber a) bey diesen Umständen der Gelindigkeit des Vespasianus eine Lobrede gehalten habe. Er drückt sich aber folgendergestalt aus: „Das Betragen des „Kayfers gegen die sabinische Familie ist auch ein „Exempel seiner Sanftmuth. Dieser Sabinus „war so verwegen gewesen, und hatte sich zum „Kayser ausrufen lassen, ja er war fest entschlos„sen, diese seine vermeyntlichen Rechte durch die „Gewalt der Waffen auszuführen; er ward aber „überwunden, und gefangen nach Rom gebracht. „Um Gnade für einen solchen nichtswürdigen Men„schen bitten, wäre eine Art eines Verbrechens ge„wesen. Unterdessen erlaubte Vespasianus doch „seiner Frau und seinen Kindern einen Fußfall, „und daß sie vor ihn bitten durften. Ihre Bitte „schien ihn zu bewegen, und er war schon bereit, „denen Gesetzen der Staatskunst zuwider, einen „Feind unbestraft zu lassen, durch dessen Tod doch „allein die Republik beruhiget werden konnte.„

a) Laurentius Echart in der römischen Geschichte V Th. 4. B. 5. Cap.

Nun ist man zwar nicht in Abrede, daß der Kayser ganz wohl Ursache hatte, den Sabinus zu verurtheilen; aber warum erstreckte sich denn auch das Urtheil auf die tugendhafte Epopine? Ueberdieses sehe ich auch nicht ein, was das für eine besondere Lobeserhebung verdiene, wenn ein Prinz Frau und Kinder eines gottlosen Gemahls und Vaters zum Fußfall läßt. Gewiß der Geschichtschreiber, der hier die Aufführung des Kaysers rechtfertigen will, hatte nicht die Gesinnung eines Plutarchus. Dieser schrieb den Sturz des vespasianischen Stammes, der mit seinen beyden Prinzen erlosch, der Rache der Götter zu, die eben wegen des Todes der Epopine über dieses Haus ergieng.

Uebrigens war der Aufstand der Gallier von keinen gefährlichen Folgen vor das Reich. Da die erste Hitze vorbey war, so bedachten die Rebellen bey sich, daß sie denen Römern nicht gewachsen seyn würden. Sie furchten sich vor den Nachwehen des Krieges, und bequemten sich zum Frieden: es fielen zwar noch einige Treffen vor, allein man ließ sich gar bald in Unterhandlung ein; die Sache kam auch wirklich zu Stande, und der ganze Occident ward wieder beruhiget.

Verschwörung des Phocas wider den Mauritius.

Vespasianus hatte das Glück, seine rebellischen Unterthanen zu paaren zu treiben. Dem Mauritius gelung dieses nicht so gut. Seiner Verdienste wegen war er Kayser worden, und unzählig viel gute Eigenschaften schienen ihm den Besitz desselben zu versichern; allein der Geiz, diese niederträchtige Neigung, die den Menschen und vornehmlich den Regenten weit unter sich setzt, zog diesem Prinz den Haß seiner Unterthanen zu, und war die Gelegenheit zu einem allgemeinen Aufstande, dessen Opfer er auch wurde.

Das römische Reich führte seit Justinus II die blutigsten Kriege mit den Avaren. Diese waren Scythen, die jenseits der Donau wohnten, und mächtig und kriegerisch waren. Sie fielen dahero auf den Kayser Mauritius los, und bekamen von diesem derbe Schläge. Ihr Cagan, so nennten sie ihre Beherrscher, verlohr in Zeit von zwey Monathen fünf Treffen, und büßte dabey mehr als funfzigtausend Mann im Felde und fast zehntausend Mann durch Gefangenschaft ein. Dieser König wurde dahero über diesen so beträchtlichen Verlust ganz außer sich, und drohete dem römischen Reiche mit Feuer und Schwerdt, wenn man ihm die Gefangenen nicht auslieferte. Priscus, der

Ge-

General der römischen Armee, suchte diesem von Natur wilden Prinzen in diesem Stücke nachzugeben, zumal da er im Stande war, denen römischen Provinzen in voller Maaße seine schwere Hand fühlen zu lassen.

Cagan hatte auch Gefangene gemacht, und man hatte sich verglichen, daß er dieselben los lassen sollte, so bald man ihm seine Soldaten ausgeliefert haben würde. Allein dieser Herr, der sich kein Gewissen machte, einen Meyneid zu begehen, foderte vor die römischen Gefangenen zehntausend Thaler. Mauritius wurde über diese Zumuthung sehr unwillig, und weigerte sich, die verlangte Summe zu bezahlen, und wollte nunmehro wider einen meyneidigen Feind die Waffen brauchen. Dieser Schritt kostete denen römischen Gefangenen das Leben, als welche Cagan alle todt stechen ließ.

So bald man dem Kayser diese traurige Nachricht hinterbracht hatte, so sahe er seinen aus Geiz begangenen Fehler wohl ein. Seine ermordeten Unterthanen schwebten ihm die ganze Zeit vor den Augen, und es war, als wenn er die abscheulichen Vorwürfe, so viele tausend Menschen einer niederträchtigen Leidenschaft wegen hinrichten zu lassen, beständig hörte. Seine Seele gerieth deswegen in die äußerste Unruhe, ja seine Officiers und Soldaten fiengen an rebellisch zu werden, und dieses war der Grund des traurigen Zeitpuncts, den ich meinen Lesern auf eine rührende Art beschreiben will.

Mauritius trug, ohnerachtet es so schlecht um ihn aussahe, alle mögliche Sorge um die Regierung. Er schlug die Avarer noch einmal, ein Theil ihrer Armee gieng auch zu den Römern über, und wollte nicht mehr wider ein Volk fechten, das unter dem Schutze des Himmels stand. Allein die Siege des Kayfers bahnten den Weg zu seinem Untergange. Mauritius glaubte, daß die eroberte Provinz seinen Truppen den gehörigen Unterhalt zu verschaffen im Stande seyn würde, dahero er seinen Truppen daselbst in die Winterquartiere zu gehen befahl. Die Soldaten wollten aber nicht gehorchen, weil sie sagten, daß es ihnen in diesem Lande bald an allem fehlen würde, zudem würden sie auch beständig mit dem Feinde zu thun bekommen. Petrus, so hieß damals der römische General, wollte zwar die Befehle des Hofs befolgen, allein seine Truppen giengen alle von ihm weg und nach Plastola. Sie ließen hernach durch einen Officier, mit Namen Phocas, um Erlaubniß ansuchen, in ihr Vaterland zurück zu gehen, und gaben ihrem General deutlich zu verstehen, daß sie dem Kayser nicht pariren würden. Der Geiz wurde zum zweytenmal bey dem Kayser die Triebfeder. Er wollte schlechterdings, daß seine Soldaten in einem Lande bleiben sollten, wo sie Gefahr liefen, zu verhungern, und von denen Barbaren todt geschlagen zu werden, bloß um die Kosten zu ersparen.

Der General sahe voraus, daß es mit dieser Sache übel ablaufen könnte, er sagte dahero zu seinem Unterbefehlshaber, dem Gudois, ganz bestürzt:

Ich

„Ich weis nicht, was ich bey der Sache thun soll,
„meinem Befehle kann ich ohnmöglich zuwider
„handeln, und gleichwohl kann ich ihn auch ohne
„Gefahr nicht befolgen. Der Geiz würde heute
„die Ursache eines Bruders und der Römer Un-
„tergang seyn.„ Diese Worte waren mit Seuf-
zern und Schluchzen vermischt. Dem ohnerach-
tet suchte **Petrus** seine Soldaten zum Gehorsam
zu bringen, allein sie giengen aus dem Lager, mach-
ten den Hauptmann **Phocas** zu ihrem Anführer,
hoben ihn auf ihre Schilde, und ruften ihn mit
großem Geschrey zum Kayser aus. Dieser neue
Kayser war ein Unthier, an dessen Anblick man
schon genung hatte, ein häßlicher Kerl, und dessen
lasterhafte Seele die Ungestalt seines Körpers weit
übertraf. Er war ein Kerl ohne Religion, ohne
Ehrbegierde, ohne Leutseligkeit, und der sich blos
der Lüderlichkeit, dem Saufen und der Trunkenheit
überließ. Er hatte bey den vielen Lastern, so er
begieng, gar keine Empfindung in seinem Gewissen
mehr. So war der Mensch beschaffen, den die
Römer zum Kayser machten, und zugleich einen
Prinzen vom Throne stießen, der seiner Eigen-
schaften wegen werth gewesen wäre, die ganze Welt
zu regieren. Man konnte auch dem **Mauritius**
keinen andern Fehler vorwerfen, als der die Ur-
sache seines Unglücks war. Er war leutselig,
großmüthig, wohlthätig, tapfer im Treffen, be-
sorgt in der Regierung, ein erleuchteter Beschützer
der Künste und Wissenschaften, ein treuer Beob-
achter der Pflichten der Religion, und der mehr
bemüht war, ein Vater seiner Unterthanen, als ihr

Be-

Beherrscher zu seyn, und dennoch mußte der Glanz dieser vortreflichen Eigenschaften durch eine Leidenschaft verdunkelt werden, der eigentlich nur niederträchtige Seelen unterworfen seyn sollten.

Mauritius war jetzo auf einmal denen Römern so verhaßt geworden, als lieb er ihnen vorher gewesen war. Die Verachtungen und die Grobheiten, die er alle Tage ausstehen mußte, waren Vorspiele des Schicksals, so auf ihn wartete. Ob er nun gleich sahe, daß dem Uebel nicht abzuhelfen wäre, so zwang er sich doch, die Bekümmerniß zu verbergen. Er wartete die öffentlichen Schauspiele ruhig ab, und ließ dem Volke durch einen Herold zu wissen thun, daß es sich das allgemeine Gerüchte nicht befremden lassen sollte. Nun waren seit einiger Zeit in Constantinopel und fast in allen Städten von Thracien zwey Banden, eine hieß man die blaue, die andere die grüne Bande. Nun wird einem jeden wohl bekannt seyn, was das zu bedeuten habe, wenn dergleichen Spaltungen in einem Staate seyn. Die Kayser thaten auch dahero ihr möglichstes, diese beyden Rotten zu unterdrücken, aber vergebens. Die Verbitterung zwischen diesen beyden war so groß, daß sich die blauen und die grünen schlugen, wo sie einander nur antrafen. Weder natürliche noch göttliche Gesetze, auch die Vorstellung der Strafen waren nicht vermögend, sie zu paaren zu treiben, und den Haß gegen einander zu besänftigen. Einzig und allein auf den Nutzen ihrer Parthey bedacht, waren sie bey dem Unglücke der Republik ganz gleichgültig, ja sie würden sich bey dem

ganz-

gänzlichen Untergange des römischen Reichs ganz ruhig verhalten haben, wenn nur ihre Gegner mit dabey untergegangen wären. Sogar das Weibsvolk war nicht ruhig dabey, und die gewöhnliche Heftigkeit ihrer Leidenschaften machte sie weit furchtbarer als die Mannspersonen. Nun mußten auch die beyde Partheyen bey den Umständen, darinnen sich das Reich befand, ein ganz entgegen gesetztes Interesse ergreifen. Die blaue Bande erklärte sich vor Mauritium: „Gott gebe, sagten sie, daß „du, der du ihm die Oberherrschaft des Reichs zu „danken hast, die Rebellen zum Gehorsam bringen mögest. Sind diese Anführer Römer, so „laß sie wo möglich beym Leben, und suche sie durch „Güte und Glimpf zu gewinnen.„ Die Grünen hergegen waren für den Phocas gesinnt, und diese waren funfzehnhundert stark, anstatt daß jene nur neunhundert waren.

Da Mauritius erfuhr, daß Phocas sich Constantinopel näherte, so schickte er ihm Gesandte entgegen, um ihm einige Vorschläge zu thun. Dieses machte den Phocas nur hochmüthiger, sogar daß er die Abgeordneten nicht vor sich lassen wollte. Nunmehro merkte Mauritius wohl, daß er sich nur mit der Flucht retten müsse. Er legte also seinen kayserlichen Ornat ab, gieng in der Nacht aus seinem Pallast heraus, und mit Frau und Kind zu Schiffe; ein heftiger Sturm aber nöthigte ihn, in den Hafen Preneste zu ankern. Alles schien sich zum Unglück dieses bedauernswürdigen Prinzen zu vereinigen. Denn er war kaum ans Land gestiegen, so bekam er einen so heftigen Lendenschmerz,

schmerz, daß er kaum auf seine Sicherheit bedacht seyn konnte. Da nun seine eigenen Unterthanen an ihm zum Verräther wurden, so beschloß er bey einer auswärtigen Macht Hülfe zu suchen. Cosroes war ihm viel Verbindlichkeit schuldig. Er hatte aus seinen Staaten flüchtig werden, und seinen Thron einem Rebellen überlassen müssen. Nun war er zwar ein Sohn eines Königes, der ein geschworner Feind der Römer war, dem ohnerachtet verließ er sich auf die Großmuth des Mauritius, und suchte bey ihm Schutz. Der Kayser aber verstattete ihm nicht nur diesen, sondern setzte ihn auch auf den Thron. Mauritius glaubte also bey den elenden Umständen, in denen er sich jetzo befand, keine bessere Zuflucht als bey einem Prinzen zu finden, der ihm seine Krone zu danken hatte. Er schickte also seinen Prinzen Theodosius an den Cosroes, um bey diesem persischen Monarchen Schutz zu suchen. Man kann nicht wissen, wie diese Gesandtschaft abgelaufen seyn würde, denn die Könige pflegen eben nicht viel von der Dankbarkeit zu halten. Theodosius vollendete seine Reise nicht, weil er von dem Kayser der von der Ankunft des Phocas in Constantinopel Nachricht erhalten hatte, zurück berufen wurde. Phocas hielt seinen Einzug in dieser Residenz unter beständigem Zurufe des Volks. Er brachte die Herzen des Volks durch das viele Geld, so er austheilen ließ, an sich, denn dieses läßt sich ohnedem leicht durch dergleichen zweydeutige Kennzeichen der Großmuth blenden. Er bewieß sich auch nicht weniger gegen die Soldaten, die ihm zum Besitze

des Reichs verholfen hatten, freygebig. An denen ersten Tagen seiner Ankunft in Constantinopel waren lauter Freuden- und Festtage, und man hätte bey der Freude, die das Volk dabey bezeugte, glauben sollen, daß jetzo ein Prinz zur Regierung käme, der das Glück seiner Unterthanen zu seinem einzigen Endzweck machte.

Nun wollte man auch die Leontia, die Frau dieses Rebellen, krönen, und da entstund unter der blauen und grünen Bande ein Rangstreit. Phocas wollte den Tumult durch einen Officier stillen lassen. Hierauf rufte einer aus: „Halt inne, und „bedenket den Zustand, in dem ihr euch jetzt befin„det, und daß Mauritius noch beym Leben ist.„ Diese Worte bewogen den Tyrannen sogleich, seinen Gegner umbringen zu lassen. Es mußten ihn daher einige Soldaten aufsuchen, und es war nicht schwer, den Ort seines Aufenthalts ausfindig zu machen. Er ward nach Chalcedon gebracht, und daselbst hingerichtet. Seine Kinder wurden vor seinen Augen umgebracht. Welch trauriger Anblick vor einen Vater? Eine Amme wollte ihr eigen Kind für einen jungen Prinzen unterschieben, aber der Kayser wollte dieses nicht zugeben. Die Gerechtigkeit behielt hier vor den zärtlichsten Regungen der Natur den Preiß. Er bewieß während der Hinrichtung eine solche Standhaftigkeit, die nur die Religion mitzutheilen fähig ist. Er rufte oft die Worte aus: Herr, du bist gerecht, und deine Gerichte sind gerecht. Endlich begab er sich unter die Hände des Scharfrichters, und erhielt den letzten Streich im drey und sechzigsten Jahre

seines

seines Alters, und im ein und zwanzigsten seiner Regierung. Sein und seiner Kinder Körper warf man ins Meer, ihre Köpfe aber brachte man dem Phocas, der sie den Soldaten vorzeigte. Der ältere Prinz des Mauritius, Theodosius, und der schon Mitregente war, war der Wuth des Tyrannen entgangen, endlich aber fanden ihn die Trabanten des Phocas doch noch, und ermordeten ihn in einer Kirche bey einem Altare. Dem Bruder Mauritii, Petro, ergieng es nicht besser. Aber die Kayserinn Constantina und ihre drey Prinzeßinnen kamen davon, und giengen in ein Kloster zu Jerusalem.

Der Rebelle suchte sich furchtbar zu machen, und bezeichnete die ersten Tage seiner Regierung mit dem Blute der tugendhaftesten Leute und Einwohner in Constantinopel, die er seinem Verdacht aufopferte. Und in der That, ein Volk, so sich wider den Mauritius empört hatte, verdiente einen Phocas zum Beherrscher. Nunmehro fieng man erst an einen Prinzen herzlich zu bedauern, dessen Eigenschaften gerade denen Lastern des Phocas entgegen gesetzt waren, und die Römer waren um desto beklagenswürdiger, da sie selbst die Urheber ihres Unglücks waren.

Phocas bekam einige Tage nach seiner Krönung vom Pabst Gregorio ein Schreiben, worinnen ihm dieser zu seiner Regierung Glück wünschte, und zugleich wider den hingerichteten Kayser Mauritius bittere Klagen führte. „Der Allerhöchste, so schrieb der heilige Vater, hat deinen „Vorfahren nur deswegen auf den Thron erhoben,

„um die Sünden seines Volks zu strafen, aber du „bist kommen, denen Römern Friede und Ruhe zu „geben, und Freude zu machen im Himmel und auf „Erden.„ Konnte wohl der heilige Vater Pabst eine solche Sprache führen? Gewiß dieses Bezeigen läßt sich lediglich damit entschuldigen, wenn man spricht, daß die Grausamkeiten des Phocas in Rom noch unbekannt waren.

Hunger, Pestilenz und Krieg waren die Strafen des Himmels, um diesen Tyrannen zu züchtigen. Aber alle diese traurigen Würkungen der göttlichen Rache hatten bey dem Phocas keinen Eindruck, vielmehr ließ er täglich seine Wuth mehr und mehr aus. Er beschäftigte sich beständig damit, daß er sich wider die Rebellion seiner Unterthanen in Sicherheit setzen möchte, und war bemühet, auch die auswärtige Ruhe zu erhalten. Er schickte zu dem Ende Gesandten an den Cosroes, um die seit einiger Zeit zwischen beyden Reichen gemachte Verbindung zu erneuern. Der persische Monarch nahm die Gesandschaft des Phocas sehr übel auf, und kündigte ihn entweder aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter den Mauritius, oder um sich den Haß gegen den Phocas zu Nutze zu machen, den Krieg an. Cosroes nahm fast ganz Asien weg, und kam bis an die Thore von Constantinopel. So gefährlich auch immer dieser mächtige Feind war, so war doch die Rebellion für den Phocas noch weit gefährlicher. Jetzo befand sich in dem römischen Reiche ein Rächer, der der Tyranney bald den Garaus spielte, und hierzu hatte die Vorsicht den Statthalter in Africa, den Heraclius, aus-

erse-

ersehen. Dieser begab sich in den Hafen Abydos, vereinigte sich da mit einigen, so man ins Elend geschickt hatte, und schiffte sich mit diesen nach Constantinopel ein. Hier erwartete ihn Phocas mit einer Seemacht. Phocas ward geschlagen, retirirte sich darauf in seinen Pallast, und war von aller Hülfe entblößt, sogar daß ihn auch die von der grünen Bande verließen, die doch bisher viel Achtung vor ihn bewiesen hatten.

Nun verweilte man nicht lange, sich des Phocas zu bemächtigen. Man riß ihm den kayserlichen Ornat vom Leibe, zog ihm einen schwarzen Rock an, fesselte ihm wie einen verruchten Missethäter, und führte ihn in dieser Tracht vor den Heraclius, der ihn so anredete: „Du unglücklicher Mensch, bist du denn deswegen zum Rebellen worden, um dich in einen Abgrund von Lastern zu stürzen? „ Man wird sehen, antwortete Phocas, ob du es besser machen wirst.„ Ueber diese Antwort ward Heraclius so böse, daß er denen Henkern befahl, ihn auf die grausamste Art hinzurichten. Man verstümmelte ihn auf eine schimpfliche Art, seinen schändlichen Lüsten zur Strafe. Hierauf hieb man ihm Beine, Arme, Hände und den Kopf ab, und verbrannte hierauf seinen Körper auf dem Markte. Ein solches Ende nahm der verhaßteste Rebelle. Man hatte zwar verschiedene Verschwörungen wider ihn angesponnen, aber ich habe nur diejenige erzählen wollen, so die ganze Welt von einem Ungeheuer befreyte, welches zur Schande der menschlichen

Gesellschaft acht Jahre lang auf dem kayserlichen Throne saß.

Verschwörung
der
Ajesha wider den Ali.

Ein bloßer Privatmann wirft sich zum Gesetzgeber auf, bringt eine neue Religion aufs Tapet, unterstützt dieselbe mit dem Degen in der Faust, beherrscht seine Landsleute auf eine unumschränkte Art, wird der Stifter eines großen und mächtigen Reichs, wird für einen vom Himmel gesendeten Propheten, sowohl bey seinen Lebzeiten als nach seinem Tode, gehalten, und dieser Mann ist Mahomet, der im siebenten Jahrhunderte diese erstaunende Rolle spielet. Ich thue dieses weltbekannten Betrügers nur blos bey Gelegenheit der Ajesha Meldung, die eine seiner liebsten Beyschläferinnen war, und die in einer gewissen wider einen der vornehmsten Caliphen *) angesponnenen Verschwörung die Hauptperson gewesen ist.

Dem Mahomet folgte Aboubeker, der Vater der Ajesha. Die Araber hatten wohl Ursache, sich über die Wahl eines solchen Regenten zu freuen,

*) Caliphe heißt so viel als Statthalter, Nachfolger. Alle Nachfolger des Mahomet nahmen diesen Titul an.

freuen, und auch sein Nachfolger Omar gab ihm nichts nach. Beyde regierten mit größter Gelindigkeit und Klugheit. Ihnen folgte unmittelbar Otman, der die oberste Gewalt auch nicht misbrauchte. Seine untadelhafte Lebensart, seine große Achtung vor die Religion, Uebung der Barmherzigkeit an den Armen, alle diese schönen Tugenden mußten ihn seinen Unterthanen schätzbar machen. Unterdessen empörte man sich mehr als einmal gegen ihn, und zuletzt wurde er auch in der einen Verschwörung das Schlachtopfer.

Es faßte nämlich die Ajesha, der die Muselmänner den schönen Titel einer Mutter der Getreuen beylegten, den Entschluß, den tugendhaften Caliphen, den sie aber äußerst haßte, vom Throne zu stoßen, und den Abdallah Ebn Zobeir darauf zu setzen. Dieser hatte vermuthlich mit der Wittwe des Mahomets eine vertraute Bekanntschaft, denn was die Sache noch wahrscheinlicher macht, war dieses, daß Ajesha ihren eigenen Bruder einem Menschen nachsetzte, der ihr weiter nichts angieng.

Meruan, der Secretair des Caliphen, war der gefährlichste Feind von ihm. Dieser ungetreue Diener mißbrauchte das Zutrauen seines Herrn, und fertigte wider Wissen und Willen seines Herrn unter dessen Nahmen ungerechte und grausame Befehle aus, die das Volk gar bald in Harnisch brachten. Es war nicht möglich, den Aufruhr zu schlichten. Die Rebellen stürmten den Pallast mit dem Degen in der Faust; da sie Otman kommen sahe, nahm er einen Koran und legte sich drauf.

Er glaubte bey diesem heiligen Buche vor aller Anfechtung sicher zu seyn. Allein man brachte dem ohnerachtet diesem unglücklichen Prinzen viele Stiche bey, und nahm ihm ein Leben, daß er ohnedem nicht lange genießen konnte, weil er schon achtzig Jahr alt war.

Ali folgte dem Otman in der Regierung. Es hatten auch Tellah und Zobeir auf diese Würde einen Anspruch gemacht. Diese beyden sehr angesehenen Männer sahen die Erhebung des neuen Caliphen auf den Thron mit sehr scheelen Augen an, und faßten den Entschluß, ihn vom Throne zu stoßen. Ajesha nahm mit vielem Vergnügen Antheil daran. Nun war sie schon bey Lebzeiten ihres Mannes des Mahomets im starken Verdachte des Ehebruchs gewesen. Ali war so unbedachtsam, und mengte sich in diese so kützliche Sache, ja er brachte ziemlich starke Beweise wider die Gemahlinn des vermeintlichen Propheten bey. Nun weis jedermann, wie heftig das Frauenvolk durch dergleichen Dinge beleidiget wird. Daher war Ajesha seit langer Zeit auf Rache bedacht, und sie ergriff diese gegenwärtige Gelegenheit mit vielem Vergnügen.

Weil nun Tellah und Zobeir auf den Untergang des Caliphen umgiengen, so gaben sie ihm den Rath, die Urheber des Todes des Otman zu bestrafen. Wollte er nun nicht darein willigen, so konnte man leicht auf den Ali einen Verdacht werfen, als wenn er an dem Todtschlage mit schuld wäre, ob es gleich nicht andem war; zog er aber die Mörder seines Vorfahren zur gebührenden

Strafe,

Strafe, so konnte er sich dadurch leicht viel Feinde zuziehen. Was war nun zu thun? Der Caliphe wurde zwar die Falle, die man ihm stellte, ganz wohl inne, und faßte dem ohnerachtet den Entschluß, den Tod des Otmans zu rächen.

„Gebt euch Mühe, sagte er, die gottlosen Todt„schläger herauszubringen, damit ich sie recht har„te bestrafen kann, allein es ist zu befürchten, daß „man durch eine genaue Nachsuchung der Mit„schuldigen die größten Unruhen erregen wird, ja, „daß vielleicht gar ein bürgerlicher Krieg daraus „entstehen möchte, der den Staat in volle Flam„men setzen möchte.„ Das war eine sehr kluge Antwort, und was für Unglück würde Ali nicht ausgewichen seyn, wenn er sich allemal so vorsichtig aufgeführet hätte?

Der Caliphe nahm viel Maaßregeln, um sich den Besitz seiner Regierung zu versichern, allein eben diese brachten ihn darum. Er wollte allen Statthaltern die Provinzen nehmen, die ihnen von seinem Vorfahren zur Verwaltung anvertrauet worden waren. Er suchte diese wichtige Posten nur solchen Männern anzuvertrauen, auf die er sich verlassen könnte. Er fragte deswegen den Abdallah Ebn Abbas um Rath, allein dieser wollte von keinen Aenderungen etwas wissen, vornehmlich aber sollte der Statthalter in Syrien Moavias nicht abgesetzt werden, als der in seiner Provinz sehr angesehen war, und der gewiß zu seiner Absetzung nicht stille geschwiegen haben würde. Allein man gab dem Rathe des Abdallah kein Gehör, ob er

gleich sehr weise war, wenn man aus der Folge urtheilen will.

Unter allen neuen Statthaltern, die der Caliphe ernennte, war der einzige Abdallah derjenige, der zum Besitz seiner Provinz gelangen konnte. Sein Vorfahre aber hatte alle Cassen ausgeleeret, und dieselben zu Mecca an die Ajesha, Tellah und Zeboir ausgeliefert. Letztere waren mehr als jemals misvergnügt. Sie hatten bey dem Caliphen um eine Statthalterschaft angehalten, die ihnen aber abgeschlagen worden war. Ali fand nicht für rathsam, ihnen Mittel an die Hand zu geben, ihm nur einen Tag entgegen zu seyn, er sagte, daß er ihren Rath bey gegenwärtigen Umständen bedürfte, und daß er sie dahero bäte, sich nicht von seinem Hofe wegzubegeben, mit dem Versprechen, ihre Dienste nicht unvergolten zu lassen. Dergleichen Reden aber waren nicht im Stande, alte Hofleute hinters Licht zu führen. Tellah und Zobeir konnten gar leicht einsehen, daß man ihre Unternehmungen in der Nähe untersuchen wolle. Sie stellten sich dahero, als wenn sie die Gesinnungen des Caliphen nicht einsehen könnten, und thaten, als wenn sie von seinen verbindlichen Reden gegen sie sehr eingenommen wären. Kurz darauf erhielten sie die Erlaubniß, nach Mecca zu wallfahrten. Und hier war es, wo man mit der Ajesha die Verschwörung andrehte, die dem Caliphen das Leben kostete.

Nun fieng der Aufruhr in Syrien an loszubrechen. Die Einwohner dieser Provinz machten ein Mittel ausfindig, des Ormans Hemde zu

be-

bekommen, das er bey seiner Ermordung an gehabt hatte, und sie machten eine Art von Fahne daraus, die sie dem Volke verschiedene male vorzeigten. Dieser Anblick mußte ohnfehlbar einen starken Eindruck bey denen Syrern machen, die sogleich die Waffen ergriffen, um den Tod des Otmans, ihres Wohlthäters, zu rächen.

Ali war von alle dem, was vorgieng, benachrichtiget worden, und schrieb an den Moavias, mit dem Anrathen, Proben seiner Unterthänigkeit abzulegen. Das Schreiben des Caliphen war sehr gelinde eingerichtet, aber die Antwort war sehr beleidigend. Er legte nämlich einen Brief zusammen, und schrieb nicht ein Wort hinein, sondern nur auswendig darauf: Moavias an den Ali. Letzterer war über diese ungebührliche Aufführung sehr empfindlich, und redete unterdessen mit dem Ueberbringer, der ihm von alle dem, was in Syrien vorgegangen war, Nachricht gab. Hierauf rief der Caliphe aus, warum will man von mir wegen der Hinrichtung des Otmans Rechenschaft fodern? Der Himmel ist ein Zeuge meiner Unschuld, ich verlasse mich auf seinen Schutz.

Unterdessen daß sich die weit entlegenen Provinzen wider den Caliphen empörten, so entsponn sich auch eine dergleichen furchtbarere mitten im Reiche an, davon die berüchtigte Ajesha die Seele und das Triebwerk war. Die vornehmsten Feinde des Caliphen kamen bey dieser rachgierigen Prinzeßinn zusammen, um Mittel ausfindig zu machen, damit ihre Unternehmungen glücklich abliefen. Die Omiades, das ist, diejenigen, so

von der Familie des Otmans waren, empörten sich bloß deswegen wider den Ali, weil man ihnen weiß machte, daß er ihren Anverwandten seinem Ehrgeize aufgeopfert hätte. Derjenige, dem man dieses schuld gab, war unschuldig; wahrscheinlicher Weise aber waren Ajesha, Tellah und Zobeir entweder die Anführer oder doch die Mitschuldigen dieses Mordes. Dem ohnerachtet warfen sich diese nämlichen drey Personen zu Rächern des Otmans auf. Es machte also die niederträchtigste Untreue ihr Verbrechen noch größer.

Nachdem sich nun die Verschwornen über die Maaßregeln, ihren Vorsatz ins Werk zu richten, verglichen hatten, so beschlossen sie endlich, Basrah zu belagern. Hiervon gab man allen Feinden des Caliphen durch ein Circularschreiben Nachricht, welches folgendermaßen abgefaßt war:

„Die Mutter der Getreuen, Tellah und Zo„beir, gehen in Person nach Basrah. Diejeni„gen, so ein Verlangen tragen, die Religion zu „vertheidigen, und den Tod des Otmans zu rä„chen, dürfen sich nur stellen, und wenn es ihnen „etwa an Mitteln fehlen sollte, diese gerechte und „heilige Unternehmung ausführen zu können, so „wird man es ihnen an nichts fehlen lassen.„

Und wie oft ist nicht die Religion zum Bewegungsgrunde gebraucht worden, um Völker wider ihren Herrn aufzuhetzen? Da die Truppen zusammengezogen und marschfertig waren, so setzte sich Ajesha auf ein Cameel, und gieng an der Spitze der Verschwornen nach Basrah. Diese Prinzessinn gieng einmal durch ein Dorf, und auf einmal

wurde

wurde sie von einem Haufen Hunde umringt, die sie beständig anbellten. Eine so gleichgültige Begebenheit hätte bald einen Strich durch die Verschwörung gemacht. Es fiel nämlich der Wittwe des Mahomets hierbey ein, daß ihr Mahomet sonst vorher gesaget hatte, wie sie ein großes Unglück auszustehen haben würde, wenn ihr so etwas begegnete. Und was kann der Aberglaube bey einer im Fanatismo erzogenen Frau ausrichten? Ajesha wollte nicht weiter vorrücken, und man mußte eine List ersinnen, um sie wieder auf andere Gedanken zu bringen. Die Generals gaben einigen Reutern die Losung, diese rückten sogleich mit verhengtem Zügel vor, und schrien überlaut: Geschwind, geschwind, Ali ist da mit seinen Soldaten. Die Furcht machte nunmehro alle Zweifel zu nichte. Ajesha stieg geschwind auf ihr Cameel, und eilte zur Armee nach Basrah. Man belagerte die Stadt, der Commandant wehrte sich tapfer, zuletzt aber machten sich die Rebellen doch Meister von der Stadt.

Ali hatte seine Erwählung denen Einwohnern von Medina vornehmlich zu danken, und dahero wendete er sich auch sogleich an sie, um von ihnen Hülfe wider die Rebellen zu erhalten. Er ermahnte sie, ihr eigen Werk zu erhalten, und die kühne Frechheit seiner Feinde zu unterdrücken. Allein die Rede, so er bey dieser Gelegenheit hielt, hatte diejenige Würkung nicht, die er sich natürlicher Weise von derselben versprechen konnte. Da nun ein sehr vornehmer Medinenser die Kaltsinnigkeit seiner Landesleute gegen ihren Landesherrn

bemerkte, so gieng er zu dem Caliphen und sagte: „Wehe denen, o Fürst, die die Gerechtsame ihres „rechtmäßigen Herrn nicht tapfer vertheidigen. „Ich für meine Person versichere euch, daß ich je„derzeit die Liebe und Treue beobachten werde, „die ich euch schuldig bin.„ Diese Rede eines so angesehenen Mannes im ganzen Lande machte bey denen Medinensern viel Eindruck, sie stunden keinen Augenblick mehr bey sich an, und jeder erboth sich, den Caliphen zu vertheidigen.

Ali wollte zu gleicher Zeit von denen Einwohnern zu Couffah Truppen haben, aber es war nichts zu erlangen, und man gab seinen Abgesandten eine sehr schlechte Antwort. Der Caliphe ließ noch nicht alle Hofnung fahren, und trug seinem Sohne Hassan eine so schwere Sache auf. Dieser junge Prinz hielt in der Versammlung der Einwohner zu Couffah folgende Rede: „Euer Herr „wendet sich heute an euch, und verlangt von euch „Hülfe. Es ist eure Schuldigkeit und euer eige„ner Nutzen, daß ihr es ihm nicht abschlaget. Und „was könntet ihr wohl für Gründe haben, die „euch bewögen, euern Herrn zu verlassen? Habt „ihr denn etwa Ursache, euch über ihn zu beschwe„ren? Sehet ihr ihn denn etwa für einen Rebellen „an? Die Sprache derer Rebellen, als wollten „sie den Tod des Otmanns rächen, ist ein leidi„ger Vorwand, ihre verzweifelte Aufführung zu „beschönigen. Bloß der Ehrgeiz des Tellah und „Zobeir ist die Ursache des bürgerlichen Krieges, „ich glaube aber doch, daß, wenn sich auch die

mei-

„meisten Unterthanen gegen meinen Vater empö-
„ren sollten, ihr ihm dennoch treu bleiben werdet.„

Diese Rede war bey denen Einwohnern von Couffah von wunderbarer Würkung. Sie schienen wegen des Herzeleids, das man dem Caliphen anthat, äußerst gerührt, und bezeugten den größten Eyfer zu Unterstützung seiner Rechte. Fast neuntausend begaben sich in das Lager ihres Herrn, die Ali bey ihrer Ankunft folgender maßen empfieng: „Ihr werdet von meiner Aufführung ge-
„gen die Einwohner von Basrah Zeugen seyn.
„Ich wendete erst die Sanftmuth an, um sie
„wieder zu Gehorsam zu bringen, und ich werde,
„so viel mir möglich ist, das Blut meiner Unter-
„thanen schonen. Ich ersuche diejenigen unter
„euch, die in der Stadt in Ansehen stehen, oder
„Bekanntschaft haben, mit mir zugleich an einen
„guten und dauerhaften Vergleiche zu arbeiten.
„Ich ziehe den Frieden allen Vortheilen vor, die
„mir aus dem Kriege erwachsen könnten, und ich
„werde sehr ungern das Leben meiner Unterthanen
„zu Erhaltung eines Gutes anwenden, das man
„mir unrechtmäßiger Weise rauben will.„

Lauter Freudengeschrey war die Antwort, so man dem Caliphen gab. Da der Prinz sahe, wie geneigt ihm das Volk sey, so marschirte er sogleich auf Basrah los, und schlug sein Lager vor dieser Stadt auf. Tellah und Zobeir befürchteten, daß sich der Platz nicht würde halten können, und suchten sich daher mit ihrem Herrn wieder auszusöhnen. Der Caliphe erlaubte ihnen, vor ihn zu kommen, und gab ihnen wegen ihrer Untreue und

Em-

Empörung einen nachdrücklichen Verweis. „Erinnert euch, sprach er zu dem Zobeir, was zwischen dem Mahomet, mir und euch vorgieng, da sich der Prophet nach euren Gesinnungen von meinetwegen erkundigte. Ihr sagtet ihm, daß ihr mir geneigt wäret, und er antwortete darauf, daß ihr euch bey alle dem wider den Ali setzen würdet, wodurch denen Muselmännern großes Unglück zugezogen werden könnte.„ Ich erinnere mich nunmehro dessen, antwortete Zobeir, und ich würde niemahls die Waffen wider meinen Herrn ergriffen haben, wenn es mir eher beygefallen wäre. Er gieng hierauf fort, und schwur, daß er sich nicht mehr in die Rebellion einlassen wollte, allein er ward auf Anregung der Ajesha gar bald anderes Sinnes.

Der Caliphe bemühte sich vergebens, seine rebellischen Unterthanen durch Güte zu besänftigen. Man mußte ein Treffen liefern. Dieses war eines der blutigsten. Ajesha saß auf einem Kameel, und munterte ihre Soldaten zur Tapferkeit auf. Ihre Gegenwart und ihre Reden trugen nicht wenig zum tapfern Streite bey, und daher blieb der Sieg lange Zeit zweifelhaft, bis endlich Ali das Feld behielt. Tellah und Zobeir blieben in dem Treffen. Der erste hatte einen tödtlichen Schuß bekommen, er rufte dahero einen Officier des Caliphen zu sich, und sagte, daß er den Eyd der Treue, den er seinen Herrn geschworen hätte, wieder erneure, und daß es ihm sehr nahe gienge, daß er demselben untreu worden wäre. Zobeir ward von einem arabischen Officier Amron

von ums Leben gebracht. Dieser brachte den Kopf des Rebellen zu dem Caliphen, und glaubte eine wichtige Belohnung dafür zu erhalten. Ali, der voller Leutseligkeit war, konnte sich bey diesem traurigen Anblick der Thränen nicht enthalten, und machte dem Amron wegen seines Mords bittere Vorwürfe. Amron hatte dergleichen nicht vermuthet, und wurde dahero so desperat, daß er sich selbst ums Leben brachte.

Ajesha war nunmehro in den Händen der Sieger, und hätte also glauben sollen, daß es um ihr Leben schlimm aussähe, allein man hatte für diese ehrgeizige Prinzeßinn als Wittwe des Mahomet alle mögliche Achtung. Der Caliphe schickte sie nach Medina, nachdem er ihr eingeschärft hatte, daß sie sich hinführo besser aufführen sollte. Ohngeachtet nun die Häupter der Rebellen weg waren, so nahmen doch die Unruhen noch kein Ende. Moavias machte beständig auf die höchste Würde Anspruch, und brachte den Statthalter in Aegypten, den Amron-Ebn-Al-As auf seine Seite. Dieser hatte einen großen Geist, und war sehr tapfer, ja man hielt ihn für den größten Kriegsmann seiner Nation. Er war nun zwar mächtig genung, um Ansprüche auf das Caliphat zu machen, er wollte aber lieber dem Moavias die Krone aufsetzen, als sie vor sich behalten. Er brach also mit einer zahlreichen Armee von Aegypten auf, und war, so bald er in Damas angekommen war, der erste, der dem syrischen Statthalter den Eyd der Treue schwur, und ihn vor seinen Oberherrn erkannte. Ali war hier-

von benachrichtiget worden, und suchte sich daher in den Stand zu setzen, seine Gerechtsame wider den Rebellen zu behaupten. Beyde Theile kamen einige mal sehr scharf zusammen. Um nun dem fernern Blutvergießen Einhalt zu thun, so suchte man die Sache durch zwey Schiedsrichter beyzulegen, die man erwählte, ohne den Caliphen dabey zu Rathe gezogen zu haben.

Es wurde zur endlichen Entscheidung einer so wichtigen Sache der Abou-Mouſſa-Al-Ascari erwählet, ein Muselmann von Redlichkeit und Aufrichtigkeit. Ihm ward der berühmte Amron, Statthalter in Aegypten, an die Seite gesetzt, der ungleich mehr Verstand und Geschicklichkeit besaß, als sein College. Ali durfte sich hierbey auf kein günstiges Urtheil Rechnung machen. Dem ohnerachtet machte er in einem Schreiben bekannt, daß er sich in allem getreulich an den Ausspruch der Schiedsrichter binden wollte. Diese begaben sich an den ihnen zur Entscheidung der Sache bestimmten Ort. Hier mißbrauchte Amron die allzugroße Redlichkeit seines Gehülfen, und machte ihm weiß, daß man bey gegenwärtigen Umständen die beyden Caliphen absetzte, und einen neuen erwählte, der der ganzen Nation anstünde. So bald das richtig war, so begab sich jeder wieder in sein Lager. Die beyden feindlichen Armeen rückten an einander, und man errichtete eine Art von Thron, auf welchen Abou Mouſſa zuerst stieg, und mit lauter Stimme ausrief: Ich setze den Ali und Moavias ab, und nehme ihnen die königliche Würde. Hierauf stieg er wieder herunter, und so-

sodann erschien Amron und sagte: „Ihr habt „meinen Collegen vermuthlich verstanden, ich bin „eines Theils seiner Meynung, und gebe das Ca„liphat dem Moavias.„ Ueber diese letzten Worte wunderte sich Abou Moussa gewaltig, und beschwerte sich im Beyseyn beyder Armeen über die Untreue des Amron, der einen Caliphen ohne Zuziehung seines Collegen ernannt hätte. Ali war genöthiget worden, sich bey dem Ausspruch der beyden Schiedsrichter zu beruhigen, und glaubte dahero jetzo, da sie nicht einerley Meynung hegten, nicht gehalten zu seyn, sein Versprechen zu erfüllen, und wollte also den Krieg fortsetzen. Eben dieses führten auch die Anhänger des Moavias im Schilde. Die Erbitterung beyder Partheyen wurde so groß, als sie noch nicht gewesen war, und war der Grund zu denen beyden Secten, die noch bis jetzo die Spaltung zwischen denen Muselmännern machen. Indem sich nun Ali und Moavias um das Caliphat schlugen, so entstund eine neue Verschwörung wider die verschiedenen Urheber des Krieges. Drey Schwärmer, so wie es ihrer in allen Religionen giebt, faßten unter dem Deckmantel der Befreyung ihres Vaterlandes von denen Uebeln, die es betroffen hätten, den Entschluß, den Ali, Moavias und Amron umzubringen, die sie für die alleinigen Urheber des Kriegs ansahen. Jeder von diesen dreyen suchte sich seinen Mann aus, und ob sich schon Ali zu Couffah, Moavias zu Damas und Amron zu Alexandrien aufhielt, so setzte man doch einen Tag und eine Stunde feste, da man ihnen

das Leben nehmen wollte. Der, so den Moavias umbringen wollte, stach ihn durch den Leib, er ward arretirt, und bewies für seinen Richtern diejenige Verstockung, die gemeiniglich die Schwärmerey einflößt. Man befand, daß die Wunde des Moavias nicht tödtlich war, und man heilte sie. Der Statthalter in Aegypten war noch glücklicher. Ein Mißverständniß, das einem Iman das Leben kostete, rettete es dem Amron. Der einzige Ali kam ums Leben, und mußte dem Moavias die Regierung überlassen, der doch durch seinen Ehrgeiz das ganze Kriegsfeuer entzündet hatte.

Wir finden noch mehr Verschwörungen in der arabischen Historie. Ein Montasset will seinen Vater Motavakee, einen Caliphen, ermorden. Nun hatte sich zwar dieser durch seine Grausamkeiten verhaßt gemacht, allein ein Sohn mag auch noch so viel Ursache sich zu beschweren haben, so muß er doch niemals an seinem Vater zum Mörder werden wollen. Montasset gab dem natürlichen Triebe kein Gehör, verband sich vielmehr mit einigen mißvergnügten Arabern, und willigte in den Todschlag seines Vaters und Königs. Man suchte nur eine gute Gelegenheit abzupassen, die auch bald da war. Denn da einmal der Caliphe mit seinen Hofleuten schmaußte, so drungen die Verschwornen in den Saal, und ermordeten Motavakee, seinen Vezier, den Fatah, und alles, was sich wehren wollte. Montasset begab sich an den Ort dieser blutigen Scene, und fragte, in wie viel Stücken man seinen Vater gehauen hätte,

te a), sagte anbey mit kaltem Blute, daß das, was geschehen wäre, eine gerechte Strafe des Himmels sey. Dieser ungerathene Sohn genoß nur ein Jahr lang die Früchte seines Aufruhrs und Vatermordes.

Im Jahre 870 regierte **Mothadi**, einer von den besten Caliphen, den die Araber gehabt haben. Seine guten Eigenschaften konnten ihn für den Verschwörungen nicht schützen. Ja seine Standhaftigkeit diente vielmehr dazu, ihn vom Throne zu stoßen. **Baukial**, ein sehr vornehmer türkischer Officier, hatte was großes verbrochen, daher o ihn **Mothadi** in Verhaft nehmen ließ, und ihn recht hart bestrafen lassen wollte, um denen Soldaten Furcht einzujagen, und sie im Zaume zu halten. So bald diese die Gefangennehmung ihres Officiers vernommen hatten, kamen sie in großer Menge vor den Pallast, und wollten ihn los haben. Allein dieser Aufstand beschleunigte dem **Baukial** den Tod, man hieb ihm den Kopf ab, und warf ihn unter die Aufrührer. Diese wurden darüber ganz rasend, und suchten dannenhero ihren Muth recht zu kühlen, dahero die Thore des Pallasts aufgesprengt wurden. Der Caliphe hieng den Alkoran um den Hals, und gieng mit dem Degen in

a) Motavakee erzählte einmal, daß ihm geträumt hätte, wie er von dem Ali sieben Peitschenhiebe bekommen hätte. Hieraus machte Montasset den Schluß, daß der Cörper seines Vaters in sieben Theile getheilt werden würde. Und es fand sich hernach, daß der Cörper des Caliphen würklich in sieben Stücke zerfleischt worden war.

der Faust auf die Rebellen los. Seiner Tapferkeit ohngeachtet gerieth er diesen in die Hände, und ward von ihnen sehr schimpflich tractiret. Sie wollten ihn mit Prügeln zu Niederlegung des Caliphats zwingen, allein er wollte eher sein Leben missen, als dieses thun. Endlich befreyte ihn ein Dolchstich, den ihm einer von den Anverwandten des Baukial beybrachte, von der übeln Begegnung ausgelassener Soldaten.

Diese Verschwörung habe ich deswegen der obigen beygefügt, damit ich keine neuen Abschnitte machen durfte, die ohnedem zu kurz geworden wären. Ich werde öfters dergleichen thun. Alles, was ich erzählt habe, ist das merkwürdigste, so man von der arabischen Verschwörungsgeschichte sagen kann.

Verschwörung
Michael des Stammlers
wider
Leo den Armenier.

Wenn ein Regent eine lange Reihe von vornehmen Ahnen, von der er der Ordnung nach seine Regierung überkommen, herrechnen kann, so hat er von seinen Unterthanen keinen Aufruhr zu befürchten, er müßte denn seine Macht

auf

auf eine übertriebene Art mißbrauchen. Einem Herrn aber, den seine niedrige Geburth zur Unterwürfigkeit und Unterthanenpflicht bestimmet, gehorchen Völker nicht gerne. Dahero kam es auch, daß, seitdem sich die römischen Armeen das Recht, Kayser auch aus dem niedrigsten Stande zu erwählen, angemaßt hatten, der Glanz der kayserlichen Würde bey weitem nicht mehr so viel Eindruck hatte, daß man dergleichen Prinzen als Götter der Erden hätte verehren sollen. Es war auch ganz natürlich; denn da man täglich sehr schlechte Leute den kayserlichen Thron besteigen sahe, so hatte ein jeder die Hoffnung, mit der Zeit vielleicht auch dazu zu gelangen. Es kam auch dabey nur darauf an, daß man alle mögliche Untreue und Mordthaten begehen wollte. Und dieses ist der Grund von so viel Verschwörungen, die in Constantinopel angesponnen wurden. Diese Stadt war gleichsam eine Schaubühne, die der Welt die traurigsten Veränderungen vorstellte, und es war etwas seltsames, wenn ein Kayser die Jahre seiner Regierung in Ruhe beschließen, und einen rechtmäßigen Nachfolger hinterlassen konnte. Wir haben es oben an dem **Phocas** gesehen, der andern Begebenheiten, die in der byzantinischen Geschichte vorkommen, zu geschweigen. Nur die vornehmsten daraus will ich zu meinem Gegenstande erwählen, und ich will mit der Verschwörung **Michael des Stammlers** den Anfang machen.

Untreue und Verrätherey waren die Wege gewesen, auf denen **Leo der Armenier**, mit dem Zunamen **der Ungläubige**, zum Kayserthum ge-

langt war. Er commandirte unter Michael Rangabus Regierung die römischen Armeen. Dieser war damals mit denen Bulgaren in Krieg verwickelt, und es wäre ihm etwas leichtes gewesen, dieselben, da er sich an der Spitze seiner Armee befand, zu schlagen. Allein Leo wollte haben, daß er die Schlacht verliehren sollte, und dieses gelung ihm auch. Michael begab sich nach verlohrner Schlacht nach Constantinopel, und überließ den Rest seiner Armee dem untreuen Armenier, wider den er nicht den geringsten Verdacht hegte. Allein dieser suchte sich die Umstände zu Nutze zu machen. Er stellte also durch gewisse Leute seinen Soldaten vor, daß ihr ganzes Unglück daher käme, weil sie einen feigen, ohnmächtigen, ungeschickten Herrn hätten, und der sich noch dazu von der Kayserinn regieren ließ. Man brachte hierauf denen Soldaten bey, daß kein anderer als Leo geschickt seyn würde, den Schimpf auszulöschen.

Dieses war schon genug, Truppen aufzuwiegeln, die wegen der Schlappe, so sie erlitten hatten, ohnedem auf den Kayser sehr böse waren. Sie versammelten sich haufenweise vor dem Zelte des Leo, und boten ihm die kayserliche Würde an. Der herrschsüchtige Armenier stellte sich, als wenn er eine so schwere Bürde nicht auf sich laden wollte, und wollte ordentlicher Weise zur Annehmung der Regierung, die doch der einzige Gegenstand seiner Wünsche war, gezwungen seyn. Michael der Stammler, der ihm kurz darauf die Krone raubte, bewies sich damals als den eifrigsten Anhänger des Aufwieglers. Die Soldaten brachten

den

den neuen Kayser nach Constantinopel, und dieser setzte sich auf eine feyerliche Weise in den Besitz des Reichs. Dieses hatte während seiner Regierung keinen Krieg, und es war eben nicht besser daran. Denn was ist das wohl für ein Glück, von einem so abergläubischen, gottlosen und grausamen Fürsten beherrscht zu werden, wie Leo der Armenier war? Seine erste Sorge, nachdem er den kayserlichen Thron bestiegen hatte, gieng dahin, daß er die vornehmsten Bedienten, die sein Vorfahre in Aemter gesetzt hatte, abdankte. Er vergaß bey Austheilung seiner Gnade Michael den Stammler nicht, den er für den getreusten Unterthanen hielt. Kann sich aber wohl ein unrechtmäßiger Besitzer eines Reichs auf die Treue eines Mannes verlassen, der sich kein Bedenken gemacht hat, seinen rechtmäßigen Herrn zu verrathen?

Eben der, auf den der Kayser sein ganzes Vertrauen setzte, war ein Mann ohne Erziehung, ohne Lebensart und Religion. Ja er war auch von sehr schlechtem Herkommen. In seiner Jugend mußte er Thiere, die man in der Haushaltung haben wollte, aufziehen. Weiter hatte er nichts gelernt, und er konnte weder lesen noch schreiben, auch die Gelehrten waren ihm verhaßt. Er hatte keine einzige gute Eigenschaft, als die Tapferkeit, die er doch auf eine sehr schlechte Art anwendete, übrigens war er untreu, undankbar, meyneidig, grausam, geizig, unzüchtig und ein Säufer. Und das war der Mann, dem der Kayser einen Theil seiner Regierung übertrug. So ein Herr, wie

Leo der Armenier war, mußte auch einen solchen Minister haben.

Michael der Stammler machte sich das Ansehen zu Nutze, in dem er bey Hofe stand, um seinen schon längst entworfenen Plan auszuführen. Einige Mönche, die Betrüger waren, hatten ihm versichert, daß er auf alle Fälle einmal Kayser werden würde. Er erwartete also die Erfüllung dieser schmeichelhaften Weissagung mit Ungeduld, und bediente sich der besten Mittel, damit ihm seine Hoffnung nicht fehl schlagen möchte. Er führte sich sehr vorsichtig auf, wenn er nüchtern war, um sein ehrgeiziges Vorhaben nicht merken zu lassen, aber wenn er seiner Gewohnheit nach stark gesoffen hatte, so platzte er mit seinem Geheimnisse heraus, und redete jedermann von seinem Vorhaben vor, den Kayser abzusetzen, und die Kayserinn zu heyrathen. Im Anfange machte sich Leo aus diesen Reden nichts, die er der Trunkenheit zuschrieb, und weil sie von einem Manne herkamen, der sehr gerne groß von sich sprach. Da aber die Günstlinge des Kayfers ihm beständig vorstellten, wie gefährlich ihm diese große Sicherheit werden könnte, so entschloß er sich endlich, auf seine Sicherheit zu denken. Man nahm also den Michael in Verhaft, und verurtheilte ihn nach überwiesener That zum Feuer.

Diese harte Strafe nun sollte an ihm den Tag vor Weyhnachten vollzogen werden, man führte den Uebelthäter schon zum Scheiterhaufen, und der Kayser wollte einen Zuschauer abgeben. Allein die Kayserinn Theodosia stellte ihrem Gemahl

mahl vor, daß es sich nicht schicke, einen Menschen am heiligen Abend eines so großen Festes hinrichten zu lassen. Leo gab mit vieler Mühe den Bitten seiner Gemahlinn Gehör, und ließ, entweder aus Aberglauben oder aus Achtung vor seine Gemahlinn, den Michael wieder ins Gefängniß bringen, und nahm die Schlüssel darzu selbst an sich.

Der Kayser brachte die ganze Nacht sehr unruhig zu. Es war ihm die ganze Zeit, als wenn er seinen Feind vor sich stehen sähe, der ihn umbringen wollte. Er stund also mit diesen fürchterlichen Gedanken auf, gieng ins Gefängniß, und fand den Michael auf einem sehr schönen Bette schlafend. Nun ist wohl ein Missethäter, der durch die grausamste Strafe hingerichtet werden soll, nicht im Stande, die Süßigkeiten des Schlafs zu empfinden. Das war der Gedanke, der dem Kayser sogleich hierbey einfiel. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß das nicht mit Verrätherey zugehen sollte, und gieng wieder fort, ohne den Missethäter noch die Wache aufgeweckt zu haben.

Michael ward sogleich von dem, was vorgegangen war, benachrichtiget. Er ließ dieses allen seinen Mitverschwornen zu wissen thun, und zugleich andeuten, daß, wenn sie ihn nicht bald befreyen würden, sie alle gleiches Schicksal mit ihm haben sollten. Es mußte ihnen also nothwendig sehr viel daran gelegen seyn, einen Mann zu befreyen, der im Stande war, alle seine Gehülfen anzugeben, sie nahmen dahero Gewehre zu sich, drungen in die Capelle des kayserlichen Pallasts

ein,

ein, und fielen über den Kayser her. Dieser lief an einen Altar, und hielt sich an denselben als an eine unverletzliche Freystatt an, rufte seine Officiers zu Hülfe, und suchte sein Leben zu vertheidigen. Er konnte aber seiner Tapferkeit, die er bey dieser Gelegenheit blicken ließ, ohngeachtet, einem Trupp Mörder, die ihm den Tod geschworen hatten, nicht widerstehen. Er verlohr den rechten Arm, fiel hierauf nieder, und man hieb ihm den Kopf ab. Die Verschwornen bemächtigten sich hierauf des kayserlichen Pallasts, holten Michaeln aus dem Gefängniß, setzten ihn auf den Thron, und hierauf rufte der Soldat und der gemeine Mann denjenigen zum Kayser aus, den sie in wenig Tagen hatten wollen verbrennen sehen. Michael war also vom Scheiterhaufen auf den kayserlichen Thron erhoben worden, er nahm dahero Besitz vom Kayserthum, und der erste Gebrauch seiner Gewalt war dieser, daß er die Kayserinn Theodosia, der er sehr viel schuldig war, ins Kloster schickte. Diese Prinzessinn mochte auch wohl an der Verschwörung Theil gehabt haben, und sie ist dahero nicht zu bedauren, wenn sie die Würkungen der abscheulichsten Undankbarkeit erfahren mußte.

Die Constantinopolitaner hatten eben nicht Ursache, sich auf ihren neuen Herrn viel einzubilden. Sie hatten an Michael dem Stammler einen viel grausamern Herrn, als Leo der Armenier war. Allein der neue Kayser ließ seinen Begierden nicht sogleich den freyen Lauf, sondern suchte sich vielmehr

mehr im Anfange seiner Regierung dem Volke angenehm zu machen. Michael hatte als Rebelle ein Beyspiel gegeben, dem ein anderer bald folgte. Ein vornehmer Officier Thomas hatte nämlich erfahren, daß man den Leo, seinen Wohlthäter, zu Constantinopel umgebracht hätte, er nahm sich also vor, seinen Tod zu rächen. Er war zu dieser Unternehmung vollkommen geschickt, denn er commandirte die besten Regimenter im Oriente. Der Bewegungsgrund seiner Empörung mochte wohl mehr die Herrschsucht, als die Erkenntlichkeit seyn. Es kostete dem Thomas wenig Mühe, die vornehmsten Provinzen in Asien unter seine Bothmäßigkeit zu bringen, da er sich an der Spitze einer starken Armee befand. Hiernächst hatte er auch die Saracenen, die mächtigsten Feinde des römischen Reichs, auf seine Seite zu bringen gewußt. Da er nun glaubte im Stande zu seyn, den kühn gewagten Streich auszuführen, so nahm er den kayserlichen Titul an, ließ sich in Antiochia krönen, schlug die Flotte des Michael, und belagerte Constantinopel.

Allein diese letztere Unternehmung schlug fehl, und der Rebelle mußte sich nach Thracien, und von da nach Adrianopel retiriren. Diesen Ort nahmen die kayserlichen Truppen ein, Thomas ward gefangen genommen, und gespießt. Ehe er noch den letzten Athem holte, so hieb man ihm Kopf, Hände und Füße ab, und setzte den Körper auf einen Esel, um ihn der Armee zu zeigen. Dergleichen traurige Vorfälle waren in einer Stadt

ganz gewöhnlich, wo die öftern Empörungen einen bald auf den Thron, bald auf das Blutgerüste brachten.

Verschwörung des Alexis Comnenus wider den Nicephorus Botaniates.

Nicht alle Rebellen sind Bösewichter gewesen. Es hat Leute gegeben, die recht tugendhaft gewesen sind, die aber die Nothwendigkeit, ihr Leben zu vertheidigen, genöthiget hat, sich manchmal wider ihren Herrn zu empören. Alexis Comnenus giebt uns davon ein Beyspiel. Dieser junge Held war lange Zeit die beste Stütze des kayserlichen Throns. Er that in einer Schlacht, die sein Bruder Isaac wider die Türken unter der Regierung des Michael Ducas verlohr, Wunder der Tapferkeit, und errettete das römische Lager. Die Soldaten sahen ihn als ihren Erretter an, und legten ihm die verdienten Lobeserhebungen bey. Dem ohnerachtet verließ ihn noch an eben dem Tage der größte Theil seiner Soldaten, die sich mehr vor dem Feind fürchteten, als diesen tapfern Feldherrn hoch schätzten. Es war nicht möglich, diese niederträchtigen Kerls wieder zusammen zu bringen,

gen,

gen, er befand dahero vor gut, sich nach Gabadonien zu retiriren, wo er ganz mit Blut bedeckt ankam. Man empfieng ihn daselbst, wie ein Mann verdiente, der sich wie ein Held bezeigt hatte, und er gab seine Erkenntlichkeit dagegen an den Tag. Da er das Gesichte abwischte, so brachte man ihm einen Spiegel: „Haltet ihr mich denn vor eine „Frau, die vor ihre Larve eingenommen ist, ein „Soldat muß keine andere Zierrathen haben, als „seine Waffen, und kein ander Vergnügen, als „die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit.„ So sprach der tapfere Comnenus.

Es war oft an dem, daß man dem Kayser Michael Ducas, einem ohnmächtigen, schläfrigen und furchtsamen Prinzen, die Krone rauben wollte. Die Comnener waren seine vornehmsten Beschützer, ohngeachtet man ihnen mit lauter Undank begegnete. Sie konnten aber nicht hindern, daß ihn nicht Nicephorus Botaniates vom Throne gestoßen hätte. Man schickte den Ducas ins Kloster, und machte ihn kurz darauf zum Erzbischof von Ephesus. Ich glaube aber, daß er sich eben so wenig hierzu, als zur Regierung schickte. Da nun Nicephorus nach Constantinopel reisete, so gieng ihm Alexis entgegen, wurde aber sehr gleichgültig empfangen. Dieses merkte Comnenus, sagte daher zu dem Nicephorus: „Mein „Herr, die Treue, die ich dem Prinzen schuldig „war, dessen Stelle ihr jetzt vertretet, hat mich „verhindert, daß ich euch nicht eher meine Schul„digkeit bezeigt habe. Michael Ducas regiere-

te

„te noch, und ich habe, so lange er auf dem Thro„ne gewesen ist, die Pflichten eines treuen Unter„thanen erfüllet, dahero ihr mir daraus keinen „Vorwurf machen dürft. Ich werde mich eben „so gegen euch aufführen, wie ich es gegen euren „Vorfahren gethan habe, und ich werde euch bey „jeder Gelegenheit Proben meines Eifers able„gen, sollte es auch mit meinem Blute geschehen.„ Damals waren die Versicherungen des Alexis Comnenus noch aufrichtig. Wurde er gleich einige Zeit darauf ein Rebell, so darf man dieses nur auf die Rechnung des Nicephorus schreiben, der diesem braven Unterthan zu diesem Laster Anlaß gab.

Der Kayser sahe auch gar bald, daß ihn Alexis nicht mit leeren Worten abspeisen wollte. Brienne hatte sich wider den Ducas empöret, und fuhr auch unter dem Nicephorus in diesem Verbrechen fort. Diesen rebellischen Unterthan nun sollte Alexis zu paaren treiben, und dieses war nicht leicht. Brienne hatte einen mächtigen Anhang, und war auch an sich sehr tapfer. Comnenus war der einzige, den man ihm entgegen stellen konnte. Beyde geriethen mit einander ins Handgemenge, und Alexis gewonn. Man stach jenem die Augen aus, und setzte ihn außer Stand, wider seinen Herrn etwas zu unternehmen.

Kaum war dieser Handel geschlichtet, so gieng es auf einer andern Seite wieder von neuem an. Basilace war der Urheber dieser neuen Verschwörung. Der Kayser trug von neuem dem Alexis auf, diesen Unfug zu dämpfen, der es auch wirklich

lich ins Werk richtete. Man gieng eben so hart mit dem Basilace, als mit dem Brienne um. Alexis hielt als ein Sieger seinen Einzug in Constantinopel, und man rufte ihm mit lauter Freudengeschrey zu, einige Tage darnach aber ernennte man ihn gar zum Kayser. Dieser Titul verursachte lauter Unruhen und Zwietracht, die für den Comnenus gefährlich seyn konnten, und dieses bewog ihn, dem Beyspiel der Rebellen zu folgen, deren vornehmste Geisel er bisher gewesen war.

Wie sehr ist nicht ein Prinz zu beklagen, der unwürdige Günstlinge seines Vertrauens würdiget, die, um ihr Ansehen zu erhalten, alle Personen, deren Verdienst ihnen Beysorge erweckt, verdächtig zu machen suchen. Borilus und Germanus, zween Scythen, galten damals sehr viel am constantinopolitanischen Hofe, befürchteten aber, daß sie Alexis ausstechen würde, und wandten daher allen Fleiß an, um ihn bey dem Kayser anzuschwärzen. Allein der junge Held, der ihr Schlachtopfer werden sollte, ward das Vorhaben seiner Feinde gar bald inne. Er nahm also zu der Kayserinn seine Zuflucht, die ihm bey der Gelegenheit Proben der zärtlichsten Freundschaft ablegte, und ihn zu ihrem Sohn an Kindes Statt selbst mit des Kaysers Bewilligung annahm. Hierdurch wurden die beyden Favoriten nur noch hitziger, einen Menschen zu verfolgen, den sie einmal auf dem kayserlichen Thron zu sehen befürchteten, und gaben sich äußerste Mühe, den Kayser zu überreden, daß Alexis und Isaac Comnenus wider seine geheiligte Person Böses im Schilde führten. Nice-

phorus war ohnedem vor Alter argwöhnisch, gab dahero dergleichen Reden leicht Gehör, und erklärte einen von seinen Anverwandten, Scradellus, zu seinem Nachfolger, um dem Alexis alle Hoffnung abzuschneiden, einmal auf den kayserlichen Thron zu gelangen. Hieraus sahe Alexis, daß ihm der Zugang zu der höchsten Ehrenstelle, dazu ihm der kayserliche Titul das größte Recht gab, verschlossen war. Da er nun befürchtete, daß es um seine Freyheit und vielleicht um sein Leben geschehen seyn möchte, so giengen er und sein Bruder nicht mehr mit einander in den kayserlichen Pallast, damit nicht beyde zu gleicher Zeit in Verhaft genommen würden. Ja es war Alexis mit dergleichen Vorsicht noch nicht zufrieden, sondern ergriff noch sichere, aber weniger rechtmäßige Mittel, um sein Leben in Sicherheit zu setzen. Er gieng bey der Nacht zu Pacurius, der damals die römische Armee commandirte, und entdeckte ihm seine Umstände. „Muß ich einmal sterben, sagte „Comnenus, so will ich lieber mit dem Degen „in der Faust sterben, als mich wie ein Sclave er„würgen lassen. Ich will euch wohl dienen, „sagte Pacurius, aber wenn ich sehe, daß ihr „zaudert, so will ich euch selbst bey dem Kayser „angeben.„ Alexis versprach, geschwind dazu zu thun, und gieng wieder nach Constantinopel. Die Nacht darauf gieng er mit seinem Bruder nach Chiorli, einer kleinen Stadt in Thracien, wo damals die römischen Truppen stunden, die Pacurius commandirte. Ihre Mutter Delassene konnte den Söhnen nicht folgen, und wollte

sich

sich der Rache des Kayſers nicht bloß ſtellen, ſie nahm dahero mit einer von ihren Schwiegertöchtern a) in eine der vornehmſten Kirchen von Conſtantinopel ihre Zuflucht.

Nicephorus Botaniates ward gar bald von dem, was vorgieng, benachrichtiget. Er rufte den Rath zuſammen, beſchwerte ſich, daß die Comneni ausgetreten wären, und gab Befehl, ihre Mutter aus der Freyſtatt zu holen, wohin ſie ſich begeben hatte. Dieſe wollte nicht aus der Kirche gehen, und ſagte zur Wache, die ſie mit Gewalt herausbringen wollte: „Ich weiß nicht, „warum man uns als Staatsverbrecher tractiren „will. Das Bezeigen meiner Söhne giebt noch „zu keinem Verdachte Anlaß, daß ſie rebelliren „wollen; der Kayſer hat niemals getreuere Unterthanen gehabt, und ſie ſind jederzeit bereit geweſen, ihr Blut zur Vertheidigung ihres Herrn zu „vergießen. Es iſt zwar wahr, ſie haben ſich „vom Hofe wegbegeben, aber bloß in der Abſicht, „um der Wuth zweyer nichtswürdigen Favoriten „zu entgehen, die ſchon ſeit langer Zeit auf ihren „Untergang bedacht ſind. Meine Söhne warten „nur auf einen günſtigen Zeitpunct, wo ſie dem „Nicephorus die Gottloſigkeit ihrer Feinde offenbaren, und ſeine Gerechtigkeit anflehen wollen.„ Hierauf hielt ſie ſich an die Kirchthüre an, und ſchrie: „Eher will ich meine Hände verliehren, bevor ich mich von dieſem Orte wegreiſſen laſſe, wenn mir nicht der Kayſer das Leben zu „ſchenken verſpricht.„ Nicephorus gab ihr des-

a) Das war die Frau des Iſaac Comnenus.

wegen alle nur mögliche Versicherungen, und ließ sie hernach, da er sie in seiner Gewalt hatte, mit verschiedenen andern Personen, die er im Verdacht einer Verrätherey hatte, einsperren.

Die Soldaten schienen sehr vor den Alexis Comnenus gesonnen zu seyn, und man suchte sie auch beständig zum Aufruhr zu bewegen; „Was „zaudert ihr denn, sagte man zu ihnen, daß ihr „euch nicht vor einen Mann erklären wollt, dessen „Tapferkeit und andere gute Eigenschaften euch „bekannt sind? Könnet ihr wohl einen würdigern „Besitzer des Thrones aufweisen? Derjenige, der „jetzo den Thron besteigen will, ist eben der brave „Comnenus, der sich durch so viel Siege her„vorgethan hat, der ein Zeuge eurer Tapferkeit „gewesen ist, und der sich ein Vergnügen daraus „machen wird, euch Belohnungen, die eurer Dien„ste gemäß sind, auszutheilen.„ Durch dergleichen Reden wurden die Soldaten bewogen, den Alexis zum Kayser auszurufen, sie wollten aber doch auch das Volk nicht vor den Kopf stoßen, das vor den Isaac Comnenus gesinnet war. Diese einander entgegen gesetzten Meynungen hätten leicht zu Unruhen Anlaß geben können, wenn diese beyden Brüder weniger Großmuth besessen hätten. Sie bemühten sich recht, es einander in der Großmuth zuvor zu thun. Sie wollten auf das Reich Verzicht thun, bis endlich die brüderliche Liebe den Ehrgeiz besiegte. Isaac erklärte sich nämlich vor der ganzen Armee, daß er auf die Crone Verzicht thäte, und bat zugleich das Volk und die Soldaten, seinem Bruder ihre Stimmen einmüthig zu

geben.

geben. Nach dieser so großmüthigen Handlung gieng er zu seinem Bruder, und legte ihm den Purpurmantel, als die vornehmste Zierrath der Kayser, an; uud die Römer ruften ihn auch einmüthig zum Kayser aus. Ein so edelmüthiges Verfahren zweyer Brüder mußte allerdings ein Volk in Erstaunen setzen, welches gewohnt war, den kayserlichen Thron mit Blute bespritzt, und durch Vater- und Brudermorde verunehrt zu sehen.

Man hatte einige Soldaten mit Gelde bestochen, und diese halfen dem Alexis durch Verrätherey zum Besitz von Constantinopel. Diese unglückliche Stadt, dieser Schauplatz von blutigen Trauerspielen, ward geplündert, und aller nur mögliche Unfug darinnen begangen. Es gieng dem ohnerachtet ohne Blutvergießen ab, weil sich die Einwohner ihre Güther und Haabe gutwillig nehmen liessen. Nicephorus Botaniates sahe, daß er in den Händen der Rebellen wäre, schickte dahero einen Abgeordneten an den Alexis, der ihn folgendergestalt anredete: „Der Kayser ist alt „und ohne Kinder. Er will euch, um allem Strei„te ein Ende zu machen, an Kindes Statt anneh„men, und sich verbindlich machen, alles, was „ihr euern Soldaten, die euch zugethan sind, ver„sprochen habt, zu erfüllen. Er will mit dem „kayserlichen Titul, denen Ehrenzeichen eines Kay„sers, und der Wohnung im kayserlichen Pallast „zufrieden seyn, euch aber die gänzliche Verwal„tung der Regierung überlassen.„ Diese Vorschläge waren sehr billig, und Alexis würde sie auch angenommen haben, wenn er nicht befürchtet

hätte, den Georgius Paläologus vor den Kopf zu stoßen. Dieser sagete zu dem Deputirten: „Vor der Einnahme von Constantinopel würde „man vielleicht den Antrag eures Herrn angenom„men haben. Saget daher dem Botaniates, „daß er eben darum, weil er alt und schwach wä„re, vom Throne steigen, und darauf bedacht seyn „solle, sich eine ruhige Wohnung auszusuchen, um „daselbst den Rest seiner Tage zuzubringen.„

Der Patriarch zu Constantinopel rieth auch dem Kayser, daß er eine Krone, die er ohnedem nicht behalten könnte, gutwillig abtreten sollte. Nicephorus that dieses, und ward in dem Kloster Peribleto ein Mönch. Da ihn nun seine Freunde fragten, wie ihm diese Veränderung seines Zustandes anstehen würde, so antwortete er ganz gleichgültig, daß ihm vielleicht die Enthaltung vom Fleischessen fremd vorkommen dürfte, das übrige aber hätte nichts zu bedeuten. Gewiß es gehört viel Philosophie und Freyheit von Leidenschaften dazu, wenn man den Unterschied zwischen einem Mönch und einem Kayser nicht lebhafter empfinden will.

Alexis behauptete sein Ansehen auf dem Throne, und seine guten Eigenschaften brachten den Titul eines unrechtmäßigen Besitzers in Vergessenheit. Er hatte im Anfange seiner Regierung schwere Kriege zu führen, die er aber fast alle glücklich endigte. Mehr als einmal trachtete man ihm nach dem Leben, und niemals ließ er die Schuldigen hinrichten. Zwey Officiers, Ariebe und Umpertopulus, waren die ersten, die dem besten Fürsten

nach

nach dem Leben stunden. Man entdeckte ihre Verschwörung. Ihre Strafe bestund in der Einziehung ihrer Güther. Diese Gelindigkeit hätte ihm nun billig die Herzen aller eigen machen sollen, allein Nicephorus Diogenes wurde aufs neue ein Rebelle. Nachdem er einige Personen ausfindig gemacht hatte, die im Stande waren, ihn zu unterstützen, so gab er ihnen von seinem ehrgeizigen Plane Nachricht. Aber auch hiervon bekam der Kayser bald Wind. Er ließ die Verschwornen vor sich kommen, und ermahnte sie zur Treue gegen ihr Vaterland und den Kayser. Nicephorus sahe wohl, daß sein Complot entdeckt war, dem ohnerachtet bestand er auf seinem Kopf, suchte die Anzahl seiner Verschwornen noch größer zu machen, verführte verschiedene Officiers, und zog die vornehmsten Glieder des Raths an sich.

Alexis Comnenus war damals beschäfftiget, einen gewissen Bolcan zu paaren zu treiben, der ein Dalmatier war, und mit einem Trupp Räuber die Gränzen des Reichs verheerte. Nicephorus Diogenes war auch bey diesem Feldzuge, und schlug in der ersten Nacht sein Zelt neben des Kaysers seinem auf. Man roch aber sogleich Lunte, und dahero baten einige treue Officiers den Alexis, auf guter Hut zu seyn, und einen Menschen von sich zu entfernen, dessen Treue mehr als verdächtig wäre. Nein, sagte Alexis, ich muß dem Nicephorus keine Gelegenheit geben, aufrührerisch zu werden. Läßt er ja so schändliche Absichten an Tag kommen, so wird er allein vor Gott und Menschen schuldig erfunden werden. Diese übertrie-

bene Sicherheit hätte dem Kayser bald können theuer zu stehen kommen. Der Anführer der Verschwornen kam in der Mitternacht mit einem Dolche in der Hand in das Zelt des Kayſers. Ein Bedienter, der Luft zum Bette mit einem Fächer wedelte, verhinderte den Nicephorus, sein gottloses Vorhaben auszuführen. Der Kayser erfuhr beym Aufstehen, in was für Gefahr er gewesen war, und sahe sich nunmehro besser vor, als sonst. Nicephorus machte von neuem Anschläge, die aber nicht besser abliefen, als die ersten; er ward also in Verhaft genommen, und man trug dem Adrianus Comnenus, dem Bruder des Kayſers, auf, ihn zum Bekenntniß der Bewegungsgründe des Aufruhrs und zu Kundmachung der Namen seiner Mitverschwornen zu bringen.

Erstlich suchte man den Missethäter in Güte dazu zu bringen. Da diese aber nichts fruchten wollte, so schritt man zur Marter. Diese konnte Nicephorus nicht ausstehen, er versprach daher, alles zu bekennen. Er hielt auch sein Versprechen, und man schickte seine Urgicht dem Alexis zu, der mit Erstaunen wahrnehmen mußte, daß sich die vornehmsten Herren an seinem Hofe in die Verschwörung eingelassen hatten. „Wer hat denn, „rufte der Kayser aus, dem Nicephorus Ein„halt thun können? Wenn so mächtige Verschwor„ne beysammen bleiben, so wird die ganze Macht „des römischen Reichs nicht hinreichend seyn, mir „Sicherheit zu verschaffen.„ Wäre ein anderer, als Alexis Comnenus Kayser gewesen, so würde man das Blut der vornehmsten Einwohner in Con-

stan-

stantinopel haben fließen sehen. Allein so war die Verweisung ins Elend die einzige Strafe der vornehmsten Verbrecher. Die übrigen ließ der Kayser vor sich kommen, und sagte ihnen; „Da mich „die Vorsicht auf den kayserlichen Thron erhoben, „so suchte ich den Nicephorus in der Dunkelheit „eines Klosters auf, und gieng mit ihm so ehrerbietig um, als wenn er mein naher Anverwandter gewesen wäre. Meine Wohlthaten aber wurden mit der abscheulichsten Undankbarkeit belohnt. Ich habe mich gestellt, als wenn ich von „allen wider mich angesponnenen Complots nichts „wüßte, allein meine Gelindigkeit hat seiner Untreue keinen Einhalt thun können. Ich weiß, „daß sich viele unter euch haben verführen lassen. „Ich verzeihe es ihnen aber, und ich hoffe, daß „sie von nun an die Treue, die sie ihrem Herrn „schuldig sind, nicht aus den Augen setzen werden. „Nicephorus habe ich bestraft, und dieses werden die Gränzen meiner Rache seyn.„ Unterdessen stach man an dem nämlichen Tage dem Anführer der Mitverschwornen die Augen aus; man weiß aber nicht, ob dieses auf Befehl des Kayfers geschehen sey oder nicht. Was uns deßhalb zweifelhaft macht, ist dieses, daß Alexis alles that, wodurch er des Nicephorus Umstände erträglich machen konnte. Dem ohnerachtet war er noch so frech, verschiedene Personen zu einem Aufruhr verhetzen zu wollen, den er durch sein Rathgeben unterstützen wollte. Auch hiervon bekam der Kayser Nachricht, und fuhr dem ohnerachtet in seinem Glimpfe wider den grausamsten seiner Feinde fort.

Nicht die Tyrannen allein sind es, die Unruhe und Sorgen ausstehen müssen. Kein Regent ist weniger ruhig gewesen, als Alexis Comnenus. Zeit seines Lebens hatte er Gottlosigkeiten von einem Volke auszustehen, an dessen Wohl er täglich arbeitete. Wir wollen noch einige Exempel von der Güte des besten Prinzen und der Ruchlosigkeit seiner Unterthanen beybringen. Ein Soldat war so unverschämt, sich für Leo a), einen Sohn des römischen Diogenes, auszugeben, der ehedem Kayser in Constantinopel gewesen war. Nun war es jedermann bekannt, daß Leo in einem Treffen geblieben war. Allein der Betrüger gab, um seiner Betrügerey einen Anstrich zu geben, vor, daß er tödtlich bleßirt, und unter den Todten liegen gelassen, nachhero aber wieder glücklich geheilt worden wäre. Es gab auch einfältige Leute genung, die dergleichen Reden Glauben beymaßen, so daß sich der vermeyntliche Prinz einen großen Anhang machte. Der Kayser gab ihm etliche mal zu verstehen, daß er die Leichtglaubigkeit des Volks nicht länger mißbrauchen sollte, verwies ihn nach Chersones, und sperrete ihn in ein enges Gefängniß. Der Betrüger fand Gelegenheit zu entwischen, und begab sich zu den Comanen b), die ihn zum Kayser ausruften. Der falsche Leo gieng an der Spitze

a) Dieser war ein Bruder des Nicephorus Diogenes, der sich wider den Alexis verschworen hatte.

b) Dieses sind wilde Scythen, die auch bisweilen Menschenfleisch fressen.

Spitze dieser barbarischen Völker über die Donau, nahm verschiedene Plätze weg, und belagerte Adrianopel. Die Einwohner dieser Stadt thaten öfters tapfere Ausfälle, die dem Feinde viel Abbruch thaten, aber auch dabey die Guarnison sehr schwächten. Der Platz war in letzten Zügen, als sich ein kayserlicher Officier aufwarf, den Betrüger aufzuheben. Dieses gieng auch glücklich von statten, und die Comaner waren mit leichter Mühe übern Haufen zu werfen, weil sie keinen Anführer hatten. Es war ein erschreckliches Blutbad, und Alexis kehrte mit sehr reicher Beute wieder zurück, die er denenjenigen austheilte, die sich in diesem Feldzuge hervorgethan hatten. Der Urheber dieses blutigen Kriegs ward mit Ausstechung der Augen bestraft; eine allzuleichte Strafe vor ein so großes Verbrechen.

Alexis Comnenus gieng noch glimpflicher mit vier Brüdern um, die Amenades hießen, und die sich wider ihn verschworen hatten. Alle ihre Mitgehülfen wurden auf ewig verwiesen, und ihre Güter eingezogen. Die Anführer aber wurden härter bestraft. Es wurde ihnen nämlich der Kopf geschoren, der Bart ausgerissen, hernach durch ganz Constantinopel geführt, und endlich die Augen ausgestochen. Die Gemahlinn und Prinzeßinn des Kayfers baten vor die Uebelthäter, und man erließ ihnen den letzten Artikul der Strafe. Allein die Amenades kamen um ihre Freyheit. Man fesselte sie, und sperrete sie in einen Thurm. So waren die verschiedenen Verschwörungen beschaffen, die man wider einen Prinzen anstiftete,

der

der tugendhaftere Unterthanen zu haben verdiente. Alexis Comnenus starb im siebenzigsten Jahre seines Alters an einem Anfall vom Podagra, nachdem er drey und dreyßig Jahr, vier Monathe, und dreyzehn Tage regieret hatte. Er war einer der größten Fürsten, so jemals den constantinopolitanischen Thron besessen hatten. Er war wohl gebildet, und hatte ein hartes Temperament. Wenn man ihn sahe, so liebte und fürchtete man ihn zugleich. Niemand war ein größerer Kriegsmann als er, und wenn das Reich bey dem Antritt seiner Regierung nicht so geschwächt gewesen wäre, so würde er ihm sein altes Ansehen wieder verschaft haben. War er ja manchmal genöthiget, seine Unterthanen mit Auflagen zu beschweren, so geschah es gewiß darum, um den Schatz des Reichs im guten Stande zu erhalten. Seinem Eifer in der Religion war nichts gleich, und seine Absicht war, ihren Flor im römischen Reiche sowohl als auch in andern Ländern zu erhalten. Er liebte gelehrte Leute, und suchte die Wissenschaften zu erweitern. Er besaß viel Verstand, und wußte sich eben so leicht als groß auszudrücken. Seiner Sanftmuth zu geschweigen, davon er während seiner Regierung so viel Proben ablegte. Kurz er brachte durch unzählige Tugenden den Vorwurf in Vergessenheit, daß er ein unrechtmäßiger Besitzer des Reichs sey.

Der Nachfolger des Alexis war sein ältester Sohn Johannes Comnenus, der in die Fußtapfen seines Vaters trat, und dessen Leben der Untreue seiner Unterthanen wegen sehr ofte in Gefahr

stund.

stund. Er besaß kaum ein Jahr den Thron, als ihn schon seine nächsten Anverwandten zum Heruntersteigen nöthigen wollten. Die Verschwornen hatten die Wache auf ihre Seite gebracht, und diese sollte den Kayser im Schlafe umbringen. Die Furchtsamkeit ihres Anführers, der Brienne hieß, verhinderte die Ausführung ihres Vorhabens. Johannes Comnenus folgte den Reguln seines Vaters in Bestrafung der Missethäter. Er ließ sie nämlich nicht am Leben strafen, sondern nur ihre Güter einziehen. Da unterdessen der Kayser erfuhr, daß die Prinzeßinn Anna Comnena, seine Schwester a), an der Zusammenverschwörung am meisten schuld sey, so sagte er: „Man „hat in Ansehung meiner die Ordnung der Na„tur überschritten. Meine grausamsten Feinde „sind meine Anverwandten, und ich habe nur in „der Fremde wahre Freunde angetroffen. Es „wird also billig seyn, daß ich diesen meine Er„kenntlichkeit bezeige, dahero befehle ich die Reich„thümer und Geräthe meiner Schwester zum „Arucus zu tragen.„ Dieses war ein Favorit des Prinzen, und wollte dergleichen Geschenk nicht annehmen. „Ich gestehe euch, sagte er zu sei„nem Herrn, daß die Herrschsucht eure Schwe„ster strafbar gemacht hat. Giebt euch aber ihre „Empörung das Recht, Ungerechtigkeit zu bege„hen? Laßt ihr ihre Schätze, und nehmt ihr ein Gut,

a) Anna Comnena war die Gemahlinn dieses Brienne, den die Verschwornen auf den Thron setzen wollten.

„Gut, das ihr von Gott und Rechtswegen gehö-
„ret. Das edle Blut, so in ihren Adern wallt,
„wird ihr bald den begangenen Fehler begreiflich
„machen. Bestraft nur diese Prinzeßinn damit,
„daß ihr sie mit Wohlthaten überhäuft. Auf die-
„se Weise muß sich ein Monarch wie ihr rächen.
„Ich vor meine Person werde mich niemals auf
„Unkosten unglücklicher Leute bereichern.„ Der-
gleichen Großmuth ist bey den Günstlingen der Könige nicht leicht anzutreffen. Der Kayser erhob das uneigennützige Wesen des Arucus sehr, und war sehr vergnügt, sein Vertrauen auf einen Mann gesetzt zu haben, der so edle Gesinnungen hatte.

Isaac Comnenus hatte allezeit eine zärtliche Liebe gegen seinen Bruder den Kayser bezeigt, er ward aber einmal anderes Sinnes, und suchte ihm die Krone zu rauben. Allein diese Verschwörung hatte keine traurigen Folgen, weil niemand den Isaac in seinem ehrgeizigen Vorhaben unterstützen wollte. Ob nun wohl der Kayser von alle dem wohl unterrichtet war, was sein Bruder vornahm, so ließ er es ihm doch nicht entgelten, sondern liebte ihn eben so wie zuvor. Das war der letzte Complot, welcher wider das Leben eines Fürsten gemacht wurde, der seine Regierung durch Siege, und die comnenische Familie durch seine Tugenden und guten Eigenschaften glänzender machte.

Verschwörung des Andronicus wider Alexis II.

Da Johann Comnenus a) in letzten Zügen lag, so ließ er seine Anverwandten, seine Freunde und seine vornehmsten Kriegsbedienten vor sich kommen. Diesen stellte er seinen jüngsten Prinzen Immanuel als ihren künftigen Kayser vor. Die Rede, so der Kayser bey dieser Gelegenheit hielt, ist voller edler Gesinnungen. Man wird in derselben einen Fürsten gewahr, der, nachdem er in seinem Leben das Glück seiner Unterthanen gemacht hat, auch darauf bedacht ist, ihr Glück nach seinem Tode zu befördern. „Meine „Prinzen, sagte er, sind zwar mit mir von einem „Geblüte, aber nicht von einer Gemüthsbeschaf„fenheit. Der ältere hat einen Fehler an sich, „der einem Fürsten den Gebrauch seiner Vernunft „nicht verstattet, der ihn der klügsten Rathschläge „unfähig macht, und der seine Unterthanen in das „größte Unglück stürzen kann. Dieser Fehler ist „der Zorn. Meinem jüngsten Prinzen Immanuel kann man diesen Fehler nicht vorwerfen. „Seine Sanftmuth wird ihn bey jedermann be„liebt machen, und er wird bey allen Rathschlägen,

a) Das ist der, von dem wir im vorigen Abschnitte geredet haben.

„gen, die man ihm geben wird, biegsam seyn.
„Ich habe ihn zu meinem Nachfolger erwählet,
„weil ich wohl weiß, daß man lieber eine gelinde
„und sanftmüthige Regierung, als eine harte und
„strenge haben will.„

Dieser Immanuel Comnenus nun, welchem zu Gefallen man die Ordnung der Natur übertrat, war ehrgeizig, verschwenderisch und grausam. Wenn man den Muth ausnimmt, so hatte er keine von denenjenigen schönen Eigenschaften, die seine beyden letztern Vorgänger so liebenswürdig machten. Er mußte gewißlich in seiner Jugend seine Fehler sehr sorgfältig zu verbergen gewußt haben, sonst würde sein Vater in gewissem Maaße diese Ungerechtigkeit nicht begangen, und ihn auf den Thron gesetzt haben. Alexis und Johannes Comnenus waren tugendhafte Prinzen, und hatten dem ohnerachtet von ihren Unterthanen Untreue und Verrätherey zu befürchten. Immanuel war ein Tyrann, und sein Vetter Andronicus war der einzige, der sich vorsetzte, ihn vom Throne zu stoßen. Das war die einzige Verschwörung unter der Regierung eines Prinzen, der nicht verdiente, ruhig auf seinem Throne zu sitzen.

Man hatte die Rotte des Andronicus entdeckt, und man sperrete diesen Verräther in ein enges Gefängniß ein, wo er sehr lange verbleiben mußte. Endlich hatte er das Glück, davon zu kommen, und setzte seine gefährlichen Anschläge fort. Er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um sie ins Werk richten zu können. Die zarte Jugend des Alexis

tis II. a) seines Nachfolgers, erleichterte ihm sein Vorhaben, und dieser untreue Andronicus machte endlich ein Mittel ausfindig, seine verwegenen Unternehmungen zu rechtfertigen. Der Pallast des neuen Kayſers war mit jungen Hofleuten angefüllt, die wie Frauenzimmer geschmückt und gepuzt waren. Man wußte am Hofe von weiter nichts, als von Wollust, Weichlichkeit und Verschwendung. Alle diese Unordnungen dienten dem Andronicus zum Vorwande, die oberste Gewalt auf eine feine Art an sich zu reißen. Wer sollte sich wohl einbilden, daß der Eid der Treue, den ein Unterthan seinem Herrn geschworen hat, zum Deckmantel der Verschwörung hätte dienen sollen? Dem ohnerachtet geschahe dieses hier. Andronicus hatte folgende Eidesformul geschworen: „Wenn ich sehe oder vernehme, daß etwas eurer „Ehre oder Nutzen zuwider seyn sollte, so will ich „euch davon Nachricht geben, und mich nach Mög„lichkeit widersetzen.„ Da der junge Kayſer mit lauter Leuten umgeben war, die nur darauf dachten, wie sie ihm, anstatt ihn in der Regierungskunst zu unterrichten, täglich neue Vergnügungen verschaffen wollten, so hielt sich Andronicus für verbunden, diese gottlosen Verführer, vermöge seines Eides, vom Hofe zu jagen, vornehmlich aber den Protosebaste b) davon zu entfernen, der fast

a) Er war nur zwölf Jahr alt, da er auf den Thron stieg.

b) Dieses bedeutet so viel, als erster Kaiser. Der berühmte Kayſer, Alexis Comnenus, machte

fast allein Regent war, und sich dieser Macht und Gewalt sehr schlecht bediente.

Andronicus wollte unter dem Namen seines Herrn regieren, bis er eine gute Gelegenheit finden würde, die Krone selbst aufzusetzen. Er schrieb dahero an den Kayser, den Patriarchen zu Constantinopel, und die Vornehmsten im Reiche verschiedene Briefe, worinn er die Betrübniß über die Unordnungen bey Hofe, und zugleich die Nothwendigkeit zu erkennen gab, dem Ansehen des vornehmsten Ministers Gränzen zu setzen. Wenn man den Andronicus nach den Briefen, die sehr künstlich eingerichtet waren, und darinn von lauter Liebe für das gemeine Beste geredet wurde, hätte beurtheilen sollen, so würde man ihn für einen sehr patriotisch gesinnten Unterthan gehalten haben, der allein fähig wäre, dem Elende des Staats abzuhelfen. Man erwies ihm auch allenthalben alle nur mögliche Gunstbezeigungen, da er nach Constantinopel abgieng. So viel ist indessen richtig, daß niemand die Kunst, sich zu verstellen, und seinen Lastern den Anstrich der Tugend zu geben, besser verstund, als er.

Ehe noch Andronicus in der Hauptstadt ankam, so gieng man schon bey Hofe mit einer neuen Verschwörung schwanger. Maria Porphyrogenneta, des jungen Kayfers Vaters Schwester, setzte

diese Ehrenstelle seines Stiefbruders, des Taronite, wegen. Derjenige, so damals Protosebaste war, hieß auch Alexis Comnenus, und war einer der nächsten Blutsfreunde Alexis II.

setzte sich vor, der Macht des Protosebaste Einhalt zu thun. Diese Prinzeßinn zog die vornehmsten Personen mit ins Spiel, und da sie viel Verstand und Muth besaß, so machte sie den Plan der Verschwörung selbst, und spielte auch die Hauptperson dabey. Es ward aber alles verrathen. Man arretirte die Verschwornen augenblicklich, setzte sie in ein hartes Gefängniß, und Maria, die ein gleiches Schicksal befürchtete, flüchtete in die Kirche der heil. Sophia, und sprengte allerwegen aus, daß sie sich der Wuth der Kayserinn-Regentinn und des vornehmsten Ministers entziehen wolle. Das Volk ward durch die betrübten Umstände einer jungen Prinzeßinn, die man in äußerster Gefahr zu seyn glaubte, sehr gerührt. Da dieses Maria merkte, und sich also auf den Beystand der Constantinopolitaner Rechnung machen konnte, so führte sie sich gegen ihre Widersacher sehr trotzig auf. Sie konnte sich nicht so weit erniedrigen, daß sie hätte um Gnade bitten sollen. Sie verlangte vielmehr für ihre Mitverschwornen die Freyheit, und wollte den Protosebaste a) auf eine schimpfliche Art vom Hofe gejagt wissen, weil er den kayserlichen Hof verunehrte. Da sie nun aber nicht im Stande war, Gesetze vorzuschreiben, so kehrte man sich an ihre Vor-

a) Man glaubte ganz gewiß, daß der Protosebaste der Liebhaber der Kayserinn-Regentinn sey. Diese war die Mutter Alexis II. Schwiegermutter der Prinzeßinn Maria, und Wittwe des Kaysers Immanuel, dessen andere Gemahlinn sie gewesen war.

schriften gar nicht, ja man wollte sie vielmehr mit Gewalt aus der Kirche gehen heißen. Da man sie nun durch Drohungen in Furcht jagen wollte, so warben ihre Anhänger Truppen. Der meiste Theil der Einwohner griff auch kurz darauf zum Waffen, und umringte den Ort ihres Aufenthalts, um sie zu schützen. Der Protosebaste ließ auch Soldaten zusammen stoßen, um die Sophienkirche zu belagern. Man fochte auf beyden Seiten sehr tapfer, und es kostete viel Blut. Endlich ließ man sich auf Vermittelung des Patriarchen in einen Vergleich ein, dergestalt und also, daß man der Prinzeßinn kein Leides thun, und allen ihren Gehülfen Gnade wiederfahren sollte. Der Streit hatte also ein Ende, und die Ruhe ward auf beyden Seiten wieder hergestellt.

Bey Hofe giebt es wenig aufrichtige Versöhnungen. Die Kayserinn-Regentinn und ihre Schwiegertochter fuhren in ihrer Feindschaft fort, und jede wartete nur auf einen günstigen Zeitpunct, wo sie ihren Haß zu erkennen geben wollte. Maria fand gar bald Gelegenheit, sich zu rächen. Sie gieng unter dem Vorwande einer Reise aufs Land zu dem Andronicus, der schon in Paphlagonien war, und befahl ihm, geschwind nach Constantinopel zu kommen. Er ließ sich auch hierzu nicht sehr bitten. Und ob er wohl nichts mehr wünschte, als seine ehrgeizigen Absichten ausführen zu können, so bemühte er sich doch, seine Gesinnungen zu verbergen. Er beschwerte sich beständig über die Tyranney der Kayserinn-Regentinn und ihres Ministers. Er versicherte vor Gott und aller

Welt,

Welt, daß er keine andere Absicht hege, als den Kayser aus der Sclaverey zu reißen, ja er vergoß über den betrübten Zustand des jungen Kayſers Thränen, dem er doch in seinem Herzen den Tod geschworen hatte. Läßt sich wohl die Verstellung so weit treiben? Auf diese Weise führte er die Einwohner in allen Städten, wo er durchreiste, hinters Licht, und gieng mit einer zahlreichen Armee auf Constantinopel los.

Der Protosebaste schickte ihm Truppen entgegen, um ihn aufzuhalten. Es kam zum Treffen, und Andronicus gewann. Man verklagte den General der kayserlichen Armee, als wenn er mit den Rebellen unter einer Decke läge, und verlangte das Geld wieder, so man ihm zu den Kriegsunkosten vorgeschossen hatte a). Dieser General sahe, daß man ihn unterdrücken wollte, er gieng dahero mit Frau und Kindern in das Lager des Andronicus über. Dieser gieng immer auf Constantinopel los, und die Einwohner dieser großen Stadt gaben ihre Freude über seinen Anmarsch zu erkennen. Der Protosebaste machte alle mögliche Gegenanstalten. Der ganze Propontus wimmelte von Galeeren, die er mit fremden Truppen besetzte, weil er seinen Unterthanen nicht trauete. Aller dieser Anstalten ohngeachtet schickte er an den Andronicus einen Abgeordneten, der den Aufrührern Aemter, Ehrenstellen, und alle Vortheile versprechen mußte, wenn sie ihren Sinn ändern wollten. Sa-

a) Dieser General hieß auch Andronicus, und war ein Anverwandter des Anführers der Rebellen.

get eurem Kayser, sprach Andronicus, daß ich die Waffen gleich niederzulegen erböthig bin, wenn er seinen Minister, iedoch nach vorher abgelegter Rechnung, fortjagen will. Hiernächst müssen der Kayserinn die Haare abgeschnitten, und sie ins Kloster geschickt werden. Nun stund man in der Meynung, daß ein Mann, der seinem Herrn Gesetze vorschreibt, auch seine Forderungen zu unterstützen im Stande seyn würde. Dieses kam auch der Partey des Andronicus gar sehr zu statten. Viele und unter andern der Admiral der kayserlichen Flotte, Contostephanes, giengen zu ihm über.

Da nun Alexis sahe, daß er von seinen Unterthanen verlassen war, entschloß er sich endlich, den Protosebaste fortzuschaffen. Man zog ihn gefänglich ein, brachte ihn auf die Tortur, und führte ihn zu dem Andronicus, der ihm die Augen ausstechen ließ. Niemand bedauerte einen Minister, der während der Gnade, die er von seinem Herrn genoßen hatte, auf nichts anders, als auf sein Vergnügen bedacht gewesen war, und denen niederträchtigen Gesinnungen seines Herrn allen Vorschub gethan hatte. Nun hatte Andronicus keine Ursache mehr, Krieg zu führen. Da ihn aber der Ehrgeiz, und keinesweges die Liebe zum gemeinen Besten, Anlaß zum Kriege gegeben hatte, so fuhr er fort, ein Rebelle zu seyn. Auf seinen Befehl griff Contostephanes die Besatzung in Constantinopel an, und gleich darauf erklärte sich das Volk für die Rebellen. Ihr Anführer hielt in der Stadt seinen Einzug, gieng in den kayserlichen Pallast, und suchte den Schein seiner guten

Gesin-

Gesinnungen immer fort zu behaupten, indem er sich dem Alexis zu Füßen warf, sie mit Thränen benetzte, und demjenigen den Eid einer unverbrüchlichen Treue schwur, dem er doch in seinem Herzen den Tod geschworen hatte. Einige Tage darauf besuchte er das Grab des Jmmanuels, des Vaters des jungen Kayfers. So bald Andronicus daselbst ankam, fiel er zur Erde, vergoß einen Bach von Thränen, und schien von der äußersten Betrübniß eingenommen zu seyn. Man mußte die äußerste Mühe anwenden, um ihn von dem Grabe wegzubringen. Jedermann, der dabey stund, war von den Thränen gerühret, die er über einen Prinzen vergoß, der ihm doch so viel Herzeleid angethan hatte. „Laßt mich doch, rief er „aus, laßt mich noch ferner bey diesem berühmten „Verstorbenen bleiben, dessen Andenken mir jeder„zeit angenehm seyn wird.„ Er sprach auch in der That einige Worte aus, die man ihm nicht verstehen konnte. Einige, so dabey waren, und des Andronicus Gesinnungen kannten, zweifelten gar nicht, daß dieses etliche wider den Jmmanuel ausgestoßene Flüche gewesen wären. Der gemeine Mann aber, der sich durch das Aeußerliche blenden läßt, glaubte, daß es lauter Aufrichtigkeit sey, und legte dahero seinem guten Gemüthe alle nur mögliche Lobsprüche bey. Bey dieser Begebenheit war auch Alexis II zugegen. Er war nicht klug genug, um die Kunstgriffe eines Betrügers einzusehen, der nur deswegen solche listige Streiche spielte, um seine gottlosen Entschlüsse in Erfüllung zu bringen. Andronicus ließ sich den Vormund

des Alexis nennen, nahm die Verwaltung des Reichs auf sich, und herrschte sehr tyrannisch. Der junge Kayser war nur zum Scheine Kayser, denn man ließ ihm nicht die geringste Gewalt. Um ihm den Geschmack an den Regierungsgeschäfften zu benehmen, suchte man lediglich seine thierischen Neigungen zu sättigen, und man bemühte sich, alle diejenigen von ihm zu entfernen, die ihm tugendhafte Begriffe hätten beybringen können. Diejenigen Bürger, die für das Wohl des Staats besorgt waren, hatten nichts als Gefängniß, Verweisung und den Tod zum Lohne. Andronicus entdeckte nunmehro die völlige Blöße seines bösen Charakters, und trug kein Bedenken, die größten Verbrechen zu begehen, wenn sie nur zu seinem Vortheil waren. Und so war ein Reich beschaffen, dessen Ruder ein Mann führte, der nach seinem Vorgeben nur deswegen die Waffen wider seinen Herrn ergriffen hatte, um der Tyranney ein Ende zu machen. Andronicus verband mit der Grausamkeit auch die abscheulichste Undankbarkeit. Wir haben oben gemeldet, was die Prinzeßinn Maria Porphyrogenneta zu seinem Vortheil unternahm; allein sie bekam in aller Stille den Giftbecher zum Lohne.

Dieß war der gewöhnliche Kunstgriff, dessen sich der Regent bediente, um sich diejenigen Personen vom Halse zu schaffen, die er nicht gerne unter Scharfrichters Händen wollte sterben lassen. Mit der Mutter des Alexis gieng er weit sträflicher um. Man klagte sie an, daß sie sich wider den Staat verschworen hätte. Sie wurde von

Rich-

Richtern, die dem Tyrannen ergeben waren, zum Tode verurtheilt. Ihr Sohn, der Kayser, unterschrieb das ungerechte Urtheil, und derjenige Verschnittene, der die Prinzeßinn Maria vergiftet hatte, strangulirte die Kayserinn, und ließ ihren Körper ins Meer werfen.

Nun war noch ein Schlachtopfer übrig, das war der Kayser. Andronicus entschloß sich, die enge Scheidewand zwischen ihm und dem Kayser einzureißen. Seine Creaturen stellten den vornehmsten Bürgern vor, daß man dem Alexis einen Prinzen zugesellen müßte, der zu regieren im Stande wäre, außerdem die Unruhen im Reiche nicht gestillet werden würden. Mit diesen Vorstellungen wurden auch Drohungen verbunden, und es würde übel abgelaufen seyn, wenn man sich den Vorschlag nicht hätte gefallen lassen wollen. Andronicus wurde also zum Kayser ausgerufen, und man begieng verschiedene Tage sehr feyerlich, gleich als wenn seine Erhebung auf den Thron ganz was besonders vortheilhaftes gewesen wäre. So bald diese öffentlichen Freudenbezeigungen zu Ende waren, so gab er ganz deutlich zu verstehen, daß er die höchste Gewalt mit einem zu theilen nicht gesonnen wäre. Diejenigen hiernächst, so seine Wuth auszuführen pflegten, waren ohne Anstand bemüht, ihm diejenigen Dienste zu erweisen, die er von ihrer niederträchtigen Erkenntlichkeit erwartete.

Alexis ward also strangulirt, und man brachte seinen Körper vor den Andronicus, der ihn mit einer verächtlichen Mine ansahe, und sagte: „Dein

„Vater war ein Causenmacher, deine Mutter eine „Hure, und du ein einfältiger Tropf.„ Den Kopf des Alexis behielt er einige Tage bey sich, um seine Augen an einem so abscheulichen Schauspiele zu weiden. Endlich ließ er ihn und den übrigen Körper ins Meer werfen. Dieses war das Schicksal eines jungen Prinzen, der während der drey Jahre seiner Regierung ein Sclave seiner Mutter, seines Ministers, seines Vormundes und seiner Leidenschaft war.

Da nun der Ehrgeiz des Andronicus gestillt war, so hemmte er auf einige Zeit den Lauf seiner Grausamkeiten. Doch dieser Zwang wurde ihm bald zu schwer, dahero er wieder in seine vorige Hitze verfiel. Endlich wurden die Völker, die er unglücklich machte, ungeduldig, sie empörten sich wider ihn, und riefen Isaacum Angelum zum Kayser aus. Andronicus ergriff die Flucht, da er aus den Fenstern seines Pallastes diesen allgemeinen Aufruhr ansahe. Er legte seinen kayserlichen Habit ab, und setzte sich auf eine Galeere. Ein Sturm aber verhinderte ihn, der Wuth seiner Unterthanen zu entgehen. Er ward gefangen genommen, gefesselt, in den Pallast geführt, und an einen Pfeiler angeschlossen. Da man nun solchergestalt mit ihm machen konnte, was man wollte, so that man ihm allen möglichen Tort und Dampf an. Man schlug ihm die Zähne aus dem Halse, riß ihm die Haare aus, haute ihm eine Hand ab, stach ihm ein Auge aus, und in diesem Aufzuge führte man ihn im bloßen Kopfe und in einem schlechten Kittel herum. Eine Frau goß ihm heißes

Wasser auf den Kopf. Diese abscheulichen Beleidigungen ertrug er mit Gedult. Man hieng ihn auf dem Markte bey den Beinen auf, man schnitt ihm seine Geburtsglieder ab, und stieß ihm einen Degen durch den Mund bis ins Eingeweide; endlich machten zwey Soldaten, die ihn durchstachen, seinem Leiden ein Ende.

Unterdessen hatte doch dieser Prinz, von dem man einen so abscheulichen Begriff hatte, auch etwas gutes an sich. Er war die Geißel der Kammergeister, er verringerte die Auflagen, ließ einem jeden Recht wiederfahren, schaffte die Feilheit der öffentlichen Aemter ab, gab auch dem, der es verdiente, Belohnungen, suchte seinen Verstand durch Wissenschaften zu bilden, und that sich durch seine Tapferkeit hervor. Wenn man ihn also nur von der Seite betrachtet, so sollte man denken, daß ich einen guten Fürsten hätte schildern wollen. Dem ohnerachtet war Andronicus nur ein Tyrann; der Ehrgeiz machte ihn grausam, und gab ihm zu Ausübung solcher Laster Anlaß, zu denen er sich vielleicht nicht würde haben verleiten lassen, wenn er vermöge einer hohen Geburt auf den Thron gekommen wäre.

Isaac Angelus, der Nachfolger des Andronicus, war ein nachläßiger, feiger, wollüstiger und weibischer Prinz. Er brachte sein Leben unter einer Menge von Beyschläferinnen zu, und trug beständig ein Bildniß der heiligen Mutter Gottes bey sich. Er machte hohe Auflagen, um Almosen austheilen zu können, und leerte die Kirchen aus, damit er Hospitäle anlegen könnte.

Nach

Nach seiner Meynung mußte die Macht eines Kayſers keine Gränzen haben, und er war ein Sclave ſeiner Miniſter. Er erhielt ohne ſeine Tapferkeit viel Siege, weil er geſchickte Generals hatte, unter denen Dravas befindlich war, der ihn um ſeine Krone zu bringen trachtete. Dieſer General bekam Befehl, wider die Wallachen ins Feld zu gehen. Er beſtach die kayſerlichen Truppen durch Geld und Verſprechungen, nahm den Purpurmantel an ſich, und ließ ſich zum Kayſer ausrufen. Er gieng, anſtatt die Feinde des Reichs anzugreifen, nach Conſtantinopel, konnte aber doch die Thorwachen nicht auf ſeine Seite bringen, daher er Gewalt brauchen wollte. Allein auch dieſes gieng nicht von ſtatten, dahero er ſich entſchloß, die Stadt auszuhungern.

Der Kayſer war über die Gefahr, die ihn bedrohete, ſehr beſtürzt; er ließ dahero Proceßionen halten, und auf denen Mauern eine Bildſäule der heiligen Mutter Gottes aufrichten, um die Belagerer abzuhalten. Er ließ auch eine große Anzahl Mönche in ſeinen Pallaſt kommen, die Tag und Nacht Vorbitten wegen der Bekehrung des Dravas thun mußten. Courall, ein verdienſtvoller Mann, ſtellte dem Kayſer vor, daß man einem tapfern Feinde nicht Mönche, ſondern Soldaten entgegen ſtellen müſſe. Iſaac folgte dieſem Rathe, und warb ohngefehr achtzehnhundert Mann in der Stadt an. Es waren meiſtentheils Edelleute. Dieſe neuen Truppen bezeigten viel Muth, man führte ſie dahero vor den Feind, unter welchem ſie ein gräßliches Blutbad

anrich-

anrichteten. Man verfolgte die Rebellen, und hieb sie in die Pfanne. Dravas sahe, daß er in die Hände der Ueberwinder fallen könnte, er wollte also lieber mit dem Degen in der Faust, als unter den Händen des Henkers sterben, und focht ganz verzweifelt, und fand den Tod, den er suchte. Man hieb ihm den Kopf ab, brachte ihn dem Kayser, und dieser rächete sich an diesem Reste eines Feindes, der ihn in Furcht und Schrecken gesetzt hatte, auf eine sehr schimpfliche Weise. Hierauf schickte er ihn der Gemahlinn des Dravas, und ließ sie fragen, ob sie ihn kennete. „Saget dem Kayser, antwortete diese tapfere „Frau, daß ich diesen schrecklichen Gegenstand, „so verunstaltet er auch immer ist, sehr wohl ken„ne, und daß die Art und Weise, womit der Kay„ser meinem Gemahl sogar nach seinem Tode be„gegnet ist, mein Unglück zur Vollkommenheit „bringt.„ Der Kayser nahm sich vor, die Mitverschwornen recht scharf zu bestrafen, man stellte ihm aber vor, daß eine allzuscharfe Strenge leicht traurige Folgen nach sich ziehen könnte. Er stund also von seinem Vorhaben ab, und ließ allen Rebellen Gnade wiederfahren. Einige Jahre darnach waren einige Hofleute nach ihrer Meynung nicht nach Stand und Würden belohnet worden, sie schmeichelten sich also, unter einem andern Prinzen, der ihnen seine Erhebung auf den Thron zu danken haben würde, die höchsten Ehrenstellen am Hofe zu erlangen. Sie machten sich die Abwesenheit des Isaac zu nutze, und ruften seinen Bruder Alexis zum Kayser aus. An dieser

Ver-

Verschwörung hatten die vornehmsten Officiers Antheil. Isaac verlohr allen Muth, sobald er von dem, was vorgegangen war, Nachricht bekam. Anstatt daß er denen Rebellen eiligst entgegen gehen sollte, begnügte er sich, daß er ein Zeichen des heiligen Kreuzes machte, und ein kleines Bildniß der heiligen Jungfrau küssete. Und auf diese Weise wußte er eine abergläubische Andacht mit einer ausgelassenen Frechheit zu verbinden. Dieses ist ein sicheres Kennzeichen eines schwachen Geistes. Er nahm schändlich die Flucht, man nahm ihn aber gefangen, und stach ihm die Augen aus. Er blieb so lange im Gefängniß, bis er wieder auf den Thron gelangte.

Alexis III. war nur der Schatten von einem Kayser. Die Regierungssorgen überließ er seiner Gemahlinn, der Euphrosine, um sich mit desto besserer Muße der Pracht und Wollust überlassen zu können. Diese Prinzeßinn war sehr tapfer, und hatte einen durchdringenden Verstand. Dieses waren auch ihre einzigen guten Tugenden. Niemals ist wohl ein Frauenzimmer in der Verschwendung und Wollust ausgelassener, und im Hochmuthe aufgeblasener gewesen, als sie. Man wird leicht einsehen, wie es um ein Reich, das von einer solchen Fürstinn regieret wird, aussehen muß, und man darf sich also nicht befremden lassen, daß viel Verschwörungen unter der Regierung Alexis III. angesponnen worden sind. Dieser Kayser stund mehr als einmal auf der Kippe, vom Throne gestoßen zu werden. Johannes Comnenus gieng in seiner Abwesenheit in die Sophienkirche,

setzte sich eine Krone auf, die über dem Hochaltar hieng, und ließ sich von seiner Bande zum Kayser ausrufen; gieng nach diesem in den kayserlichen Pallast, setzte sich auf den Thron, und gab denen vornehmen Herrn, die ihn begleiteten, die vornehmsten Ehrenstellen, der Rest seiner Rotte aber lief in den Straßen herum, und plünderte die Bürgerhäuser aus. Alexis bekam von diesem Aufruhre Nachricht, er schickte dahero gleich seine Leibwache in der Nacht in den Pallast, die dem Rebellen den Kopf abhieben, und ihn dem Kayser brachten, der denselber an der Thüre des großen Saals, wo Gericht gehalten wurde, aufstecken ließ. Der Körper des Johannes Comnenus aber ward den Hunden und Vögeln zur Speise außerhalb der Stadt vorgeworfen.

Alle die öftern Verschwörungen, die sich unter dieser Regierung anspannen, liefen vor diejenigen übel ab, die die Rädelsführer waren. Allein die letzte brachte den Alexis III. um seinen Thron. Sein Bruder und Vorfahre Isaac Angelus machte in der Tiefe seines Gefängnisses, wo er ziemlich nachläßig bewacht wurde, Mittel ausfindig, sich wieder auf den Thron zu schwingen. Sein Bruder Alexis begab sich auf seinen Befehl nach Zara, einer Seestadt in Dalmatien, und brachte endlich die europäischen Fürsten auf des Isaac seine Seite, die in das gelobte Land eine Kreuzfahrt thun wollten. Dieses war die fünfte. Die Kreuzfahrer schifften sich ein, und kamen nahe vor Constantinopel. Diese Stadt war damals nicht im Vertheidigungsstande, und der Kayser selbst

hatte

hatte nicht Galeeren genung, um die Kette zu bedecken, die den Eingang in den Bosphorus verschloß, dahero der an sich sehr feige Alexis außer Stand zu seyn glaubte, solchen mächtigen Feinden zu widerstehen, sich deswegen mit einigen treuen Bedienten einschiffte, und nach einer Stadt in Thracien flüchtete, ohne seine Gemahlinn und Prinzeßinn Irene mitzunehmen. Nach seiner Abreise holte das Volk Isaac Angelum aus dem Gefängniß, setzte ihn sehr eilig auf den Thron, und rufte ihn zum andern mal zum Kayser aus. Dieser nahm seinen Sohn zum Gehülfen der Regierung an. Die Franzosen und Venetianer hatten diesen Aufstand angegeben, die ihr Land bloß deswegen von Einwohnern entblößten, um in dem innersten gelobten Lande schlechte Eroberungen zu machen. Alexis der dritte that zwar einige Versuche, um wieder auf den Thron zu gelangen, den er auf eine so feige Art verlassen hatte, da es ihm aber nicht gelingen wollte, so suchte er einen verborgenen Aufenthalt, um seine Schande zu bedecken, und seine Tage in Ruhe und Sicherheit zuzubringen. Isaac Angelus hatte ohngeachtet seiner Glücksveränderung auch kein besser Loos. Der Verdruß, der ihn nagte, brachte ihn unter die Erde. Sein Sohn Alexis IV. und sein College zog sich den Haß seiner Unterthanen auf den Hals, er ward vom Throne gestoßen, in ein finster Loch geworfen, und endlich von dem Alexis Ducas, der den Zunamen Murzuflus führte, ums Leben gebracht. Dieser ließ sich zum Kayser ausrufen, und verweilte nicht, ein Rebelle zu werden.

Nach

Nach dem Falle dieses Rebellen erhoben die Kreuzfahrer, die sich von Constantinopel Meister gemacht hatten, den Baudouin, Graf von Flandern, zum Kayser, ein Prinz, der wegen seiner vortreflichen Eigenschaften diese hohe Stufe mit allem Rechte verdiente. Allein die Griechen wollten sich keinen Kayser aufdringen lassen, und wählten dahero den Theodorus Lascaris. Sieben und funfzig Jahre stritten diese beyden Gegner um die kayserliche Würde des großen Constantins a). Baudouin blieb im Besitz von Constantinopel, Lascaris aber schlug seine Residenz in Nicäa auf. Diese kurze Geschichte ist nöthig zu wissen, damit man das verstehe, was in der folgenden Verschwörung gesagt werden wird.

Verschwörung des Michael Palälogus wider Johann Lascaris.

Johann Lascaris b) war etwa acht bis neun Jahr alt, da er zur Regierung kam. Sein Vater

a) Es ist jedermann bekannt, daß der große Constantin die römische Residenz nach Constantinopel verlegte. Diese Stadt hieß erstlich Byzanz, hernach aber wurde sie Constantinopel, das ist, Stadt des Constantins, genennet.

b) Johann Lascaris war der vierte Kayser, der seine Residenz zu Nicäa hatte.

Vater Theodorus a) legte die Krone nieder, um sich in den Mönchsorden einkleiden zu lassen, und gab den jungen Prinzen unter die Vormundschaft des George Muzalon, der Oberhofkämmerer war. Bey des Theodorus Lebzeiten blieb es bey denen Verfügungen, die er in Ansehung der Regierung getroffen hatte; sobald er aber nur die Augen zugethan hatte, so wollte man von keinem Regenten etwas mehr wissen. Die Truppen empörten sich wider ihn, und man beschuldigte ihn, daß er den Tod des Kayfers beschleuniget hätte, um selber den Thron zu besteigen. Michael Paläologus suchte selbst dergleichen Reden fortzupflanzen, weil er den kayserlichen Thron an sich bringen wollte, und freuete sich, daß die unter seinem Commando stehenden Truppen seinem Ehrgeiz Vorschub zu thun sich bemüheten. Auf eine recht einfältige Weise munterte er sie zur Rebellion auf, und bald wäre es ihm gelungen, sie aufzuhetzen. Die Soldaten mengten sich bey dem Leichenbegängnisse des Theodorus unter das Volk, und schrien unter den Fenstern des Pallasts den Muzalon für einen Verräther aus, der gottlose Absichten hätte. Sie wollten den Regenten von dem jungen Kayser heraus haben, um wider ihn mit der äußersten und strengsten Strafe zu verfahren.

Muzalon war damals in der Kirche des Klosters zu Sozandra b), wo er alles erfuhr, was vorgieng.

a) Dieser wird Theodorus junior genennet, um ihn von dem zu unterscheiden, der die Regierung mit dem Balduinus theilte.

b) In dieser Kirche bestattete man den Kayser Theodorus Lascaris zur Erde.

gieng. Da er aber in seinem Gewissen rein war, so ließ er sich nicht einreden, daß man ihm nach dem Leben stünde, dahero er auch deswegen außer Sorgen war. Er mußte aber gar bald die Wahrheit der ihm gegebenen Nachricht erfahren. Die Rebellen drungen in die Kirche ein, und suchten das Opfer auf. Muzalon versteckte sich unter den Altar, da er sie kommen sahe. Allein die Heiligkeit des Orts konnte ihrer Wuth keine Gränzen setzen. Sie stachen ihn todt, und hackten ihn in tausend Bißgen. Seine Brüder, Freunde und Creaturen waren in dieser abscheulichen Ermordung mit begriffen. Michael Palåologus drohete der Gemahlinn des Muzalon mit einem gleichen Schicksal, da er sahe, daß sie über den Tod ihres Gemahls Thränen vergoß, wenn sie nicht aufhören würde zu weinen. Die kleine Stadt Sozandra ward von denen Beute- und blutgierigen Soldaten gänzlich verwüstet.

Alle vornehme Herren des Reichs machten nach dem Tode des Muzalons auf die Regentschaft Anspruch. Palåologus bekam dieselbe. Er wurde Vormund des jungen Monarchen, und man gab ihm den Titul eines Großherzogs. Man wieß ihm auch beträchtliche Einkünfte an, um diese beyden ansehnlichen Ehrenstellen standesmäßig verwalten zu können.

Der neue Regent stammte aus einer vornehmen Familie her, die mit denen vornehmsten Reichsständen in Verbindung stand. Er that sich von seiner zartesten Jugend an durch seine Tapferkeit hervor, und schien sehr patriotisch gesinnt zu seyn.

Seiner großen Vorzüge wegen schien er desjenigen Rangs würdig zu seyn, wozu er sich durch seine Schandthaten hinauf schwung. Und wer konnte wohl den Staat, der seit langer Zeit in Verfall gerathen war, besser in Aufnehmen bringen, als er, da er ein eben so geschickter Staats- als Kriegsmann war? Sollte ja Paläologus unter die Zahl der guten Regenten seiner Untreue und Grausamkeit wegen nicht gesetzt zu werden verdienen, so muß man ihm doch eine Stelle unter denenjenigen Monarchen einräumen, die durch ihre vorzüglichen Talente berühmt worden sind. Der Regent schränkte seine Ansprüche nicht auf die andere Stelle nach dem Kayser ein, sondern wendete die großen Einkünfte, die man ihm ausgesetzt hatte, zu großen Geschenken an, von denen er sich mit der Zeit vielen Vortheil versprach. Da er die Güter des Staats und seine eigenen verschwendete, so machte er denenjenigen, die von seiner Freygebigkeit Nutzen hatten, begreiflich, daß er niemals völlig gesichert seyn könnte, wenn er nicht zum Gehülfen des Reichs angenommen würde, daß er eben der Gefahr, wie sein Vorgänger Muzalon, ausgesetzt wäre, und daß er ohnmöglich für das Wohl des jungen Prinzen sorgen, und auf die Regierung bedacht seyn könnte, wenn er sich mit immerwährender Unruhe beschäftigen müßte. Niemals sind Vorstellungen, die durch große Geldsummen begreiflich gemacht werden, fruchtlos. Paläologus gewann die Bürger dergestalt, daß sie in der ersten allgemeinen Versammlung seinen Eifer, seine Dienste und Thaten lobten, und ihm

den Titul eines Despoten aufgetragen wissen wollten. Jedermann gab ihm seine Stimme. Ja es ward auch ausgemacht, daß er nur denen Gesandten Audienz geben, auf eine unumschränkte Art gebieten, und denen Generals aber Befehle ertheilen sollte. War das nicht eben so viel, als ihn zum Kayser machen? Dem ohnerachtet war der ehrgeizige Palåologus damit noch nicht zufrieden. Er wollte nebst der völligen Gewalt eines Kayfers auch den Titul haben. Man mußte ihm also willfahren, und man verglich sich, daß man ihn zum Collegen des jungen Kayfers ausrufen wollte.

Während daß man zu denen Ceremonien die Vorbereitungen machte, so suchte Michael Palåologus aller Welt vor Augen zu legen, daß es sich niemand dauern lassen würde, ihm die Krone aufgesetzt zu haben. Der Kirche und deren Dienern versprach er alle Achtung; ferner daß er nur denen, so es verdienen würden, Ehrenstellen geben, auf das genaueste Recht und Gerechtigkeit handhaben, gelehrte Leute beschützen, diejenigen, so sich für das Wohl des Staats aufopfern würden, belohnen, ja es auch ihren Kindern noch entgelten lassen, und seine Unterthanen mit keinen Auflagen überlästigen wollte: kurz, das Glück seiner Unterthanen sollte sein einziges Augenmerk seyn.

Nachdem nun Palåologus diese vortrefflichen Versprechungen, die er niemals zu erfüllen im Sinn hatte, gethan, so mußte er schwören, daß er wider den Johannes Lascaris nichts vornehmen wolle. Und dieser machte sich dagegen an-

heischig, nichts wider Wissen und Willen desjenigen vorzunehmen, den man ihm jetzo an die Seite setzte. So bald diese feyerlichen Verbindungen vollzogen waren, so nahm Palåologus den kayserlichen Ornat, und das Volk, die Geistlichkeit und der Adel ruften ihn zum Kayser aus. Der neue Kayser suchte die Herzen seiner Unterthanen, vornehmlich aber der Soldaten, an sich zu ziehen. Er bezahlte verschiedenen Privatleuten ihre Schulden, ließ alle Missethäter aus ihren Gefängnissen, und theilte denen alle Gnade aus, die ihn darum ansprachen. Das Laster, worauf er seit langer Zeit umgieng, war die Triebfeder aller dieser schönen Thaten. Da er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, die höchste Gewalt an sich zu bringen, so gab er einigen Prälaten zu verstehen, daß es sich gar nicht schicke, daß der junge Lascaris in denen öffentlichen Processionen und Freudensbezeigungen den Rang für einen alten und um den Staat sehr wohl verdienten Collegen hätte. Die Prälaten hatten die Freygebigkeit des Fürsten mehr als jemals erfahren, und weigerten sich dahero im geringsten nicht, dem ehrgeizigen Palåologus zu willfahren. Dahero brachten an dem Crönungsfeste der beyden Kayser die Anhänger des Michaels in Vorschlag, ihn ganz allein zu crönen. Diejenigen, so dem Johannes Lascaris zugethan waren, gaben dieses für eine Ungerechtigkeit aus, und betheuerten, daß sie seinen Rechten nichts vergeben lassen würden, da er natürlicher und rechtmäßiger Reichsfolger sey. Hierüber entstund ein harter Streit. Der junge

Kay-

Kayser war mit lauter Soldaten umringt, die Aexte hatten, und bereit waren, ihm das Garaus zu machen, er rufte dahero weinend aus, daß er sich ganz willig zum Vortheil seines Collegen der Crone begäbe. Da nun die Anhänger des Michael viel stärker waren, so behielten sie Recht, und Palåologus bekam nebst seiner Gemahlinn die kayserliche Crone, Lascaris gieng mit einem bloßen mit Perlen und Edelsteinen besetzten Fürstenhute nach Hause.

Ich habe anderswo gesagt, daß das Reich des großen Constantins getheilt worden ist. Die Lateiner waren nach dem Tode des Alexis Ducas, mit dem Zunamen Murzuflus, im Besitz von Constantinopel geblieben. Ihr Kayser war Balduin II. der Griechen ihrer aber Palåologus; dieser war nun äußerst darauf bedacht, sich einer Stadt zu bemächtigen, die seine Vorfahren so lange im Besitz gehabt hatten. Der General Strategopulus, der die Armee des Michael commandirte, suchte die Stadt, der Gegenanstalten des Kaysers ohngeachtet, einzunehmen, und er konnte sich auch die Gnade seines Herrn gewiß versprechen, wenn die Unternehmung glücklich ablief. In der That konnten auch die Umstände nicht günstiger seyn, denn die Stadt war schlecht besetzt. Dieses verleitete den Strategopulus, den Befehl seines Herrn zu übertreten, und er rückte bey der Nacht in Constantinopel ein, bey Tages Anbruch aber griff er die Besatzung an, und ließ an verschiedenen Orten Feuer anlegen, damit die Einwohner mehr auf die Erhaltung ihrer Weiber und

Kinder, als auf die Vertheidigung der Stadt bedacht seyn möchten. Bald darauf gerieth alles in der Stadt in Furcht und Schrecken. Man wollte dem Feuer und dem Schwerdte entfliehen. Da der Kayser Balduin die Gefahr sahe, die ihm bevorstund, so legte er geschwinde seine kayserlichen Kleider ab, damit er nicht erkannt würde, lief mitten unter die Fliehenden, und rettete sich mit einem Kahn. Die Griechen verwüsteten alles mit Feuer und Schwerdt, und die Franzosen, die sich in der Stadt befanden, wurden alle nieder gehauen.

Michael Palåologus war zu Nimphåa, als er von der Einnahme von Constantinopel Nachricht erhielt. Diese verursachte bey ihm die grösste Freude, und der Ungehorsam des Strategopulus ward reichlich belohnet. Kurz darauf hielt der Kayser seinen Einzug in dieser alten Hauptstadt seiner Staaten. Ich sage der Kayser, denn der junge Lascaris war nur ein Schattenbild. Dem ohnerachtet hatte ihn noch Palåologus im Verdacht; denn dieser konnte nicht einmal einen Collegen neben sich leiden, der nur den leeren Titul ohne Gewalt hatte. Er redete beständig von denen Beschwerlichkeiten, die ein Reich beträfen, das von zwey Herren beherrschet würde. Man konnte die Absicht dieser Reden gar leichte einsehen, allein es erbot sich niemand, diejenige grausame Dienstleistung über sich zu nehmen, die man zu fodern schien. Man muß sich wirklich wundern, daß sich damals nicht gleich Mörder in Constantinopel fanden. Palåologus wollte sich

seinen

seinen Collegen gerne bald vom Halse schaffen. Er ließ den unglücklichen Lascaris nicht umbringen, sondern ließ ihm nur durch Vorhaltung eines glüenden Eisens den Gebrauch seiner Augen benehmen, und ihn hernach auf die am Meer liegende Festung Daubyse bringen.

Kurz darauf entstund in Asien ein Aufstand, der den Kayser in große Bekümmerniß versetzte. Man gab nämlich einen jungen blinden Menschen vor den Johannes Lascaris aus, und gab vor, daß man ihm aus dem Gefängniß geholfen hätte. Es gab Leute genung, die sich dieses weiß machen ließen, oder die es nur deswegen vor wahr hielten, um eine Gelegenheit zu bekommen, sich an dem Kayser zu rächen, dessen Tyranney man verabscheuete. Die Rebellen bekleideten den vorgeblichen Lascaris mit dem kayserlichen Schmuck, und erkannten ihn für ihren Oberherrn. Da dieses für die Ohren des Paläologus kam, so zog er alle seine Truppen zusammen, und schickte sie denen Rebellen entgegen. Es waren zwar nur elende Bauren, und die vom Kriegshandwerk nichts wußten, sie fochten aber mit möglicher Tapferkeit und Glück. Man konnte sie nicht zwingen, sondern mußte auf einen Vergleich bedacht seyn. Man versicherte ihnen, daß Johannes Lascaris, für den sie zu fechten glaubten, sich wirklich in der Festung befände, daß sie ihn auf Verlangen zu sehen bekommen sollten, und daß ihnen der Kayser nicht nur völlige Amnestie, sondern noch oben drein viel Wohlthaten wiederfahren lassen wollte, wenn sie ihm den Betrüger auslieferten.

ten. Einige ließen sich durch dieses Versprechen blenden, den vermeyntlichen Lascaris aber wollten sie doch nicht herausgeben. Sie wurden unter einander selbst uneinig, ihre Armee gieng auseinander, und so waren sie in kurzer Zeit nicht mehr im Stande, den Palåologus zu beunruhigen. Das war nicht die einzige Rebellion, die sich unter seiner Regierung anspann. Er starb, da er denen Rebellen entgegen gehen wollte.

Ob man sich gleich in Constantinopel aus den größten Lastern nicht viel machte, wenn es darauf ankam, die höchste Gewalt an sich zu bringen, so war doch noch bey einigen ein Fünkgen von Ehrlichkeit und Tugend anzutreffen. Der Nachfolger des Michael Palåologus Andronicus hatte seinen Stiefsohn und Collegen Andronicus zärtlich geliebet, wurde aber auf einmal ein Todfeind von diesem jungen Prinzen. Er suchte ihm die Krone zu rauben, und begegnete ihm sehr hart. Endlich kam es gar so weit, daß sich Andronicus genöthiget sahe, vom Hofe zu gehen, um seine Tage in Sicherheit zuzubringen. Da er aber die Soldaten und den Pöbel auf seiner Seite hatte, so wäre es ihm etwas sehr leichtes gewesen, seinen Großvater vom Throne zu stoßen. Er hatte aber keine Lust dazu, und hatte vielmehr an allen den Vorschlägen, die man ihm deshalb that, einen Abscheu. Er bemühete sich dagegen nur, sich wieder in die Gewogenheit eines argwöhnischen Alten zu setzen, und ihm den ungerechten Verdacht zu benehmen. Dergleichen Aufführung machte dem Andronicus Ehre. Die Griechen waren

auch

auch unter seiner Regierung sehr glücklich. Ein Prinz, der sich so großmüthig aufgeführet hatte, verdiente der Beherrscher der ganzen Welt zu seyn. Andronicus konnte von sich sagen, daß er wahre Freunde habe, und er war hierinnen glücklicher, als die meisten Fürsten, die man nur aus politischer Absicht liebet. Da er der einzige Besitzer des Reichs war, so wollte er es mit dem Johann Cantacuzenus theilen. Dieser aber wollte lieber ein getreuer Unterthan, als ein Kayser seyn a). So edle Thaten mußten gewiß einem Volke ganz befremdend vorkommen, das seit langer Zeit weiter nichts als Verschwörungen und Mordthaten ihrer Prinzen gewohnt war. Diese Merkmale von Tugend erzähle ich deswegen hier, um meinen Lesern auf einen Augenblick die fürchterlichen Gedanken aus dem Kopfe zu bringen, wovon ihr Gehirn nothwendig angefüllt seyn muß. Denn tugendhafte Personen werde ich nicht oft auf den Schauplatz führen können, da dieses Werk nichts anders als eine Geschichte vornehmer Bösewichter ist. Wenn ich hier einen Andronicus und Cantacuzenus aufs Tapet bringe, so geschieht es darum, um diese nichtswürdigen Leute verhaßt zu machen, die sich über ihres gleichen zu erheben suchten, und sich dahero kein Bedenken machten, ihr Vaterland umzustürzen, und es durch ihre Wuth zu verwüsten.

a) Johann Cantacuzenus ward hernach Kayser.

Verschwörung des Apocaucus wider den Johann Palåologus.

Johann Palåologus, der Nachfolger des Andronicus des jüngern, war nur neun Jahre alt, da er auf den Thron stieg. Ehrgeizige Unterthanen stiften allemal während der Minderjährigkeit ihrer Fürsten gottlose Complots an, und Apocaucus suchte auch von dergleichen Umständen den Vortheil zu ziehen. Er war vom sehr niedrigen Herkommen. Allein sein Verstand und seine Streiche hatten ihm zu denen vornehmsten Ehrenstellen im Reiche verholfen. Mit diesem großen Glücke schlecht zufrieden, suchte er auch noch den Thron zu besteigen, oder ihn doch wenigstens mit so einem zu besetzen, der ihm alle Gewalt überließ. Ehe noch Andronicus die Seele ausgeblasen hatte, so nöthigte Apocaucus den Johann Cantacuzenus, den kayserlichen Ornat anzuziehen. Dieser aber hatte dafür einen Abscheu. „Hal„tet ihr mich denn, sagte er, für gottlos genug, „daß ich entweder bey Lebzeiten des Kayſers oder „nach seinem Tode die höchste Gewalt an mich zu „ziehen suchen sollte? Sollte ich die Gemahlinn „und Kinder meines Herrn eines Guts berauben „können, das ihnen von Gott und Rechtswegen

zu-

„zukömmt? Nein, nein, ich bin nicht fähig, die „Rechte der zärtlichsten Freundschaft zu beleidi„gen, noch in einem solchen Grade das gute Ver„trauen, dessen mich Andronicus beständig ge„würdiget hat, zu mißbrauchen.„ Cantacuzenus redete, wie er es meynte, und er bewies es durch sein Bezeigen.

Apocaucus ward von dem ein Todfeind, den er nicht hatte verführen können. Er gieng zur Kayserinn, und suchte auf den getreuesten Unterthanen im ganzen Reiche Verdacht zu wälzen. Er suchte den Cantacuzenus als einen Menschen anzuschwärzen, der das gemeine Wesen durch äußerlichen Schein zu verführen trachtete, und der nur deswegen die kayserliche Würde ausgeschlagen hätte, um zu zeigen, daß er würdig sey, sie zu besitzen, und sie desto gewisser zu erhalten. Dergleichen listige Vorspiegelungen machten bey Leuten, die man durch Geld auf seine Seite gebracht hatte, Eindruck, als die sich nicht einbilden konnten, daß man das einige Gut, so den menschlichen Ehrgeiz befriedigte, ausschlagen könnte. Cantacuzenus schlug das Kayserthum nicht aus Furcht aus, denn er bezeigte in Behauptung seiner Gerechtsame viel Muth und Standhaftigkeit. Man wollte ihm die von dem Vater des jungen Kayfers aufgetragene Regentschaft streitig machen. Der Patriarch von Constantinopel verlangte auf Anregung des Apocaucus, daß man ihm diese Stelle übertragen solle. Allein Cantacuzenus behauptete, daß er sich niemals die ihm anvertraute Gewalt nehmen lassen würde. Die Truppen erklärten sich für ihn,

und

und schwuren, daß sie keinen andern, als ihren General, der sie mit so viel Klugheit angeführet, und durch sein eigenes Beyspiel aufgemuntert hätte, vor ihren Regenten erkennen würden. Ein Officier von der kayserlichen Garde legte so gar die Hand an den Degen wider den Apocaucus, und sagte, „den Augenblick soll dieses Eisen mit dei„nem Blute gefärbet seyn.„ Wäre Apocaucus nicht ausgezogen, so würden ihn die Soldaten in Stücken gehauen haben.

Cantacuzenus blieb also in dem Besitz der Regentschaft, und regierte mit vieler Klugheit. Da er aber einmal mit denen Feinden des Reichs im Krieg begriffen war, so entschloß sich Apocaucus, seine bösen Absichten auszuführen. Er wollte den Regenten ermorden, den Kayser aufheben, den jungen Prinzen gefangen nehmen, der Kayserinn die vornehmsten Ehrenstellen des Staats und die Statthalterschaft der vornehmsten Städte abdringen. Da die Verschwörung ausbrechen sollte, so wurde sie entdeckt. Apocaucus fürchtete sich vor dem Zorn der Kayserinn und des Cantacuzenus, und retirirte sich in den bey Constantinopel liegenden Thurm Epibates, den er hatte bauen und mit allen Nothwendigkeiten versehen lassen. Der Regent ließ den Rebellen fragen, was ihn denn bewogen hätte, dergleichen Dinge vorzunehmen? Apocaucus antwortete, daß die Furcht vor der Macht seiner Feinde ihn veranlaßt hätte, sich vorzusehen, und versicherte, daß er aus seiner Festung nicht gehen würde, da man ihn unrechtmäßiger Weise angeklagt hätte. „Ich wünsche, ließ

ihm

„ihm Cantacuzenus sagen, daß man euch keine „falschen Reden hinterbracht hat. Habt ihr aber „wider eure Pflicht gehandelt, so ermahne ich „euch, den begangenen Fehler geschwind gut zu „machen. Nicht die Festigkeit eurer Mauern, son„dern eine aufrichtige Reue wird euch vor dem Un„glück behüten, das euch bevorsteht.„ Diesen wohlgemeynten Vorstellungen setzte Apocaucus lauter beißende Spöttereyen entgegen. Hierauf ließ man den Thurm berennen, und trug der Kayserinn an, den Rebellen mit Gewalt aus seinen Schanzen zu treiben. „Ich will ihn, sprach die „Prinzeßinn, die ganze Zeit seines Lebens in dem „Gefängnisse lassen, in das er sich selbst eingesper„ret hat. Das wird Strafe genug für ihn seyn, „wenn er an der Regierung keinen Theil mehr hat. „Das ist gewiß die härteste Pein, die man einem „Ehrgeizigen anthun kann.„ Cantacuzenus bat vor den Missethäter, und erhielt auch für ihn Pardon, iedoch mit der Bedingung, daß er sich von Constantinopel entfernen sollte. Allein der trotzige Rebelle bezeigte über diese Nachricht keine Freude, sondern sagte, daß er sich weder auf die Versprechungen noch Betheurungen seiner Feinde verliesse, und daß er selbst für seine Erhaltung sorgen wolle. Kurz darauf führte er eine ganz andere Sprache, ohne iedoch seinen Sinn zu ändern. Er bat um Erlaubniß, der Kayserinn einen Fußfall thun zu dürfen, und erhielt sie auch, flehete sie an, seinen Fehler zu vergessen, gelobte an, seinem Herrn treu zu bleiben, und erbot sich, die Treue

seines

seines Versprechens durch die feyerlichsten Eidschwüre zu bestärken.

Kaum aber war Apocaucus in Freyheit, als er seinen Eid vergaß, und von neuem auf Mittel bedacht war, seine schändlichen Absichten auszuführen. Er sahe wohl ein, daß er die vornehmsten Personen auf seine Seite bringen müsse, und wendete sich daher an den Patriarchen von Constantinopel. Das war ein ehrgeiziger Prälat, der auf die Regentschaft Anspruch gemacht hatte, und der die Regierung des Staats der Verwaltung seiner Kirche vorgezogen haben würde. Seine Würde hatte er dem Cantacuzenus zu danken, dem ohnerachtet aber sahe er die Stufe, die sein Wohlthäter bekleidete, mit scheelen Augen an. Apocaucus kannte den Charakter dieses Prälaten, und es kostete daherò wenig Mühe, ihn zur Undankbarkeit zu verleiten. Er ließ ihn also an seinen Absichten Theil nehmen, und beredete ihn, die Rolle eines gottlosen Verläumders zu spielen. „Ihr habt bey der Kayserinn freyen Zutritt, so „sagte Apocaucus zu diesem nichtswürdigen Prä„laten, und niemand, als ihr, seyd im Stande, ihr „Verdacht wider den Comitem palatii domesti„cum beyzubringen a). Sucht der Prinzeßinn „weiß zu machen, daß Cantacuzenus den ab„scheulichen Anschlag gefaßt hätte, sie und ihre „Kinder umzubringen, und sich hernachmals auf den

a) Der Comes palatii domesticus war erster Bedienter im kayserlichen Pallast. Cantacuzenus bekleidete diese Würde.

„den Thron zu schwingen. Thut euer möglich-
„stes, der Kayserinn ein rechtes Schrecken und
„Furcht einzujagen, damit sie uns gleich in der
„ersten Hitze Befehl ertheile, denjenigen umzubrin-
„gen, für dem sie sich ihrer Einbildung nach so sehr
„zu fürchten hat.„ Wären uns die Würkungen des Ehrgeizes weniger bekannt, so würde es uns befremden, daß ein Priester, ja ein Prälat sich einer solchen Gottlosigkeit theilhaftig machen könnte. Zu Bekräftigung des guten Vornehmens der beyden Rebellen ward eine Heyrath zwischen der Tochter des Apocaucus und dem Sohne des Patriarchen ausgemacht, und die beyden Verschwornen wechselten gegen einander die Heiligthümer, so sie am Halse trugen, aus, denn dieses hatten die Griechen in Gewohnheit.

Apocaucus hatte viel dadurch gewonnen, daß er den Patriarchen auf seine Seite gebracht hatte, allein er mußte als Anführer der Verschwornen eine große Anzahl Gehülfen haben. Er suchte sich dieselben nicht unter dem gemeinen Pöbel aus, sondern der vornehmste Adel erklärte sich wider den Cantacuzenus. Alle Verschwornen versammelten sich bey dem Patriarchen, und machten unter einander aus, daß einer nach dem andern den Hausmarschall verklagen wollte, damit die Kayserinn der Nachricht von verschiedenen Personen um desto eher glaubte. Dieser abscheuliche Anschlag war gut ausgedacht, allein er lief doch nicht so glücklich ab, als man sich wohl hätte einbilden sollen. Die Kayserinn kannte die Treue ihres Ministers, und nahm die Ankläger sehr übel

auf, ja sie begegnete ihnen auf so eine Art, daß es ihnen sehr gereuete, sich in dergleichen Unternehmung eingelassen zu haben.

Unterdessen behielt Apocaucus einen frischen Muth, und stellte seinen Anhängern vor, daß es nunmehro nicht Zeit sey, von dem einmal gefaßten Entschlusse abzugehen. „Ihr seyd sicher verlohren, sagte er, wenn ihr euren Vorsatz nicht „ausführet. Glaubt ihr denn, daß man euch „wird ruhig leben lassen, nachdem ihr euch Mühe „gegeben habt, einen Mann zu stürzen, der die „Oberherrschaft hat? Und weil wir also unsern Vorsatz ohne Gefahr nicht fahren lassen können, so „wollen wir es suchen glücklich auszuführen, denn „das ist das einzige Mittel, so wir bey unsern jetzigen Umständen ergreifen können.„ Nachdem nun Apocaucus seinen Anhängern Muth zugesprochen hatte, so veranlaßte er den Patriarchen, der die Rolle eines Angebers noch nicht gespielt hatte, sich in den kayserlichen Pallast zu begeben, um daselbst den Cantacuzenus anzuklagen. Asan der Schwiegervater dieses letztern nahm die Unterstützung dieser Verläumdung über sich, sie giengen daher beyde zur Kayserinn, zu welcher der Prälat folgendergestalt redete. „Der Minister, „den ihr eurer Gnade würdigt, ist mein alter guter Freund, und ich bringe mit der äußersten „Betrübniß meine Klage wider einen Mann an, dem „ich sehr viel zu danken habe, allein die Erkenntlichkeit hat auch ihre Gränzen, und man darf „sie nicht in die Zahl der Tugenden setzen, wenn „sie denen Höchsten in der Welt nachtheilig werden

„den kann. Und dieses ist, was mich veranlas-
„set, euch den Cataczenus als einen Untreuen
„vorzustellen, der wider euch und eure Kinder
„grausame Complots angesponnen hat. Es wird
„nunmehro eure Schuldigkeit seyn, auf solche
„Mittel wider ein so abscheuliches Verbrechen,
„von dem ihr nunmehro unterrichtet seyd, zu den-
„ken, die euch eure Klugheit eingeben wird, um
„euch, euren Sohn und das Reich zu erhalten,
„denen allen die größte Gefahr bevorstehet.„

Durch diese listigen Reden ward die Kayserinn betrogen. Konnte sie wohl ein Mißtrauen in den Patriarchen setzen? Man halt gewisse Leute von hohen Range niemals einer niederträchtigen Betrügerey fähig, und außerdem mußte die Aussage des Asan einen großen Eindruck bey der Kayserinn machen, die dem Prälaten folgendes antwortete: „Bis hieher habe ich mir nicht einbilden
„können, daß Cantacuzenus ein Uebelthäter sey,
„jetzo aber halte ich ihn nicht mehr vor unschul-
„dig, weil ihr sein Ankläger seyd. Es wird euch
„bekannt seyn, daß ich eidlich angelobt, ihn nicht
„zu verdammen, ohne ihn vorher zu hören, und
„dahero will ich Richter zu Untersuchung dieser
„Sache ernennen, Cantacuzenus aber soll ge-
„wiß bestraft werden, wenn er schuldig erfunden
„wird. Wenn ihr aber, antwortete der Patriar-
„che ganz hitzig, dem Adel nicht geschwinde die
„Waffen in die Hande gebt, so wird es in kurzem
„nicht mehr Zeit seyn, auf eure Sicherheit zu den-
„ken, noch die kayserliche Familie zu schützen.„
Hier konnte sich die Prinzessinn der Thränen nicht

enthalten. Sie rufte den Himmel zum Zeugen ihrer gerechten Sache an, und überließ es dem Gutbefinden des Patriarchen, zu machen was er wollte.

Die Verschwornen machten sich die ihnen gegebene Erlaubniß treflich zu Nutze. Den Regenten selbst konnten sie jetzo nicht anfallen, weil er gewisser Sachen wegen in Dydimoticus war, und dahero ließen sie ihre Wuth an seinen nächsten Anverwandten aus. Nachdem dieser diese betrübten Nachrichten erhalten hatte, so ließ er einige gute Freunde nach Constantinopel abgehen, mit dem Auftrage, der Kayserinn seine Unschuld in allen Stücken vorzustellen. Diese Abgeordneten hatten auch Befehl, einige Richter zu verlangen, um den Proceß nach den strengsten Reguln der Gerechtigkeit auszumachen. Diese Vorschläge waren gewiß recht billig. Dem ohnerachtet kehrte man sich nicht daran, sondern nöthigte vielmehr den Cantacuzenus, daß er die Waffen zu seiner Vertheidigung ergreifen mußte. Er wollte aber doch lieber erstlich an dem Hofe seine Unschuld darthun, allein seine Freunde verhinderten ihn an diesem zwar großmüthigen, aber der Klugheit nicht gemäßen Vorhaben.

Cantacuzenus war immer mit seinem Zustande zufrieden gewesen, und seine Absichten waren nicht auf den Thron gerichtet. Die Ungerechtigkeit seiner Feinde aber flößten ihm die gewöhnlichen Würkungen des Ehrgeizes ein. Ist das eine großmüthige Seele, die das Blutgerüste dem Throne vorzieht? die Menschlichkeit erstreckt sich gemeiniglich nicht so weit. Man rieth dem Can-

ta-

tacuzenus, sich zum Kayser ausrufen zu lassen. Er stund lange Zeit bey sich an, endlich aber entschloß er sich dazu. Seine Feinde kann man füglich vor die Urheber seiner Erhöhung halten.

Sobald Cantacuzenus diesen Schritt gethan hatte, so suchte er auch seine Ehre zu behaupten. Viele Städte erklärten sich vor ihn, und die Armee, die wider die Feinde des Reichs fechten sollte, stund ihm zu Gebote.

Da er wohl wußte, wie weit sich die Wuth in denen bürgerlichen Kriegen erstreckte, so schickte er Abgeordnete nach Constantinopel, um Friedensvorschläge zu thun. Seine Abgesandten wurden mit blutigen Köpfen zurück gewiesen, dahero er nunmehro wider seine Feinde Gewalt brauchen wollte. Nun fieng es der Kayserinn an zu gereuen, daß sie einem Manne, der dem Hause des Andronicus jederzeit treu gewesen war, zu einem Aufstande Anlaß gegeben hätte.

Die Verschwornen geriethen der Betrachtungen wegen, die sie deshalb anstellten, in Verwirrung, und befürchteten eine Versöhnung, die ihnen leicht nachtheilig seyn könnte. Sie giengen dahero zur Kayserinn, und stellten ihr vor, daß Cantacuzenus ein Betrüger sey, der nur deswegen so viel Gelindigkeit blicken ließe, um wieder in die vorige Gnade zu kommen, und alsdenn seine abscheulichen Entschlüsse ausführen zu können. Diese Sprache führte der Patriarch, und die Kayserinn begieng die Schwachheit, sich eidlich anheischig zu machen, daß sie nichts ohne Wissen und Willen des Apocaucus vornehmen wollte.

Da nun Cantucuzenus alle Hoffnung zu einem Vergleiche aufgeben mußte, so wollte er das Schlachtopfer seiner Feinde nicht seyn. Damit er nun ihrer Wuth entgehen möchte, so entschloß er sich, das einzige noch übrige Mittel anzuwenden, allein er fand die Soldaten nicht so gegen sich gesinnt, wie er wohl gerne gewünscht hätte. Die meisten liefen in dem ersten Feldzuge davon. Er mußte auch noch viel ander Unglück erfahren, das eine so standhafte und heroische Seele nicht erschüttern konnte. Und da er sahe, daß seine Anhänger in äußerster Bestürzung waren, so suchte er ihnen von seinem Muthe etwas beyzubringen. „Wenn ihr bis auf einen so kleinen Haufen ge„schmolzen seyd, so redete er seine Soldaten an, „so ist dieses durch die Betrügerey meiner Feinde, „und nicht durch ihre Tapferkeit geschehen. Ich „habe mich aber niemals auf eine große Armee „verlassen, und ich setze meine Hoffnung auf den „mächtigen Arm desjenigen, der meine gerechte „Sache kennt. Ist es denn solchen Leuten, wie „ihr seyd, anständig, bey dergleichen Gefahren „zu verblassen, und wird es nicht besser seyn, wenn „wir mit dem Degen in der Faust sterben, als sich „den tyrannischen Gesetzen des Apocaucus zu „unterwerfen. Zu der Zeit, da die Republik noch „im Flore war, zog man den Tod dem Schimpfe „vor. Laßt also in euren Herzen die edle Den„kungsart eurer Vorfahren wieder aufglimmen. „Laßt euch durch das Beyspiel dieser großen Män„ner zu einer Tapferkeit und zur besten Hoffnung „aufmuntern. Und außerdem habe ich noch aus-

wär-

„wärtige Hülfe von dem Crales in Servien, (so „nennte man die Regenten dieser Provinz) zu er„warten, und wir werden unter seinem Beystan„de diejenigen zitternd machen, die uns jetzo so in „die Enge treiben. Das sind also die Wege zur „Ausführung meines Vorhabens. Wißt ihr „aber bessere Vorschläge, so will ich denenselben „ganz gerne und willig folgen.„

Diese Rede fand Beyfall, und Cantacuzenus erfuhr gar bald die deutlichsten Proben von dem Eifer seiner Soldaten. Er begab sich ohne Verzug zu dem Crales in Servien, der einen so rühmlichen Prinzen wohl aufnahm, jedoch seinen Schutz verkaufen wollte, indem er einige Städte von Thessalonich an bis ans Meer zur Belohnung verlangte. Nun hätte Cantacuzenus wohl bey denen Umständen, in denen er sich damals befand, einige Städte hingeben sollen, um sich in völligen Besitz des kayserlichen Throns zu setzen. Allein er schlug die angebotene Hülfe lieber aus, als daß er sie mit so schimpflichen Bedingungen hätte erbetteln sollen. Der Crales verwunderte sich über diese Großmuth, blieb aber doch auf seinem Kopfe. Seine Gemahlinn aber war großmüthiger, und gewährete dem Cantacuzenus sein Verlangen.

Der neue Kayser hatte von dem Bündniß mit dem servischen Fürsten keinen sonderlichen Nutzen. Eine edle Uneigennützigkeit reimt sich mit den Reguln der Staatskunst nicht zusammen, und man ermüdet gar bald, wenn man einem unglücklichen Prinzen nur um der Ehre willen helfen soll. Dem ohnerachtet trifft man manchmal Fürsten an, die

aus lauter Großmuth einander beystehen. Cantacuzenus hatte das Glück, dieses gewahr zu werden. Denn während daß eine so wohl gesittete Nation, als die griechische war, sich durch beständige Untreue hervorthat, so machte sich das Haupt eines barbarischen Volks durch seine Treue berühmt. Amir, Sultan von Lydien, (so heißt der Prinz, von dem ich rede,) sahe die mißlichen Umstände, in denen sich sein Freund Cantacuzenus befand, er rüstete dahero eine Flotte von dreyhundert und achtzig Schiffen aus, und landete an den thracischen Küsten mit ohngefähr dreyßigtausend Mann. Der Sultan zeigte seinen guten Willen, schaffte aber wenig Nutzen. Die Dummheit seiner Truppen nöthigte ihn zweymal wieder in sein Land zu gehen, ohne seine großmüthigen Absichten ausführen zu können. Man stund dem Cantacuzenus sehr öfte nach dem Leben. Apocaucus nahm die niederträchtigsten Dinge vor, endlich aber ward er selber ermordet. Denn da er einmal in einen Thurm gegangen war, wo er alle diejenigen hinein setzen ließ, in die er ein Mißtrauen setzte, so nahm ein Gefangener, Raoul mit Nahmen, eine Keule, faßte den Apocaucus bey der Kehle, und sagte zu ihm: „Du Unglückseliger, „dieser Tag wird deinen Schandthaten ein Ende „machen, und dein Tod wird dem Reiche Ruhe „verschaffen.„ Er schlug zugleich einige mal auf ihn los, und da sich Apocaucus nebst einigen Freunden, die ihm zu Hülfe eilten, vertheidigen wollte, so vereinigten sich die andern Gefangenen mit dem Raoul, und halfen denjenigen umbrin-

gen,

gen, der sie gefangen halten ließ. Dem Körper des Apocaucus begegnete man sehr übel. Man hieb ihm den Kopf ab, steckte denselben auf den höchsten Platz im Thurme auf eine Picke, den Cörper aber hieng man auf. Nun befürchteten die Mörder, daß man ihnen ihren verdienten Lohn geben würde, sie vertheilten sich dahero an alle Thore ihres Gefängnisses, und wollten sich bis auf den letzten Mann wehren, sie konnten aber doch der Wuth der Gemahlinn des Apocaucus nicht entgehen. Diese hatte sich nämlich bey der Kayserinn ausgebeten, sich rächen zu dürfen, sie raste dahero alles Lumpengesindel in Constantinopel zusammen, gab ihnen Geld und Gewehr, besäufte sie, ließ den Thurm stürmen, und alles, was darinnen war, unbarmherzig niedermetzeln.

Das Ende des Apocaucus war auch das Ende des bürgerlichen Krieges, und die Ursache des ruhigen Besitzes des Cantacuzenus von der kayserlichen Krone. Wäre dieser Fürst aber so ehrgeitzig gewesen, als man ihn ausschrie, so würde er die höchste Gewalt nicht mit dem jungen Paläologus getheilt haben, der gar leicht vom Throne zu stoßen gewesen wäre. Allein seine ganze Regierung war ein Beweis, daß er lediglich aus Furcht, von seinem Feinde unterdrückt zu werden, ein Rebelle worden war. Nachdem er acht Jahr regieret hatte, legte er die Krone nieder, und gieng ins Kloster. War er gleich nicht ohne Fehler, so verdient er doch unter den größten Königen eine Stelle.

Johannes Paläologus verdient diesen Lobspruch. Er regierte lange, aber nicht rühmlich. Er stund viel Ungemach auf dem Throne aus, und sein eigener Sohn Andronicus warf ihn ins Gefängniß. Und das wären also die vornehmsten Verschwörungen, die sich in Constantinopel bis zu deren erfolgten Einnahme von den Türken, deren Historie uns auch die traurigste Geschichte aufbehalten hat, zugetragen haben. Glücklich sind diejenigen Völker, die unter einer Regierung leben, wo man von dergleichen blutigen Scenen kein Augenzeuge seyn darf. Man wird kein Reich, keine Provinz, keine Republik antreffen, wo man nicht Stoff zu denen Geschichten, die ich mir zu erzählen vorgesetzt habe, finden könnte. Unterdessen getraue ich mir doch, meinen Landsleuten, denen Franzosen, zum Ruhme nachzusagen, daß sie nur sehr selten von der menschlichen Begierde, groß zu werden, hingerissen worden sind.

Verschwörung
der Prinzen Ludwigs des gütigen
wider
den Kayser ihren Vater.

Nunmehro kömmt die Reihe an den Occident, daß er zum Schauplatze der Verschwörungen werde, und die ersten Gegenstände, die mir darauf

darauf wahrnehmen, werden Söhne seyn, die ihren Vater vom Throne stoßen wollen.

Die Römer hatten lange unter der Tyranney der ostgothischen und longobardischen Könige geseufzet, und wollten nunmehro den kayserlichen Titul wieder in Aufnahme bringen, und einen solchen Prinzen erwählen, der im Stande wäre, seine Würde, zu der man ihn erheben wollte, zu behaupten. Carl der Große war unter allen Potentaten, so damals in Europa regierten, derjenige, der am würdigsten schien, die kayserliche Crone zu besitzen. Ein majestätisches Ansehen und eine sehr vortheilhafte Leibesgestalt prägten sogleich denen, so ihn sahen, Hochachtung ein, und ein heiteres und lebhaftes Gesicht erweckte ihm bey jedermann Liebe. Zu diesen äußerlichen Eigenschaften kam auch eine unüberwindliche Tapferkeit, eine vollkommene Klugheit, heroische Denkungsart, ein sehr großer und durch die Wissenschaften cultivirter Verstand, kurz alle Tugenden, die einen großen König ausmachen. Und welcher Prinz war auch mehr im Stande, das Ebenbild der ersten Kayser vorzustellen, und das Andenken der uralten römischen Macht zu erneuern, als er, zumal da er ganz Deutschland, Gallien, Spanien und Italien beherrschte. Und eben dieses waren die Ursachen, warum ihm die Römer das Kayserthum auftrugen. Er that sich Zeit seines Lebens durch die größten Thaten hervor, und der Wiederbringer des römischen Reichs war eben so groß, als der Stifter desselben.

Ludwig der Gütige, der Sohn und Nachfolger Carls des Großen, war ein sanftmüthiger,

ger, wohlthätiger, liebreicher, freundschaftlicher und über alle maßen gnädiger Prinz, ein Prinz, der die Gerechtigkeit liebte, sehr mäßig lebte, ehrbar in seiner Kleidung, freygebig gegen die Armen, für die Religion sehr eingenommen, und übertrieben andächtig war. Was fehlte ihm also, einen vollkommenen Monarchen vorzustellen? Ein einziges, und dieses war die Regierungskunst. Er war unfähig, die großen Staaten, die ihm sein Vater Carl der Große gelassen hatte, zu regieren, u. nahm sich dahero seinen Sohn, Lotharium den ältesten, zum Reichsgehülfen an, Pipinum machte er zum König von Aquitanien, Ludwig aber zum König von Bayern. Die verständigsten Leute mißbilligten die Aufführung des Kayfers. Warum, sagte man, will man denen jungen Prinzen die Mittel zu herrschsüchtigen Absichten an die Hand geben, und ihnen selbst die Waffen darbieten, die sie mit der Zeit wider ihren Vater und Wohlthäter brauchen könnten? Diese Weißagungen waren mehr als zu wahr.

Bernhard a), König von Italien, hatte an der Theilung, die der Kayser unter seinen Söhnen gemacht hatte, ein großes Mißfallen. Dieser Prinz war ein Vetter Ludwig des gütigen, und machte nach dem Tode des Besitzers auf das Reich An-

a) Er war ein Sohn Pipini, des ältesten Bruders Ludwigs des Sanftmüthigen, und er hätte nach der Ordnung der Erbfolge, so wie sie bey uns ist, Carl dem Großen an statt des ältesten Prinzen dieses Kayfers in der Regierung folgen sollen.

Anspruch. Da er nun darüber empfindlich wurde, daß er von einer Crone, auf die er das völlige Recht zu haben glaubte, ausgeschlossen seyn sollte, so stellte er eine Verschwörung an, und zog Adel und Geistlichkeit mit darein. Seine Unternehmung lief nicht gut ab, so, daß er zu der Gnade eines Vetters, den er wohl kannte, seine Zuflucht nehmen mußte; dem ohnerachtet war der Kayser bey dieser Gelegenheit sehr hart, und ließ ihm und einigen seiner Mitverschwornen die Augen ausstechen. Bernhard starb drey Tage darauf, da dieses geschehen war. Lotharius, der älteste Prinz des Kayserς, überkam seine Regierung.

Ludwig der Sanftmüthige hatte mit seiner andern Gemahlinn, Judith, einen Prinzen gezeugt, der Carl hieß a), dessen Geburth zu den verhaßtesten Complots Anlaß gab, die von undankbaren Kindern wider den allerbesten Vater geschmiedet wurden. Die Kayserinn war eine ehrgeizige Frau, die mit dem bittersten Mißvergnügen die Erhebung der andern Söhne des Kayserς ansahe, da der neugebohrne Prinz nicht die geringste Hoffnung hatte, einmal auf den Thron zu gelangen. Judith war auf Mittel bedacht, ihrem Sohne eine Crone zuzuschanzen. Diese Prinzessinn vermochte bey ihrem einfältigen Gemahl sehr viel, und fuhr dahero beständig fort, ihren Gemahl zu einer neuen Theilung zum Vortheil des jungen in der Wiege liegenden Prinzen zu bewegen. Ludwig aber

a) Das ist Carl der Kahle, der hernach König von Frankreich und Kayser wurde.

aber wollte sich in eine solche Sache nicht einlassen, von der er die traurigen Folgen vorher sahe. Es kostete auch viel Mühe, die andern kayserlichen Prinzen dahin zu bringen, daß sie einen Theil ihrer Ansprüche ihrem jüngern Bruder zum Besten fahren lassen sollten. Es ist eben so bey königlichen Prinzen, wie bey den allerschlechtesten Leuten, das Interesse gilt da mehr, als die brüderliche Liebe. Ohngeachtet aller Hindernisse, die der Judith im Wege stunden, bemühte sie sich doch immer noch, ihr Vorhaben auszuführen. Sie that anfänglich bey den Königen von Aquitanien und Bayern einen Versuch, aber diese waren unbeweglich. Lotharius ließ sich noch mit genauer Noth erbitten, und versprach das, was man von ihm verlangte. Allein es gereuete ihn gar bald, iedoch ließ er sich nichts davon merken.

Endlich beschloß der Kayser, seiner Gemahlinn zu willfahren, da er ihren Bitten nicht länger widerstehen konnte. Er gab also seinem jüngsten Prinzen Carl Deutschland, Rhätien und einen Theil von Burgund, nebst dem königl. Titul. Es ist nicht genug, einen Herrn vorstellen zu können, man muß auch zu gehorchen wissen. Wir werden bald sehen, wie der Kayser das, was er angefangen hatte, ausführte. Der König von Bayern Ludwig, und Pipin, der König von Aquitanien, waren über die gethane Erklärung ihres Vaters sehr unwillig, und faßten dahero den Entschluß, in ihre Staaten zu gehen. Lotharius folgte kurz darauf ihrem Exempel, und gab hierdurch zu er-

kennen, daß er eben so wenig als seine Brüder gesonnen wäre, der Kayserinn zu willfahren.

Judith sahe nun das Ungewitter schon voraus, dahero suchte sie es dadurch zu vertreiben, daß sie Bernharden, Grafen von Barcellona, zu ihrem Minister machte. Das war ein verwegener, kühner, hitziger und hochmüthiger Herr. Er bediente sich der ihm aufgetragenen kayserlichen Gewalt sehr schlecht. Alle reiche Leute wurden aus dem Pallast gejagt, und nur die niederträchtigen Geister, die sich durch schlechte Streiche in die Gnade der Großen setzen, waren es, die bey Hofe überall galten. Der Graf Bernhard war ganz von dem Interesse der Kayserinn eingenommen, und bey dieser Prinzeßinn stund er auch in großem Ansehen. Ihre Bekanntschaft gab zu verschiedenen Reden Anlaß. Man glaubte, daß zwischen diesen beyden Personen ein Liebeshandel vorwalte, die vielleicht weniger von der Liebe, als vielmehr von Herrschsucht beseelt waren; der Pöbel glaubte diese wunderliche Sage, wie gewöhnlich, und dahero kam es, daß man sich wider die Regierung beschwerte.

Es mußten nothwendig Unruhen bey denen Gesinnungen der Leute, wie sie jetzt waren, ausbrechen. Alle vornehme Herren und auch die Geistlichen vom ersten Range wollten den Unordnungen des Staats vorbeugen. Es fehlte denen Rebellen nichts als ein Anführer, und diesen trafen sie endlich unter denen kayserlichen Prinzen an. Pipin war derjenige, den sie an die Spitze stellen wollten. Sie stellten ihm die schlechte Staatsverfassung, die Einfalt des Kaysers, den Hochmuth sei-

seines Ministers, und die Ausschweifung der Kayserinn vor, welche noch darzu zum Besten ihres Sohnes neue Anschläge schmiedete. Und Pipin war auch sehr geneigt, seine Pflicht zu übertreten, und die Partey derer Rebellen zu unterstützen.

Der Minister bekam von der wider ihn angesponnenen Verschwörung Nachricht, und suchte ihr dahero den Hals zu brechen. Es war aber vergeblich. Der Anführer setzte sich mit einer zahlreichen Armee in Marsch, ließ deshalb ein Manifest ergehen, und gieng nun auf den Kayser los. Dieser ward gar bald von seinen Unterthanen im Stiche gelassen. Es blieb weiter niemand bey ihm, als die Kayserinn, der Graf Bernhard, und einige Bischöffe, nebst einer kleinen Anzahl Soldaten. Was war nun bey diesen Umständen zu thun? Man rieth Ludwig dem Sanftmüthigen, daß er suchen sollte, die Rebellen zu besänftigen, und die Urheber des ganzen Krams fortzuschaffen, die etwa Verdacht erwecken könnten. Der Kayser folgte diesem Rathe, und schickte sogleich den Graf Bernhard nach Barcellona. Judith mußte sich in das Marienkloster nach Laon begeben, und der Kayser lagerte sich bey Compiegne.

Die Rebellen holten die Kayserinn aus dem Kloster heraus, sie befürchtete, daß man ihr übel mitspielen würde, und versicherte dahero, daß, wenn man sie mit dem Kayser reden lassen wollte, so wollte sie ihn dahin bringen, daß er die Krone niederlegen, und sich auf Lebenszeit in ein Kloster begeben sollte. Pipin nahm den Vorschlag an,

und ließ die Kayserinn ins kayserliche Lager mit dem Befehl bringen, sie wieder nach Verberie zu begleiten, wo die Rebellen damals waren.

Kaum kriegte sie den Kayser zu sehen, als sie ihn sogleich ermahnte, daß er seinen Thron vertheidigen möchte, von dem man ihn herunter stoßen wollte. „Fasset einen Muth, sagte sie zu ihrem „Gemahl, und lasset euch nicht durch die gegen„wärtige Gefahr abschrecken. Unterdessen müsset „ihr jetzo, um einigermaßen das Unglück, so euch „bedrohet, zu dämpfen, der Gewalt weichen, und „alles das eingehen, was die Rebellen von euch „verlangen werden.„

Nachdem sie nun dem Kayser ihre Meynung entdeckt hatte, so gieng sie wieder in das Lager des Pipinus. Dieser schickte sie nach Poitiers, und wollte sie zwingen, daß sie in der Abtey Ragonde eine Nonne werden sollte. Endlich verglichen sich die Rebellen mit dem Kayser, daß man in einer deshalb zu Compiegne anzustellenden Versammlung über die besten Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe im Reiche übereinkommen wollte. Ludwig gieng an den bestimmten Ort, und wollte einen für ihn daselbst aufgebauten Thron nicht besteigen. Ja es blieb nicht einmal bey dieser einem Kayser unanständigen Gestalt, sondern er ließ sich in der Rede, die er an die Rebellen hielt, noch mehr herunter: „Niemals, sagte er, ist wohl ein Ex„empel eines Regenten zu sehen gewesen, dem von sei„nen Unterthanen so begegnet worden ist, wie mir. „Nun hat sich zwar auch kein Kayser so aufgefüh„ret, wie ich; allein weit gefehlt, daß ich euch

„Vorwürfe machen sollte, so will ich euch lieber
„Dank abstatten. Ich will inskünftige lediglich
„nach eurem Willen regieren, und will weiter
„nichts, als den von mir gemachten Theilungstra-
„ctat in Ansehung der Erbfolge im Reiche gehal-
„ten wissen. Was die von euch verurtheilte
„Kayserinn anbelangt, so gehört es mir, daß ich
„sie bestrafe, ich schenke ihr aber mit der Bedin-
„gung das Leben, wenn sie den Schleyer nehmen
„und Buße thun wird.„

Es ist doch etwas großes, wenn man einen Prinzen mitten in seinem Unglück seinen Stand, den er bekleidet, behaupten sieht. Nichts davon zu gedenken, ob es eben gut gewesen ist, wenn der Kayser würklich so geredet hätte, wie es ihm zukam, so ist doch so viel gewiß, daß die Niederträchtigkeit seiner Unternehmung und seine Rede eine Rebellion veranlasseten, die eine Würkung seiner Tapferkeit und Unerschrockenheit hätte seyn sollen. Die, so dabey waren, wurden von dem, was sie gehöret und gesehen hatten, gerühret. Man nöthigte **Ludwigen**, auf dem Throne Platz zu nehmen, und man erwies ihm alle Achtung und schuldigen Gehorsam. Die andern beyden kayserlichen Prinzen hatten sich in die Verschwörung nicht eingelassen, und dennoch wird man sehen, daß sie sich eben so schändlich aufgeführet haben, wenn man die Ursachen eines solchen Bezeigens wissen wird. Der König von Bayern blieb gewissermaßen neutral, und wollte dem **Pipinus** weder helfen, noch schaden. Er that weder dem Kayser noch dem König von Aquitanien etwas zuwider, und paßte nur eine

Gele-

Gelegenheit ab, wo er allen beyden auf den Hals fallen könnte. So politisch war er. Und wenn sich Lotharius nicht für die Rebellen erklärte, so geschah es bloß darum, weil man einen andern, als ihn, zum Anführer gewählt hatte. Er ließ es sich deutlich genug merken, daß er ins künftige die Hauptperson spielen wolle. Er bemächtigte sich der Person seines Vaters, ließ ihm nichts als den bloßen kayserlichen Titul, und maßte sich aller Gewalt an. Er untergab ihn einigen Mönchen, die ihm die Lust zum Mönchsleben einpredigen mußten.

Allein die Mönche, denen man diese fatale Commißion aufgetragen hatte, sahen wohl ein, daß es besser seyn würde, wenn ein Monarch, der sich sehr gütig gegen sie erzeigte, auf dem Throne bliebe, als wenn er in ein Kloster eingesperret würde, wo er ihnen weiter nichts als eine eitle Ehre verschaffen könnte. Sie suchten dahero Ludwig den Sanftmüthigen wieder aufzumuntern, und gaben ihm zu verstehen, daß wenn er nur ein wenig Muth blicken lassen wollte, so würde man ihm wieder zu seiner Crone verhelfen. Gombaut, ein schlechter Mönch, suchte dieses Vorhaben auszuführen, denn er bildete sich ein, mit der Zeit oberster Minister zu werden. Er begab sich in der Stille nach Bayern und Aquitanien, um mit Ludwigen und Pipino zu tractiren. Diese gaben den Vorschlägen, die ihnen der Kayser thun ließ, Gehör, ob es gleich nicht so wohl aus kindlicher Liebe, als aus Neid gegen ihren ältern Bruder geschah, der sich ordentlich wie ihr Oberherr gegen sie bezeigte. Unterdessen versprachen sie alles

nur unter der Bedingung, wenn man die Gränzen ihrer Staaten erweitern würde. Gombaut gieng alles ein, was man haben wollte, gieng zum Kayser, und redete folgendermaßen zu ihm: „Wenn ihr nicht mit der äußersten Strenge die „wider euch begangenen Verbrechen bestraft, so „werdet ihr niemals ruhig regieren können. Wollt „ihr die vornehmsten Reichsstände unterdrückt wis„sen, so thut euer möglichstes, daß ihr sie demü„thiget, und setzet denen Drohungen der Anhän„ger des Lotharius diejenige Unerschrockenheit „entgegen, die allein im Stande ist, die Entwürfe „eines aufrührerischen Haufens zu zernichten.„ Das Verlangen, sich zu rächen und die Crone zu behaupten, machte weniger Eindruck bey dem sanftmüthigen Kayser, als diejenige Judith wieder zu sehen, wider deren Aufführung er sich so sehr beschweret hatte.

Man hielt zu Niemegen einen Reichstag, und der Anhang des Kaysers war am stärksten. Ludwig zeigte sein Ansehen, und dieses setzte die Aufrührer in Furcht, weil sie sahen, daß der Kayser sich für nichts fürchtete. Sie giengen zum Lotharius, um mit ihm der Maaßregeln wegen überein zu kommen, die man bey diesen bedenklichen Umständen nehmen müßte. Die ganze Nacht ward mit Berathschlagen zugebracht, und dem ohngeachtet gieng man unverrichteter Sachen wieder aus einander. Lotharius bekam hierauf Befehl, nach Hofe zu kommen. Er wußte nicht, was er hierbey thun sollte, denn ohngeachtet der ihm gegebenen Versicherungen, befürchtete er dennoch,

daß

daß er gefangen genommen werden möchte; endlich gieng er doch zu dem Kayser. Dieser nahm seinen Prinzen gütig auf, umarmte ihn, und nachdem er ihm einige Verweise wegen seiner schlechten Aufführung gegeben hatte, so sagte er folgendes zu ihm: „Die Uneinigkeit, in der wir uns befin„den, muß für uns nothwendig betrübte Folgen „nach sich ziehen. Ich hatte, da ich euch zum „Reichsgehülfen annahm, weiter keine Macht über „euch, als daß ich euer Vater war; allein habe „ich euch denn wohl diese väterliche Gewalt fühlen „lassen? Dem ohnerachtet habt ihr euch wider „mich empöret, und euch bemühet, mir eine Cro„ne zu rauben, die ich schon mit euch theilte, und „auf die ihr erst durch meinen Tod ein Recht er„langetet. Nichts, als eine geschwinde und auf„richtige Versöhnung, kann euern begangenen Feh„ler wieder gut machen. Hütet euch aber, daß „ihr euch nicht durch böse Rathgeber verführen „lasset, die euch zum andern male in ein Laster „reißen, und euch vor euern Vater, vor Gott und „aller Welt verwerflich machen können.„ Eine so rührende Rede brachte in dem Herzen des Lotharius alle Regungen der kindlichen Liebe in Bewegung. Der junge Prinz fiel seinem Vater zu Füßen, bat um Gnade, und versprach, seiner kindlichen Pflicht gemäß zu leben.

Die vornehmsten Herren, die an der Rebellion Theil genommen hatten, wurden ins Gefängniß oder ins Elend verwiesen. Und da nunmehro Ludwig der Sanftmüthige wieder als Oberherr handeln konnte, so rufte er die Kayserinn wieder

zurück, die ihre Unschuld in Ansehung der Verbrechen, die man ihr Schuld gegeben hatte, darzuthun suchte. Man mußte sich auch in Ermangelung eines Anklägers auf die Prinzeßinn verlassen, die vermittelst eines Eidschwures ihre Ehre behauptete. Eben dieser Mittel bediente sich Graf **Bernhard** zu seiner Rechtfertigung, er mußte aber nach Barcellona wandern, ohne seinen vorigen Posten wieder einnehmen zu können. Dieser Herr war an dem ganzen Unglücke schuld, **Gombaut** aber hatte seinen Herrn wieder eingesetzt, dahero mußte ihm auch auf verschiedene Art begegnet werden. Der Mönch vertrat des Grafen Stelle, und wurde erster Minister.

Der Kayser machte nach wiederhergestellter Ruhe eine neue Theilung unter seinen Prinzen. Er machte die Reiche **Ludwigs**, Königs von Bayern und **Carls** größer, und diesen Schaden mußten **Lotharius** und seine Staaten tragen. Dieser letzte bekam das einzige Italien. Man nahm ihm den kayserlichen Titul, und sein Nahme ward aus den öffentlichen Urkunden weggelassen. Er erhielt nach dieser wohlverdienten und unerwarteten Strafe die Erlaubniß, in sein Königreich zu gehen. **Ludwig** reisete auch nach Bayern, und **Pipinus** nach Aquitanien. Dieses ist nicht die einzige Verschwörung, die man wider einen Prinzen machte, der seiner Tugend und seines guten Charakters wegen liebenswürdig, aber auch durch seine Einfalt und schlechte Staatskunst verwerflich war.

Ludwig der Gütige kannte seine Prinzen sehr gut, und war wegen ihrer Herrschsucht sehr

in

in Unruhe. Er wollte dahero kurz nach ihrer Abreise ihre Gesinnungen prüfen. Er ließ sie deswegen auf einen Reichstag in Thionville zusammen kommen. Ludwig und Lotharius kamen dahin, Pipinus entschuldigte aber sein Außenbleiben aus verschiedenen Ursachen. Der Kayser gerieth daher in ein Mißtrauen, und wiederholte seinen Befehl so oft, daß Pipinus genöthiget wurde, sich nach Aachen zu begeben. Daselbst ward er sehr übel aufgenommen. Er mußte bey hoher Strafe am Hofe bleiben, Pipinus hatte dergleichen Begegnung nicht erwartet, und setzte sich dahero vor, daß er sich rächen wollte. Er gieng bey der Nacht davon, und in sein Königreich. Ueber diese geschwinde Abreise wunderte sich der Kayser erstaunend, und berufte einen allgemeinen Reichstag nach Orleans zusammen, wohin die drey Prinzen auch kommen mußten. Der König von Bayern aber marschirte vielmehr mit einer zahlreichen Armee auf Elsaß, Sachsen und Austrasien los, um diese Länder einzunehmen.

Der Kayser erschrack über diese Nachricht, ließ geschwinde Truppen werben, und gieng dem rebellischen Prinzen entgegen. Dieser hatte sich bey Langardheim ohnweit Worms gelagert, und sahe wohl, daß sich die Sachsen und Austrasier zu seinem Vortheile nicht empörten, wie man ihm Hoffnung gemacht hatte. Er faßte also den Entschluß, wieder zurück nach Bayern zu gehen, weil er der kayserlichen Armee nicht gewachsen war. Man verfolgte ihn, und es blieb ihm nichts anders übrig, als sich zu unterwerfen, und die Gnade seines Va-

ters anzuflehen, der sie ihm auch wirklich angedeyhen ließ, und das Unternehmen seines Sohnes denen Rathschlägen einiger übelgesinnter Personen zuschrieb. Hierauf gieng der Kayser mit seiner Armee auf Pipinum los, der sich auf Eingeben des Grafen Bernhards aufs neue wider den Kayser empört hatte. Und da auch hier der Kayser die Oberhand behielt, so befahl er seinem Prinzen, vor ihn zu kommen, mit dem Bedeuten, daß er im Fall des Ungehorsams ohne alle Gnade auf ewig enterbt werden würde. Pipinus gieng also zum Kayser, der ihm einen derben Verweis gab, und ihn nach Trier gefangen setzen ließ. Der Urheber der Rebellion, Graf Bernhard, verlohr seine Statthalterschaft in Barcellona. Dieses war eine sehr gnädige Strafe vor einen Mann, der nicht aufhörte, Unfug im Reiche anzurichten.

Judith gieng beständig mit ihren herrschsüchtigen Entwürfen schwanger. Diese Prinzeßinn sahe mit Vergnügen die Spaltungen zwischen dem Vater und seinen Prinzen an, und der Prinz Carl mußte nothwendig Vortheil daraus ziehen. Unterdessen bemühte sich die Kayserinn beständig, einen Prinzen in ihr Interesse zu ziehen, und Lotharius schien ihr dazu am bequemsten zu seyn. Sie versöhnte sich also mit ihm, ohne jedoch ihm den kayserlichen Titul wieder zu verschaffen. Hierauf arbeitete Judith daran, die andern kayserlichen Prinzen bey dem Kayser anzuschwärzen, und sie fand auch Gelegenheit dazu. Der König von Aquitanien betrog die Wache, die ihn nach Trier bringen sollte, er entwischte, und ergriff aufs

neue

neue wider seinen Vater die Waffen. Die Kayserinn bediente sich dieser Gelegenheit auf eine feine Art, und stellte ihrem Gemahl vor, daß er das Schlachtopfer seiner übertriebenen Nachsicht werden würde, wenn er nicht zu rechter Zeit das Rauche herauskehren wollte. „Ihr müßt ein Exem„pel statuiren, und dem Pipinus das Königreich „Aquitanien nehmen, außerdem ihr die Prinzen „niemals in Schranken halten werdet.„ Der Kayser war allzu sehr über seine Prinzen mißvergnügt, als daß er nicht hätte dem Rathe der Kayserinn folgen sollen. Er widerrufte also die Schenkung, die er dem Pipinus gemacht hatte, und gab Aquitanien demjenigen Prinzen, der der einzige Gegenstand der Kayserinn war. Um aber den Lotharius nicht vor den Kopf zu stoßen, und seinem Prinz Carl dessen Liebe zuzuziehen, so vermehrte er seine Staaten um ein merkliches.

Ob nun schon Lotharius bey dieser Einrichtung seinen Vortheil hatte, so sahe er doch gar wohl ein, daß Judith nur aus Interesse so handelte, und daß sie nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, wo sie dem Prinz Carl den kayserlichen Titul zuschanzen könnte. Er setzte sich also jetzo vor, sich wider die Kayserinn zu erklären, allein er brauchte auch Verstellung dabey. Nachdem er nun Mittel zu Ausführung seines Vorhabens ausfindig gemacht hatte, so ließ er dem Kayser sagen, daß er Aquitanien wieder herausgeben sollte, außerdem er die Waffen ergreifen würde, um einem auf eine unrechtmäßige Art unterdrückten Prinzen beyzustehen. Diese Drohungen setz-

ten den Kayser in Erstaunen, er furchte sich aber vor den Folgen, zumal da er sahe, daß die drey Brüder mit vereinigten Kräften wider ihn agirten. Die rebellischen Prinzen bemühten sich, die vornehmsten Prälaten auf ihre Seite zu bringen, damit die Verschwörung weniger verhaßt würde, wenn man sähe, daß so ehrwürdige Männer darein verwickelt wären. Der Pabst selbst erklärte sich vor den Lotharius, und begleitete ihn nach Elsaß, wo die Armeen derer drey Brüder zusammen stoßen sollten.

Der Kayser ließ die drey Prinzen durch einen Bischof bedeuten, von ihrem Vorhaben abzustehen, allein Lotharius antwortete diesem Abgesandten: „Man hat mir Unrecht gethan, da man „mir beygemessen hat, daß ich meine drey Brüder „zum Aufruhr aufgehetzt habe, ich habe mich aber „verbunden geachtet, ihre Partey zu halten, weil „ich gesehen habe, daß man ihnen Unrecht thut. „Ich will nur ihre Rechte bey dem Kayser geltend „machen. Ich beschwöre ihn dahero, zu bedenken, daß wir seine Kinder sind, und ich hoffe, „daß diese Eigenschaft, da sie mit unserer Unschuld verknüpft ist, ein so zärtliches Herz, als „das seinige ist, rühren wird.

„Ich habe zwar einige Vasallen meines Vaters „unter meinen Schutz genommen, aber dieses ist „bloß darum geschehen, damit ich sie der Wuth „dererjenigen niederträchtigen Hofleute entreiße, „die sich eine Ehre daraus machen, wenn sie alle „wohlverdiente Leute verfolgen können. Man darf „auch nur bedenken, daß ich Reichsgehülfe gewesen

„sen bin, und wenn man mir diesen Titul, der „mir doch gehört, gottloser Ohrenbläsereyen we„gen entzieht, so will ich mir doch meine Rechte „nicht vergeben, zumal wenn es darauf ankömmt, „daß ich meine Brüder und die getreuesten Unter„thanen beschützen soll.„

Man kann auch die lasterhafteste That auf der guten Seite zeigen, und es ist gewiß allemal der Vorwand des gemeinen Besten, weswegen Unterthanen wider ihre Herren die Waffen ergreifen. Und solchergestalt konnte die Rede des **Lotharii** nur diejenigen einfältigen Tropfe betrügen, die sich einbilden, daß Prinzen auch selbst zu der Zeit die allgemeine Glückseligkeit zur Absicht haben, wenn sie ihre Staaten in das abscheulichste Unglück stürzen, bloß um ihrem Ehrgeiz ein Gnüge zu leisten. Verständige Leute wußten die Bewegungsgründe des kayserlichen Prinzen besser. Was aber **Ludwig den Sanftmüthigen** am meisten verdroß, war dieses, daß der Pabst mitten unter der Armee seiner Prinzen war. Dieser allein war im Stande, das Volk auf ihre Seite zu bringen. Allein eben dieses bewog auch verschiedene Bischöfe in Deutschland, an den Pabst **Gregorium IV.** zu schreiben, und ihm seine ungebührliche Aufführung vorzuhalten. Der Pabst aber begegnete diesen klugen Prälaten sehr stolz.

Die beyden Armeen giengen mitten unter den Unterhandlungen des Kayfers und seiner Prinzen auf einander los, und kamen gegen einander zu stehen. Diejenigen Herren, so **Ludwig dem Sanftmüthigen** treu geblieben waren, wollten

eine

eine Schlacht geliefert wissen. Sie erwarteten die Befehle zum Schlagen voller Ungedult, als der Pabst mit seinem ganzen Gefolge zwischen beyden Armeen erschien. Man gab dem Kayser hiervon Nachricht, dieser aber erwartete ihn, ohne ihm entgegen zu gehen. „Ihr seyd nicht, sagte der „Kayser, mit eben den Ehrenbezeigungen, die euch „gebühren, und den römischen Päbsten von mei„nen Vorfahren und mir iederzeit erwiesen wor„den sind, empfangen worden; allein ihr werdet „auch bekennen müssen, daß ihr mit ganz andern „Gesinnungen zu mir kommt, als sie.„ „Ihr „sollt wissen, antwortete Gregorius, daß wir „aus gerechten Absichten hieher kommen, nämlich „in der Absicht, Frieden stiften zu helfen.„ Während dieser Unterredung machten die Prinzen die kayserlichen Soldaten abspenstig, so daß Ludwig, da er sich ganz verlassen sahe, zu denen übrigen, die noch bey ihm waren, sagte, daß sie dem Beyspiele der andern folgen sollten. „Geht zu mei„nen Söhnen, sagte er, denn es würde mich äu„ßerst kränken, wenn ihr um eurer Treue willen „gegen mich das Leben verlieren solltet.„

Da nun der Kayser befürchtete, daß ihm die Soldaten übel begegnen möchten, die einem unglücklichen Prinzen nicht mehr gehorsamten, so ließ er denen drey Prinzen Vorschläge thun, und erbot sich, sich mit der Bedingung zu übergeben, wenn man ihm Leben und Freyheit schenken, und weder der Kayserinn noch dem Prinzen Carl die Augen ausstechen wollte. Er gieng, nachdem man ihm darauf geantwortet hatte, in das Lager der Prin-

zen,

zen, die sogleich vom Pferde stiegen, so bald sie ihren Vater ansichtig wurden. Der Vater umarmte seine Kinder, allein diese Zärtlichkeiten machten bey drey ungerathenen Söhnen wenig Eindruck. So bald dieser unglückliche Monarch in den Händen seiner Feinde war, so übergab man ihn und den Prinz Carl dem **Lotharius**, der sie sorgfältig bewachen ließ. Die Kayserinn ward nach Tortona ins Gefängniß geschickt. Die rebellischen Prinzen und Herren erklärten in einer Versammlung den Kayser der Regierung unwürdig, und setzten ihn ab. Man machte auch einen neuen Theilungstractat, worinnen Carl leer ausgieng. Viele Leute waren mit diesem Bezeigen gegen den Kayser nicht zufrieden, niemand aber hatte mehr Ursache, sich zu beklagen, als der Pabst, der den Frieden zwischen Vater und Söhnen hatte stiften wollen. Er gieng deßhalb voller Verdruß wieder fort, da er Zeuge von einer Scene gewesen war, von der man ihm wenigstens das Schauspiel nicht hätte zeigen sollen. Hatte gleich Gregorius keinen Antheil an dieser verhaßten Begebenheit, so ist doch unleugbar, daß man ihn eine Rolle spielen ließ, die seiner Würde sehr unanständig war.

Die Anhänger des **Lotharius** wollten ihn zum Kayser erwählen, allein die Ausführung dieses Vorschlags kam ihnen schwer vor. Man fieng schon an, den sanftmüthigen **Ludwig** zu bedauern. Außerdem befürchtete **Lotharius** auch, daß er sich seine Brüder auf den Hals ziehen möchte, wenn er sich zum Kayser aufwürfe. Er unterstund sich nicht, seine ehrgeizigen Absichten zu offenbaren, und

schlug sogar die kayserliche Würde, die man ihm anbot, aus; allein die Herren, so mit ihm unter einer Decke lagen, droheten ihm, daß sie im Verweigerungsfall einen andern Kayser wählen würden. Lotharius stellte sich also, als wenn er diesem Antrage nicht widerstehen könnte, und nahm die Kayserkrone an. Und weil man nun allezeit wegen einer Empörung zum Vortheil Ludwig des Sanftmüthigen besorgt war, so suchte man ihm den Weg zum Throne gänzlich abzuschneiden. Man beschloß also, diesem unglücklichen Prinzen den Proceß zu machen, und ihn zu einer ewigen Bußübung zu verdammen, gleich als wenn er die größten Laster begangen hätte.

Die Prälaten ließen sich zu dieser verhaßten Unternehmung ganz willig brauchen, und leisteten dem Lotharius und seinem Ehrgeize ihre willigen Dienste. Dieser Prinz erschien in der Versammlung der Bischöfe, und klagte seinen Vater selbst an. Er sagte, daß die Unordnungen, die in dem Reiche entstanden wären, lediglich an dem Kayser gelegen hätten. Er beschloß diese ärgerliche Rede damit, daß der Urheber so vielen Unglücks Zeit Lebens Buße thun sollte. Die meisten Prälaten, die Lotharius entweder durch Drohungen in Furcht gejagt, oder durch Geschenke auf seine Seite gebracht hatte, waren niederträchtig genung, ihm Beyfall zu geben, und die meisten großen Herren folgten ihrem Exempel.

Man schickte einige Bischöfe an den Kayser, um ihm sein Urtheil anzukündigen. Sie thaten alles mögliche, um ihm rechte Gewissensscrupel

in

in den Kopf zu setzen, damit er sich selbst zur Vollziehung dieses Urtheils bequemen möchte; da sie ihn aber nicht in derjenigen Gemüthsverfassung fanden, wie sie wohl wünschten, so wendete man Zwangsmittel an. Der Kayser ward also genöthiget, sich alle dem, was man von ihm foderte, zu unterwerfen. Man brachte ihn nach Soissons, und die Prälaten erwählten die Kirche des heiligen Medardi zu derjenigen Schaubühne, auf der sie die gottlosesten Personen vorstellen wollten. Sie sahen sehr gerne, daß sie viel Zuschauer hatten, und ließen dahero so viel Volk in die Kirche, als hinein gieng. Sobald nun alles zu dieser abscheulichen Ceremonie fertig war, so nahm **Lotharius** und alle vornehme Herren am Hofe ihren Platz. Der Kayser trat vor; er hatte seinen kayserlichen Habit an, den man ihm aber bald schimpflicher Weise auszog. Fast jedermann ward durch diesen traurigen Anblick gerührt, nur **Lotharius** und einige gottlose Hofleute waren dabey unempfindlich. Der Kayser kniete auf einem Küssen, so vor dem Altar lag, und bekannte vor aller Welt, daß er durch seine böse Regierung Gott beleidiget, die Kirche geärgert, und seine Unterthanen unterdrückt hätte, er wollte dahero zur Aussöhnung so vieler Verbrechen derjenigen Buße sich unterwerfen, die man ihm auflegen würde. Mit dieser allgemeinen Beichte waren die Prälaten nicht zufrieden, sondern sagten ihm, daß er es ganz anders anfangen müsse, wenn er es mit Gott wieder gut machen wollte. Man legte ihm also eine öffentliche Beichtformul von acht Artikuln vor, de-

ren Inhalt folgender war, daß man ihn zu einem Kirchenräuber, Mörder, Meyneidigen, Friedensstöhrer, Todtschläger, und Tyrannen machte. Man beschuldigte ihn einer abscheulichen Sünde, daß er zur Fastenzeit einen Feldzug gethan, und eine Versammlung am grünen Donnerstage anberaumt hätte. Man schrieb ihm Raub, Diebstahl, und alle Gottlosigkeit zu, die die Soldaten währenden Kriegs begangen hatten. Diejenigen Mittel, deren er sich zu Erhaltung seiner Krone bedient hatte, sahe man als ein unerhörtes Verbrechen an, und man verziehe ihm nicht, daß er seine Gemahlinn, die wegen Ehebruchs verdächtig war, sich durch einen Eid hatte reinigen lassen. Dieses war der Innhalt seiner öffentlichen Beichte. Er las sie laut ab, netzte sie mit Thränen, bekannte das, was darinnen enthalten war, gab die Formul den Prälaten wieder, und diese legten sie auf den Altar. Hierauf legte der Kayser die Kennzeichen seiner Würde ab, und zog den Bußkittel an. Nach dieser Absetzung führte man ihn in eine Mönchszelle, wo man ihn unter einer guten Bedeckung zu Vollbringung seiner Buße nöthigte.

Jedermann war darüber mißvergnügt, daß man diesem guten Kayser so mitspielte. Man beschwerte sich öffentlich wider die Prälaten, die sich niederträchtiger Weise in die abscheulichen Complots eines ehrgeizigen Sohnes hatten einflechten lassen. Sonderlich war Ebon, Erzbischof von Rheims, vor aller Welt ein Scheusal. Er war ein gebohrner Sclave, und diese Gesinnungen hiengen

ihm

ihm noch immer an. Sein feiner Verstand stund mit seinem bösen Herzen in gleichem Grade. Er versteckte unter dem Scheine der Klugheit und der Tugend einen sehr großen Hochmuth und Ehrgeiz. Er konnte seine Fehler meisterlich verstellen, und er ließ dahero bloß seine äußerlichen guten Eigenschaften hervorleuchten. Mit Demuth und List hatte er sich in die Gunst des Kayfers gesetzt, mit welchem er auferzogen worden war. Die großen Gunstbezeigungen, die man ihm erwies, waren ein Beweis seiner Undankbarkeit, und deswegen machte Teganus, Erzbischof von Trier, ihm die bittersten Vorwürfe. Denn dieser ließ an seinen Bruder in Christo ein Schreiben ergehen, das in der That nicht christlich geschrieben war, sondern worinnen man nur die Züge eines eifrigen und getreuen Unterthans antrifft. Der Erzbischof von Rheims ward folgendergestalt von dem Teganus angeredet: „Bist du, niederträchtiger Sclave, „auf eine solche Art deinem Herrn für die Wohl„thaten, damit er dich überschüttet hat, erkennt„lich? Er hat dir den Purpur anziehen lassen, „und du bekleidest ihn mit einer Kutte. Er hat „dich auf den bischöflichen Stuhl erhoben, und „du willst ihn vom Throne jagen. Du elender „Freygelassener, hörst denn du die Stimme dei„nes Gottes nicht, der dir zuruft: Der Knecht „ist nicht über seinen Herrn? Und ist dir denn die „Regul, die uns der Apostel in Ansehung der Ach„tung giebt, die wir den Königen schuldig sind, „unbekannt?„

Noch verschiedene andere Geistliche blieben dem Kayser getreu. Der Abt zu Fulda Rabanus schrieb von dem Gehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit eine Abhandlung. Er zeigte, daß es niemals erlaubt sey, die Waffen wider seinen König zu ergreifen, und zog gewaltig auf die Kinderlos, die die Königreiche und Güter ihrer Väter an sich reißen wollen. Auch die deutschen Prälaten wurden darinnen nicht geschont, und man wies denen Geistlichen, daß sie bey ihrer Bibel bleiben sollen. „Verachtet, sagte der Abt von Corbey, „indem er den Kayser anredete, verachtet die Ur„theile der Leute von euch. Niemand, als der „euch auf den Thron setzte, hat das Recht, euch „zu verurtheilen. Hat euch gleich die Gottlosig„keit eurer Feinde denselben geraubt, so laßt euch „durch diese flüchtige Bosheit nicht niederschlagen; „vertrauet Gott, der auch diejenigen züchtiget, die „er lieb hat, und er wird euer Beschützer seyn. „Bedenket allemal, daß ihr ein Christ seyd, und „vergebet dasjenige Unrecht von ganzem Herzen, „so man euch angethan hat; der Himmel wird „euch gewiß rächen.„

Da man nun solchergestalt die gute Sache des Kaysers aufs beste vertheidigte, so ward dieser in eine Zelle eingeschlossene Prinz sehr scharf bewacht. Er sollte mit aller Gewalt ein Mönch werden, und man wendete darzu die härtesten Mittel an. Man hinterbrachte ihm falsche Berichte: bald machte man ihm weiß, daß die Kayserinn eine Nonne worden wäre, bald daß sie todt sey, bald daß Prinz Carl in einen Orden eingekleidet worden sey.

Nie-

Niemand unterstund sich, dem Kayser zu sagen, daß dieses alles erdichtet wäre, bis auf einen Mönch, der Harduin hieß.

Es war aber dieses nicht so leicht, als man dachte; denn die Wache gieng nicht von der Stelle, und ließ niemanden vor den Kayser. Dem ohnerachtet ließ Harduin seinen Muth nicht sinken. Er fieng aber seine Sache folgendergestalt an: da er das Brod vom Kayser zum Opfer empfieng, so drückte er ihm die Hand, und sagte ganz leise zu ihm: Es ist neben dem Altar. Ludwig blieb nach der Communion allein in seinem Bethstübchen, die Wache aber war an der Thüre; hierauf sahe er an den Altar, und wurde ein zusammengerolltes Papier gewahr, das er aufhub, und daraus ersahe, daß alle Nachrichten falsch und ihm bloß darum hinterbracht worden wären, damit er ein Mönch hätte werden sollen.

Da nun dieses Ludwig der Sanftmüthige erfahren hatte, so war es gar nicht möglich, ihn zum Mönchsleben zu bringen. Man brachte ihn von Soissons nach Aachen, und bewachte ihn noch viel genauer. Unterdessen sahe Lotharius wohl ein, daß ihn seine Aufführung verhaßt gemacht hatte; dahero bemühte er sich, das gemeine Volk auf seine Seite zu bringen. Er machte Anstalten, um den Einfällen der Barbaren vorzubeugen, ließ auf das genaueste Recht und Gerechtigkeit handhaben, beschützte die Wissenschaften und freyen Künste; kurz, er bemühte sich, durch seine kluge Regierung die Schande seiner Rebellion zu bedecken. Allein das Volk ließ sich nicht durch Tugenden blen-

den, an denen das Herz keinen Antheil hatte, und die nur eine bloße Würkung der Staatskunst waren. Man machte sich keine Hoffnung, lange Zeit unter einem Regenten glücklich zu seyn, der die natürlichen Empfindungen erstickte, um seinen Ehrgeiz zu besänftigen. Denn wie konnte wohl ein Prinz, der seinem Vater auf die grausamste Art mitspielte, bey dem Unglück seiner Unterthanen empfindlich seyn? Diese Gedanken setzte sich der Pöbel natürlicher Weise in den Kopf, und bekam dadurch für den Lotharius und seinen Anhängern einen billigen Abscheu. Die Sachsen und die Städte am Rhein wollten nur einen Anführer haben, um nach Aachen zu gehen, wo der Kayser gefangen saß. Man lag denen Königen von Bayern und Aquitanien sehr an, ihren Vater zu befreyen, und fast in allen Provinzen wünschte man recht sehnlich, daß der Kayser wieder auf den Thron gesetzet werden möchte.

Fast alles waren Vorbothen eines allgemeinen Aufstandes, der auch würklich bald ausbrach. Die Könige von Bayern und Aquitanien hatten sich wider **Lotharium** erkläret, und dieser war gar nicht im Stande, so mächtigen Feinden zu widerstehen. Da er nun sahe, daß man den Kayser heraushaben wollte, und daß er ihn nicht mehr bey sich behalten konnte, so ließ er ihn mit dem jungen Prinzen Carl zu St. Denys, und er gieng nach Vienne. Die Könige von Bayern und Aquitanien giengen geschwind zu ihrem Vater, der ihnen alle mögliche Proben der lebhaftesten Erkenntlichkeit ablegte. Diese Prinzen boten ihm an, die

kay-

ferlichen Zierrathen wieder zu nehmen, er wollte aber erstlich von denen Prälaten losgesprochen seyn. Man versammelte sich zu St. Denys, der Kayser ward von denen Bischöfen wieder losgesprochen, und diese setzten ihm die kayserliche Crone auf. Eine große Menge Volks war dabey zugegen, und ließ ein Freudengeschrey nach dem andern erschallen.

Man kann leicht denken, daß Ludwig der Sanftmüthige auch an die Kayserinn gedacht haben wird. Er ließ sie von Tortona hohlen, und wartete in Aachen auf sie. Hier ließ er die vornehmsten Herren zusammen kommen, und berathschlagte sich mit ihnen über die Mittel und Wege, wie man den Lotharius wieder herbey bringen könnte. Man rieth dem Kayser, daß er diesen rebellischen Prinzen verfolgen, und ihn zu seiner Schuldigkeit mit Gewalt bringen sollte. Ludwig konnte sich aber hierzu nicht entschließen, sondern hoffte vielmehr, seinen Prinzen mit Liebe zu gewinnen. Er that selbst vortheilhafte Vorschläge, die Lotharius ganz verächtlich verwarf, weil er sich auf seine Armee verließ. Allein die weit stärkere kayserliche Armee nöthigte ihn, um Gnade zu bitten. Er erhielt die Erlaubniß, bey dem Kayser einen Fußfall zu thun. Dieser saß auf seinem Throne, hatte seine Leibwacht und die Könige von Aquitanien und Bayern neben sich, deren wildes Ansehen gerade das Gegentheil von der demüthigen Gestalt ihres bösen Bruders war. Lotharius ward von seinen Ministern und denen vornehmsten Officiers dahin begleitet. Sie hatten

kein Gewehr bey sich, schlugen die Augen nieder, und sahen aus wie arme Sünder, die zum Tode gehen sollen. Sie fielen alle zugleich zur Erde, und baten den Kayser um Gnade. Dieses war für Ludwig den Sanftmüthigen ein Tag des Triumphs. Er empfieng seinen Sohn mit einer gewissen Art von Leutseligkeit und Ernsthaftigkeit. Er gab ihm einige Verweise, und sagte zu ihm: „Ich will deine Rebellionen ganz gerne vergessen, „und dich wieder nach Italien gehen lassen, al„lein du sollst niemals ohne meine Erlaubniß über „die Alpen gehen. Ich lasse dich bey dem Besitz „deines Königreichs, aber du mußt ganz und gar „von mir abhängig seyn.„ Lotharius mußte gehorchen, und dem Kayser den Eid der Treue schwören.

So ungerecht auch die Absetzung Ludwigs gewesen war, so war man doch sehr vor die Meynung eingenommen, daß ein zu öffentlicher Abbitte verdammter Sünder niemals zu seinen vorigen Ehrenstellen gelangen könnte, dahero sich auch viele Leute ein Bedenken machten, Ludwigen für ihren Herrn zu erkennen. Hätte man die Gemüther nicht zu besänftigen gesucht, so würde vielleicht dieser unbillige Aberglaube traurige Folgen nach sich gezogen haben. Man untersuchte also das wider den Kayser ausgesprochene Urtheil, und vernichtete es mit einstimmiger Meynung aller Bischöfe, und selbst derjenigen, die einige Jahre zuvor die Vermegenheit oder Schwachheit gehabt hatten, über ihren Herrn das Urtheil zu sprechen. Damals bannte auch Ebon, Erzbischof zu Rheims, der

sich

sich auf eine so niederträchtige Weise wider seinen Wohlthäter und Herrn erkläret hatte, daß die Absetzung des Kaysers eine sehr verwegene und gottlose That gewesen sey. Dem ohnerachtet verlohr er sein Bißthum, und ward in ein Kloster geschickt, in dem er auch bis nach des Kaysers Tode blieb.

Der König von Aquitanien Pipinus spielte damals unter allen Söhnen Ludwigs des Sanftmüthigen die beste Rolle am kayserlichen Hofe. Judith hatte diesen Prinzen in ihr Interesse gezogen, und diese versprach ihm auch die größten Vortheile. Unterdessen suchte die Kayserinn ihren Gemahl wider die beyden Brüder des Pipinus aufzuhetzen. Sie erhielt endlich durch ihr Bitten und Flehen, daß man dem Könige von Bayern alles nehmen wollte, was er in Deutschland, Sachsen, Thüringen und Austrasien besaß. Judith drang auch auf die Erfüllung dieses Versprechens sehr heftig, weil der Kayser von Tage zu Tage schwächlicher wurde, und man daher leicht glauben konnte, daß er am längsten gelebt haben würde.

Ludwig der Sanftmüthige willfahrete auch seiner Gemahlinn gar bald. Er ließ die vornehmsten Reichsstände in Aachen zusammen kommen, und sagte ihnen, daß er die Provinzen des Prinzen Carls erweitern wollte. Er gab ihm das ganze Land zwischen dem teutschen Meere, die sächsischen Gränzen, und die Seite am Rheine gegen Morgen zu, ferner die zwischen diesem Fluß und der Maas gelegenen Provinzen, und alles, was zwischen der Maas, der Marne, der Seine und dem Ocean liegt. Diese Theilung ward von allen

Ständen des Reichs genehm gehalten, und der Kayser erwies seinem Prinz Carl alle Ehre, die einem Regenten zukam. Sobald Ludwig von Bayern von dieser Theilung Nachricht erhielt, so ließ er Lotharium bitten, auf die Alpen zuzugehen, damit sie sich mit einander unterreden könnten. Hier machten sie sich nun einander verbindlich, diese Verkleinerung ihrer Provinzen nicht zu gestatten, jedoch aber die Zeit abzupassen, wo sie ihre Gesinnungen an den Tag legen könnten. Der Kayser erhielt Nachricht, daß die kayserlichen Prinzen auf Rache bedacht wären. Er ließ auch sogleich eine zahlreiche Armee zusammen stoßen, und wollte damit auf diese Prinzen losgehen. Allein der König von Bayern hatte seine Truppen noch nicht zusammen gezogen, gieng dahero zum Kayser, und versicherte, daß in der Unterredung mit seinem Bruder nichts vorgenommen worden wäre, was der Schuldigkeit gegen seine kayserliche Majestät zuwider sey.

Ludwig der Sanftmüthige ließ sich sehr leicht etwas weiß machen, allein dieses gieng bey der Kayserinn nicht so leicht an, denn diese merkte wohl, daß diese beyden Prinzen nur Zeit zu gewinnen suchten, und sich unterdessen rüsteten. Sie gab also dem Kayser hiervon Nachricht, und dieser berufte einen Reichstag nach Niemegen, wohin Ludwig von Bayern auch kam. Dieser mußte auf alles, was er in Sachsen, Thüringen, Teutschland, Austrasien und Elsaß besaß, Verzicht thun. Der König von Bayern gieng hierauf voller Zorn

von

von Niemegen weg, und beschloß in seinem Herzen den Krieg.

Die Kayserinn war vor Freuden außer sich; sie sahe ihren Prinz Carl in dem Besitz eines großen Reichs, das man in der That erobern mußte, allein dazu auch schon die Truppen in Bereitschaft stunden. Allein eben zu der Zeit, da Judith glaubte, daß sie vor ihren lieben Prinzen alles gethan hätte, machte eine betrübte Begebenheit durch ihre Rechnung einen Strich. Pipinus der König von Aquitanien starb, und nunmehro mußte die Kayserinn ihren ganzen Plan ändern.

Ludwig von Bayern fieng durch den Tod des Königs von Aquitanien vom neuen an Hoffnung zu schöpfen, und hatte die Sachsen, Thüringer und Austrasier auf seine Seite gebracht. Alle große Herren in diesen und denen bayerischen Provinzen erklärten die Aachener Theilung vor null, und den Krieg wider den Kayser. Der Kayser schickte auf erhaltene Nachricht Gesandten an seinen Sohn, um ihn zum Frieden zu ermahnen; da man ihm aber denselben nur mit der Bedingung anbot, daß er die gethane Verzicht halten sollte, so war an keine Güte zu denken. Der Kayser war sehr in Verlegenheit; er fand aber doch ein Mittel, daß einer von seinen Generals die Sachsen von der Partey des Königs von Bayern abzog. Dieser verlohr auch die Thüringer, Austrasier und Teutschen, und er mußte mit seinen Bayern geschwinde über die Donau zurückgehen. Da nun der Kayser keine Hindernisse mehr fand, so schickte er in alle Provinzen, die er dem Könige

von Bayern entzogen hatte, Truppen, um ihnen den Eyd der Treue schwören zu lassen. Sie unterwarfen sich auch alle, und schickten Abgeordnete an den Kayser, um sich bey ihm zu bedanken, daß er ihnen einen Herrn gegeben hätte, der sie nach Recht und Gerechtigkeit regierte.

Judith gieng nach dem Tode des Pipinus den Lotharium nochmals an, um zu sehen, ob sie ihn nicht auf ihre Seite bringen könnte. Sie versprach diesem Prinzen die Hälfte des römischen Reichs, wenn er Carln in Schutz nehmen wollte, dem die andere Hälfte zugedacht war. Lotharius befand sich noch nicht in so vortheilhaften Umständen, daß er diese Vortheile hätte ausschlagen sollen. Er gieng geschwinde zu dem Kayser nach Worms, und sagte zu ihm: „Mein Herr und „Vater, ich habe gesündiget im Himmel und vor „dir, ich verlange dahero kein Königreich, sondern „nur Gnade. „ Alles beydes sollt ihr haben, ant„wortete der sanftmüthige Ludwig. Theilt mei„ne Staaten, Bayern ausgenommen, in zwey „Theile. Wenn ihr die Theile macht, so soll „Carl die Wahl haben, soll ich sie aber machen, „so sollt ihr wählen.„ Lotharius hatte sogleich über sich genommen, die Loose zu machen, und überließ das übrige dem Kayser.

Da nun Lotharius seinen Theil hinweg genommen hatte, so ward ausgemacht, daß die beyden Prinzen ihre Staaten erst nach dem Tode des Kayfers mit völliger Oberherrschaft beherrschen sollten. Die Theilung, von der ich jetzt geredet habe, geschah auf Unkosten der Söhne des Pipinus,

nus, welche von der Erbfolge ihres Vaters ausgeschlossen wurden. Diese Ungerechtigkeit machte, daß in Aquitanien zwey Parteyen entstunden, deren eine den Prinz Carl, die andere aber den ältesten Prinz des Pipinus vor ihren Herrn erkannte. Der Kayser erhielt hiervon Nachricht, und gieng daher mit einer fürchterlichen Armee auf Clermont los. Die Kayserinn folgte ihrem Gemahl, damit er sich nicht etwa erweichen ließe, wenn er seine Enkel ansichtig würde, und daß sie solchergestalt die ihnen entzogenen Staaten bekämen. Die meisten Städte Aquitaniens sahen, daß sie das Ungewitter treffen würde, sie leisteten also dem Prinz Carl den Eyd der Treue. Dem ohnerachtet war noch die Partey des jungen Pipinus sehr stark, und es kostete viel Mühe, sie zu trennen.

Der König von Bayern war durch die Theilung, so man vom neuen gemacht hatte, sehr zu kurz gekommen, und wollte dahero diejenigen Provinzen mit Gewalt wieder an sich bringen, die man ihm entzogen hatte. Er gieng zeitig ins Feld, eroberte einige Städte, die ihm am bequemsten lagen, und nahm die Länder ein, die zwischen der Donau, dem Mayn, dem Neckar und dem Rhein lagen. Dieser neue Aufstand erweckte dem Kayser viel Unruhe. Er war alt und schwächlich, und ob es schon gleich mitten im Winter war, so rieth ihm die Kayserinn doch, dem rebellischen Prinzen entgegen zu gehen. Ludwig von Bayern zog aus, und verließ seine Eroberungen, da der Kayser anmarschirte. Das war der letzte Feldzug Ludwigs des Sanftmüthigen. Er bekam von

den

den ausgestandenen Beschwerlichkeiten eine Krankheit, woran er im vier und sechzigsten Jahre seines Alters, und im sieben und zwanzigsten seiner Regierung starb. Er hatte auf dem Throne lauter Ungemach zu ertragen. Der Grund seines Unglücks war dieser, daß er eine Gemahlinn geheyrathet hatte, die eine solche Gemüthsbeschaffenheit hatte, als die Judith. Sie mißbrauchte beständig ihre Gewalt, die sie über den Kayser hatte, und verwickelte ihn fast in lauter Unruhen, die diesem unglücklichen Prinzen bald den Garaus machten.

Verschwörung der Kayserinn Constantia wider Kayser Heinrich den VI.

Nach Chr. Geb. 1197.

Die stärkste Stütze der königlichen Würde ist wohl die Liebe der Unterthanen. Heinrich VI. konnte dieses nicht begreifen, der durch seine Grausamkeiten diejenigen wider sich aufbrachte, die am meisten auf seine Erhaltung hätten bedacht seyn sollen. Er hatte Constantiam, die Erbinn und Muhme Wilhelmi Boni Königs in Sicilien geheyrathet. Nach dessen Tode machten einige Sicilianer unsern Heinrich zu ihrem Könige, der größte Theil aber erklärte sich vor

Tan-

Tancredum, einen natürlichen Sohn des Königs Rogerii. Der Kayser suchte sich durch die Stärke seiner Armee in den Besitz eines Throns zu setzen, den man ihm entziehen wollte. Er machte sich kurz darauf von Campanien Meister, und brachte Apulien und Calabrien nebst verschiedenen wichtigen Plätzen unter seine Bothmäßigkeit. Hierauf belagerte er Neapolis, er mußte aber seinen Vorsatz wieder fahren lassen, weil seine Soldaten fast alle vor großer Hitze sturben. Heinrich selbst ward gefährlich krank, und alle Städte, so er unter seine Bothmäßigkeit gebracht hatte, fielen während seiner Krankheit wieder dem Tancredo zu. Dieser starb kurz darnach, und sein Prinz Wilhelm, der noch ein Kind war, ward zum König von Sicilien erwählet.

Heinrich machte sich diese Umstände zu Nutze, und marschirte wieder nach Italien; die Genueser und Pisaner stunden ihm mit einer Flotte bey, die ihm zur Belagerung von Neapolis unentbehrlich war. Da nun diese Stadt zu Wasser und zu Lande belagert wurde, so wehrte sie sich nicht lange, sondern schwur dem Kayser den Eyd der Treue. Hierauf ward Salerno belagert. Die Wittwe des Tancredus, Sybilla, stack darinnen; sie konnte sich nicht halten, verlangte dahero zu capituliren. Sie versprach, die Stadt dem Kayser zu übergeben, ihm alle ihre und ihrer Kinder Ansprüche auf Sicilien abzutreten, jedoch mit der Bedingung, daß der Kayser Wilhelmen ihren Prinzen das Fürstenthum Tarento gäbe.

Der

Der Kayſer willigte darein, und rückte gleich darauf in Salerno ein. Die Kayſerinn Constantia hatte einige Jahre vorher in dieſer Feſtung gefangen geſeſſen. Deshalb verfuhr Heinrich wider ihre Einwohner mit der äußerſten Schärfe, und zerſtörete ihre Stadt von Grund aus. Der Körper des Königs Tancredus ward ausgegraben, man nahm ihm die Krone ab, und hieb ihm den Kopf weg. Sybilla und ihre Prinzeßinnen wurden in ein Kloſter im Elſaßiſchen geſchickt, wo ſie ihre Lebenszeit zubringen mußten. Nun wurde zwar dem Prinzen des Tancredus Tarento abgetreten, man machte ihn aber zum Kinderzeugen unfähig, ja man brachte ihn nach Cairo in Rhätien, nachdem man ihm die Augen ausgeſtochen hatte. Anderer grauſamen Dinge zu geſchweigen, die denen Sicilianern eben keine allzuvortheilhafte Geſinnungen für ihren neuen Herrn beybrachten.

Heinrich gieng wieder nach Teutſchland, und überließ die italieniſche Regierung gewiſſen Vicekönigen, die ihre Gewalt ganz abſcheulich mißbrauchten. Endlich riß den Unterthanen die Geduld, und ſie waren auf Mittel bedacht, wie ſie ſich ein ſo unerträgliches Joch vom Halſe ſchaffen möchten. Da der Kayſer erfuhr; in was für einem Zuſtande ſich Italien befand, ſo gieng er ſogleich mit allen ſeinen Truppen auf Neapolis los. Erſtlich nahm er allen vornehmen Herren ihre Aemter, wodurch ſie etwa mehr Gewalt über ihre Landsleute bekommen konnten. Er bekümmerte ſich um den Pöbel wenig, nachdem er den Adel ſo gedemüthiget hatte. Die Prinzen ſind in

der

der Wahl der Mittel nicht eigensinnig, wenn es auf die Erhaltung ihrer Sicherheit ankömmt. Hiervon war Heinrich VI. ein deutliches Exempel, aber die Neapolitanischen faßten auch den Entschluß, alle Kräfte anzuwenden, um ihrem gänzlichen Ruin vorzubeugen; denn sie waren über die Art und Weise, wie man ihnen begegnete, sehr unwillig. Sie machten eine Zusammenverschwörung, die dem Kayser viel Unruhe verursachte, welcher dafür hielt, daß es besser wäre, wenn er die Anführer durch Betrug, als durch Gewalt zu bändigen suchte. Er ließ sich also mit ihnen in eine Unterhandlung ein, hörte ihre Klagen sehr gnädig an, versprach ihnen abzuhelfen, und die Rebellen wieder in ihre Güther und Freyheit zu versetzen. Da sie sich nun auf das gegebene Wort verließen, so begiengen sie die Unvorsichtigkeit, und dankten ihre Truppen ab, worauf der Kayser sogleich mit einem Theil seiner Armee in Sicilien eindrang, und mit dem andern Neapolis besetzte. Die meisten Zusammenverschwornen wurden beym Kopfe genommen, und zum Tode verurtheilt. Diese harte Strafe setzte die Sicilianer in Furcht, und dem ohnerachtet gab es welche, die lieber unter Scharfrichters Händen sterben, als unter der Regierung eines gottlosen und grausamen Prinzen leben wollten.

Selbst **Constantia** erklärete sich wider ihren Gemahl. Sie konnte das Elend eines Landes nicht mit Augen ansehen, in welchem sie gebohren war. Ueberdieß war sie über die Kaltsinnigkeit ihres Gemahls gegen sie sehr empfindlich,

da

da sie nicht mehr in den Jahren der Schönheit war, wo sie gefallen konnte a). Das Frauenzimmer vergiebt dergleichen Unrecht nicht, und daher that auch Constantia in aller Stille dem Aufstande, durch Vermittelung eines sicilianischen Grafen, der Jourdan hieß, allen Vorschub. Sie versprach ihm sogar, daß sie ihn auf den Thron setzen wolle, wenn er ihr von einem Gemahl helfen würde, den sie nicht mehr lieben könnte. Nichts war nunmehro dem Grafen ohnmöglich, der entweder aus Begierde der Kayserinn zu gefallen, oder mit der Zeit eine Krone zu tragen, alles zu thun fähig war. Er wurde das Haupt der Rebellen, und setzte sich in die Verfassung, seinem Herrn

a) Ich weiß nicht, wie alt damals die Kayserinn war; so viel aber ist richtig, daß, da sie zwey Jahre vorher schwanger worden ist, solches niemand hat glauben wollen, sondern sich jedermann einbildete, daß man ein Kind unterschieben wollte, damit die Thronfolge bey der Familie bleiben möchte. Um diesen Verdacht zu vermeiden, so befahl der Kayser, daß seine Gemahlinn in Sicilien niederkommen sollte, und damit niemand an der Geburt des Kindes zweifeln könnte, so ließ er mitten auf dem Markte zu Palermo ein großes Zelt aufschlagen, und die vornehmsten Damen und Herrn des Königreichs zur Niederkunft der Kayserinn einladen. Sie gebahr auch wirklich am ein und zwanzigsten des Wintermonats 1194. einen Prinz, dem man den Nahmen Friedrich beylegte, und der hernach den kayserlichen Thron bestieg, ohnerachtet sie schon zu alt zu seyn schien, als daß sie hätte Mutter werden können.

Herrn zu widerstehen. Man konnte die Insul Lipari, wo sich der Rebelle aufhielt, nicht zwingen, und dieses machte dem Heinrich sehr viel Unruhe, bis endlich einer von denen Verschwornen dem Kayser sowohl die Insul, als auch den Anführer der Rebellen zu liefern versprach. Das geschah auch wirklich. Die Verschwornen wurden auf eine grausame Art umgebracht, doch kamen ihre Strafen denenjenigen lange nicht bey, die der Graf Jourdan ausstehen mußte. Man band ihn nackend auf einen glüenden eisernen Stuhl, und setzte ihm eine Krone von glüenden Blech, in der vier Löcher waren, auf den Kopf. Hierauf nagelte man ihm dieselbe auf den Kopf, und der Kayser, der bey dieser abscheulichen Execution zugegen war, sagte zu ihm: „Nun hast du die Kro„ne, nach der du so lange getrachtet hast, du kanst „sie besitzen, ohne daß dich jemand darum benei„den wird.„ Der arme Graf bekam abscheuliche Convulsionen, und starb kurz darauf.

Die Kayserinn ließ ihren Muth, ohngeachtet diese Rebellion so übel abgelaufen war, nicht sinken. Sie wendete sich an die Grafen von Aquino, Rainaldum und Laudulphum, die mit Freuden ihre Parthey ergriffen. Nachdem sie nun ihren Plan entworfen hatten, so gieng Laudulphus nach Sora in Labour, um die Unterthanen zu einem Aufstand aufzuhetzen. Die Umstände waren auch damals sehr günstig. Es wurde nämlich jährlich zu Ostern eine Versammlung gehalten, wo alle Einwohner von denen herumliegenden Städten und Dörfern zusammen kamen. Der

Graf von Neapolis machte sich die Umstände zu Nutze. Er kam mit derjenigen äußerlichen Pracht in die Versammlung, die den Pöbel so leichte blendet. Eine Art von einem edlen Stolze, mit Betrübniß vermischt, erwarb ihm Hochachtung und Mitleiden der Anwesenden zugleich. „Bin ich „gleich nicht mit denen vornehmsten Herren dieser „Provinz umgeben, so ist dieses darum geschehen, „weil sie alle auf Befehl eines Prinzen, der uns „unterdrückt, hingerichtet worden sind. Diejeni„gen, so noch davon gekommen sind, haben ent„weder ihre Güter verlohren, oder seufzen in den „fürchterlichsten Kerkern. Und damit der Ty„rann seine ungerechte Regierung noch mehr er„hebe, so hat er beschlossen, allen denen, die ihre „Freyheit vertheidigen wollen, ohne Unterscheid „den Garaus zu machen. Es wird euch bekannt „seyn, wie weit sein Haß gegen uns geht. Was „haben wir also wohl von einem Prinzen, der eben „so ungerecht als grausam ist, gutes zu hoffen? „Unter dem Vorwande sein Leben in Sicherheit „zu setzen, läßt er teutsche Truppen in die Staaten „von Neapolis und Sicilien einrücken. Fremde „Soldaten werden die Richter unsers Glücks und „Unglücks werden, wenn wir nicht den großmü„thigen Entschluß fassen, unsere Freyheit zu ver„theidigen. Ich will nicht gedenken, was unsere „Vorfahren vor die Erhaltung eines so kostbaren „Gutes gethan haben, laßt uns doch ihrem Bey„spiele folgen, und uns der Tyranney entreißen. „Heute biete ich euch meine Dienste an, und ich „verlange nichts mehr, als mich vor euer Wohl

auf-

„aufopfern zu können. Die Sicilianer sind ge„wohnt das Joch abzuschütteln, und auf den er„sten Wink werden sie wider den Kayser zum „Gewehr greifen. Dieser Fürst hat fast keine „Truppen, und wenn er auch noch stärker seyn „sollte als wir, so werden wir ihm doch allemal „genung gewachsen seyn, da wir unsere Landsleute „rächen, und unser Leben vertheidigen. Und wird „es denn euch und mir nicht zu größerm Ruhme „gereichen, wenn wir mit dem Degen in der Faust „sterben, als wenn wir unsere Hälse dem Henker„schwerdte darbieten?„

So redete der neapolitanische Graf, und man antwortete durch Geschrey und Drohungen wider den Kayser. Die Sicilianer griffen sogleich zum Waffen, und machten Laudulphum zu ihrem General. Er gieng auf Capua los, und nahm dasselbe ohne Schwerdtschlag ein. Die ganze Provinz fiel ihm zu. Seine Armee war damals nicht beträchtlich, nunmehro aber nahm sie von Tag zu Tage zu. Laudulphus schaffte die Steuren ab, und zog nur diejenigen Intraden, die zum Unterhalt der Truppen nöthig waren. Die Sicilianer bliesen auch zum Sturm, und giengen auf den Kayser los. Dieser Prinz hatte diesen allgemeinen Aufstand nicht vermuthet, er konnte ihn also nicht dämpfen, gieng dahero in ein festes Schloß, und ward darinnen belagert. Heinrich sahe sich genöthiget um Friede zu bitten, allein die Kayserinn, die die Rebellen ganz offenbar unterstützte, ließ ihm sagen, daß sie ohne Zuziehung der neapolitanischen und sicilianischen Stände mit

ihm nicht schließen könnte. Sie begaben sich an den Ort des Vertrags, und sie erhielten alles, was sie verlangten. Der Kayser behielt in seinem Herzen die heftigste Rache wider sie. Dieses versahe sich die Kayserinn wohl, sie verkürzte dahero, wie man wissen will, ihrem Gemahl durch Gift das Leben, um nicht das erste Opfer seiner Rache zu seyn. Dieses war das Ende eines Fürsten, der sehr viel schöne Tugenden durch Blutdürstigkeit und Rachgier verdunkelte. Constantia überlebte ihren Gemahl, den sie ins Reich der Todten geschickt hatte, nicht lange, und mit ihr starb der Stamm der normannischen Fürsten aus, die seit siebenzig Jahren auf dem sicilianischen Throne gesessen hatten, der ihnen durch ihre eigene Tapferkeit zugefallen war.

Verschwörung der Schweizer wider das Haus Oesterreich.

Nach Christi Geburt 1308.

Alle Menschen lieben die Freyheit von Natur, und es giebt Völker, die den Tod der Knechtschaft gern vorziehen würden. Eine kriegerische Republik, die ihren Ursprung lediglich der Furcht vor der Sclaverey zu danken hat, wird uns im fol-

folgenden davon ein Beyspiel geben, und oft hat ein ähnlicher Bewegungsgrund Anlaß zu der größten Rebellion gegeben.

Die Schweiz ist darinnen Lacedämonien gleich, daß sie nichts als Soldaten, und zwar patriotisch gesinnte Soldaten zieht. Ihre Mäßigkeit und Arbeitsamkeit setzt sie in den Stand, die Ungemächlichkeiten des Kriegs zu ertragen, und da sie alle, entweder zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, oder anderwärts Proben ihrer Tapferkeit abzulegen, bestimmet sind, so gewöhnt man sie in Zeiten zur Kriegszucht, oder zu demjenigen Berufe an, dem sie folgen sollen. Und anstatt daß andere Völker es denen Schweizern an Werken des Witzes, Geschmack an schönen Künsten, Schwelgerey und Wollust zuvorthun, so lassen im Gegentheil die Schweizer denenselben diesen Vorzug ganz gerne, und begnügen sich damit, daß sie eine von denen mächtigsten Republiken in Europa vorstellen. Wir müssen also sehen, auf was Art und Weise sie zu diesem Gipfel ihres Glücks gestiegen sind.

Die Schweiz ist voller Waldungen, Flüsse und Berge. Erst war sie denen Römern unterthan, hernach aber wurde sie ein Theil des burgundischen Königreichs. Diese letzte Monarchie kam auf die abendländischen Kayser, die sie fast zwey Jahrhunderte besaßen, endlich aber ward sie in verschiedene kleine Fürstenthümer vertheilt, so daß die Schweiz nicht mehr unter einem Herrn stund. Einige Städte blieben bey dem teutschen Reiche unter dem Titul der Reichsstädte, das übrige Land

war verschiedenen Grafen, Freyherren und Edelleuten unterthan, oder unter der Herrschaft von gewissen Capituln und Abteyen. Die Grafen von Habsburg waren die mächtigsten Grafen darunter. Sie hatten sich gewisser vortheilhaften Umstände bedient, um groß zu werden, niemals aber waren sie unumschränkt, sondern man sahe sie als Beschützer, aber nicht als Beherrscher der Nation an.

Um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts vereinigten sich die Städte Zürch, Uri und Schweiz unter einander, um sich gewissen Herren zu widersetzen, die sich als wahre Tyrannen aufführten. Diese Vereinigung war aber keine gnugsame Vormauer wider den Adel, und man mußte auf ein ander Mittel bedacht seyn. Rudolph Graf von Habsburg hatte einen großen Abscheu für der Tyranney, und eine große Liebe zur Freyheit, weswegen er von der Nation fast angebetet wurde. Die Schweizer stunden in den Gedanken, daß ein Mann von dieser Art allein im Stande sey, sie von der Unterdrückung zu befreyen, sie nahmen also ihre Zuflucht zu ihm, und baten ihn, daß er ihr Befreyer seyn möchte. Der Graf gewährete ihnen ihre Bitte, allein seine Geschäfte verstatteten ihm nicht allzulange, daß er dieses unterdrückte Volk hätte vertheidigen können. Da ich aber keine allgemeine Historie von der Schweiz schreiben will, so will ich gleich auf den Zeitpunkt kommen, da die Schweizer die Waffen ergriffen, um das Joch abzuschütteln, so ihnen die Nachkommen dieses Rudolphs, der ihr Beschützer gewesen war,

auf-

auflegen wollten. Und hierinnen liegt der Grund zu derjenigen Republik, die sowohl durch ihre kluge Einrichtung, als durch die Tapferkeit ihrer Bürger so berühmt worden ist. Zürch, Basel und Schafhausen waren unter der Regierung Albert I, des Prinzen und Nachfolgers Rudolphs von Habsburg, Reichsstädte. Diese Städte sind eine Art kleiner Republiken, deren Haupt der Kayser ist, ohne jedoch ihr Beherrscher zu seyn. Sie haben in ihrem Gebiete eben diejenigen Rechte, die die Reichsstände in ihren Bezirken haben. Weil nun Albert viel Kinder hatte, so kam ihm die Lust an, nicht nur aus diesen Städten, sondern auch aus der ganzen übrigen Schweiz für einen Prinzen ein Fürstenthum zu machen. Dieses war aber leichter gesagt, als gethan. Erstlich brauchte man die Güte, und man suchte die drey Cantons, Uri, Schweiz und Unterwalden, als welche am meisten auf ihre Freyheit erpicht waren, durch allerhand Schmeicheleyen unter österreichische Bothmäßigkeit zu bringen. Da das aber nicht gehen wollte, so fieng man an Gewalt zu brauchen. Albert schickte Statthalter dahin mit dem Befehl, alles mögliche zu thun, um die Schweizer unterwürfig zu machen. Diese Herren brachten den ihnen gegebenen Befehl durch Hochmuth und Strenge in Erfüllung, so daß ihr Herr immer wenig dabey gewann. Man entzog denen Schweizern alle ihre bisher gehabte Freyheiten, und man brauchte Forderungen, Ungerechtigkeiten, Grausamkeit und Tyranney als Mittel, diese Leute zu Sclaven zu machen. Allein durch dergleichen Be-

gegnung lernten sie nur immer mehr einsehen, wie schätzbar die Freyheit sey, und waren deswegen auf nichts weiter bedacht, als sich von der österreichischen Tyranney zu befreyen.

Ein jeder von den Cantons, Unterwalden, Uri und Schweiz, hatten einen Rächer ihrer Freyheit in ihren Mauern. Arnold Melchtal, Walter Fürst und Werner von Stauffach, dieses waren die großmüthigen Schweizer, die für die Freyheit ihrer Nation alles wagen wollten. Und diese drey Männer hatten auch alle Eigenschaften an sich, die zu einer glücklichen Ausführung ihres Vorhabens erfodert wurden. Tapferkeit, Standhaftigkeit, Liebe vors Vaterland, alle diese Tugenden waren bey diesen Anführern der Verschwörung anzutreffen. Sie bekamen gar bald eine große Anzahl ihrer Landesleute an sich, die sich in ihrer geheimen Zusammenkunft eidlich verbindlich machten, im Fall der Noth das äußerste für das Wohl ihres Vaterlandes daran zu setzen.

Ein gewisser österreichischer Statthalter Grißler hatte bey diesen Umständen einen sehr lächerlichen Einfall, die Uebelgesinnten kennen zu lernen. Er ließ in Altorf, der Hauptstadt im Canton Uri, auf dem Markte eine Stange aufrichten, und auf dieselbe einen Hut stecken, mit dem Befehle, daß alle Vorbeygehende vor diesem Hut den ihrigen abnehmen sollten, eben so, als wenn es der Kayser wäre. Heißt das nicht die Menschlichkeit erniedrigen, wenn man dergleichen Gesetze vorschreibt? Viele Leute unterwarfen sich diesem Befehle aus Furcht der Strafe. Wil-

helm

helm Tell aber gieng verschiedene mal bey dieser Stange vorbey, ohne den befohlnen Gruß abzustatten. Er ward gar bald vor den Statthalter gefodert, wo er um die Ursache seines Ungehorsams befragt wurde. Seine Verantwortung war meines Erachtens der Kühnheit seiner Unternehmung nicht gleich, denn er entschuldigte sich damit, daß er von dem gegebenen Befehle nichts wisse. Grißler aber war mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, sondern befahl ihm mit einem Pfeile einen Apfel von seines Sohnes Kopfe herunter zu schießen.

Dieser unglückliche Vater wollte eher in den Tod gehen, als dieses thun. Man deutete ihm aber an, daß man ihn und seinen Sohn hängen würde, wenn er ungehorsam wäre. Tell sahe also wohl, daß der Statthalter unerbittlich war, er spannete seinen Bogen, und hatte das Glück, den Apfel von dem Kopfe seines Sohnes zu schießen. Der Vater freuete sich eben so sehr darüber, als der Statthalter deswegen böse wurde, und da dieser noch einen Pfeil in dem Köcher des Schweizers gewahr wurde, so wollte er die Ursache wissen, warum er noch einen zu sich gesteckt hätte, und versprach ihm, im Fall er etwa eine böse Absicht gehabt hätte, zu verzeihen, damit er die reine Wahrheit erführe. Hätte ich das Unglück gehabt, sagte Tell, meinen Sohn mit dem einen Pfeile todt zu schießen, so würde ich mit dem andern deiner nicht gefehlt haben. Der rachgierige Statthalter unterstund sich nicht einem Manne das Leben zu nehmen, dem er Gnade versprochen

hatte, und verurtheilte ihm dahero zum ewigen Gefängniß. Er ward auch sogleich gebunden, auf ein Schiff gesetzt, und an den Ort gebracht, wo er den Rest seiner Tage zubringen sollte. Grißler selbst schiffte sich mit ihm ein, um die Vollstreckung des Urtheils zu bewerkstelligen. Da man die Hälfte der Reise auf dem Lucerner-See vollendet hatte, so erhub sich auf einmal ein greulicher Sturm, welcher das Schiff in Gefahr setzte, Schiffbruch zu leiden. Nun war Tell als einer der besten Schiffer im ganzen Canton berühmt. Man mußte ihn also um Hülfe bitten; sobald man ihn aber seiner Bande losgemacht hatte, so war er auf seine Freyheit bedacht. Er fuhr also an das Ufer der See, sprung auf einen Felsen, stieß das Schiff ab, und gieng ins Gebürge. Grißler entkam noch dem Schiffbruche, da er aber ans Land gestiegen war, so paßte ihm Tell in einem hohlen Wege auf, und schoß ihn mit einem Pfeile auf den Kopf. Er gieng hierauf zu dem Stauffacher, einem von den vornehmsten Häuptern der Verschwornen.

Die andern österreichischen Minister führten sich nicht besser auf, als dieser Grißler, so daß alle Schweizer darüber aufgebracht wurden. Diese wußten noch nicht, daß einige ihrer Landesleute den großmüthigen Entschluß gefaßt hatten, sich in Freyheit zu setzen. Man hatte den ersten Januarius 1308. zu dieser wichtigen Unternehmung angesetzt, ein Tag, der denen Schweizern schätzbar ist, weil er der Anfang derjenigen Freyheit ist, die sie bis auf den heutigen Tag genießen. Diejenigen, so ihnen diesen vortheilhaften Stand verschaffeten,

führ-

führten sich so gut und stille dabey auf, daß die österreichischen Statthalter von der ganzen Sache eher nichts erfuhren, als bis sie zum Ausbruch kam. Endlich brach der glückliche Tag an, an dem die Schweizer ihr Joch abschütteln wollten. Am ersten Januarius pflegte jeder Canton Deputirte mit Geschenken an den Statthalter zu schicken. Dieses machten sich die Verschwornen zu Nutze. Funfzig Mann sollten die Citadelle von Sarnen wegnehmen, und den Gouverneur fangen. Sie wurden auch in die Festung gelassen, weil man sich nichts böses versahe, und sie führten ihren Plan glücklich aus. Sie nahmen auch Altorf und Lowerz weg, und ruinirten alle diese Plätze. Und auf diese Weise fiengen die Cantons Uri, Schweiz und Unterwalden an, sich des österreichischen Jochs zu entledigen. Der Kayser Albert I. wollte sich zwar rächen, allein er ward von seinem Vetter, dem Herzog von Schwaben, umgebracht, ehe er noch etwas vornehmen konnte.

Heinrich von Luxemburg folgte dem Albert nach. Dieser suchte die Schweizer nicht zu beunruhigen, sondern ließ sie bey ihren Gerechtsamen. Nach seinem Tode konnten die Churfürsten über der Wahl eines neuen KayserS nicht einig werden, so daß einige ihre Stimme Ludwigen von Bayern, andere Friedrichen, dem Prinzen Albert I. gaben. Die drey conföderirten Cantons waren entsetzlich wider das Haus Oesterreich eingenommen, sie hielten es also mit dem erstern. Leopolden war die üble Gesinnung der Schweizer gegen seinen Bruder Friedrich wohl bekannt, er

gieng

gieng also mit einer Armee von zwanzigtausend Mann auf sie los, damit sie wider das Interesse seines Hauses nichts unternehmen könnten. Es fand sich auch gar bald ein Vorwand zum Kriege. Die Abtey Einsiedel hatte wichtige Güther nahe an Schweiz, und es entstund zwischen diesem Canton und der Abtey wegen der Gränzen ein heftiger Streit. Die Pfaffen griffen zum Gewehr, um ihre Rechte zu vertheidigen, da ihnen aber das nicht gelingen wollte, so thaten sie den Canton in den Bann, und baten Leopolden, daß er die Acht vollziehen möchte. Dieser nahm diesen Antrag mit Vergnügen an, und ließ seine Soldaten auf die drey Cantons anrücken. Nur sechzehnhundert Schweizer stellten sich dieser zahlreichen Armee entgegen, allein wie weit geht nicht die Tapferkeit, wenn man vor die Freyheit ficht? Die Oesterreicher mußten durch ein sehr enges Thal marschiren, und kaum waren sie darinnen, als sie von denen Schweizern, die sich auf denen Bergen von Morgarten befanden, mit einem Hagel von Steinen empfangen wurden, die viel Leute wegrissen, und die Armee des Leopolds in Unordnung brachten. Zwey andere Corps dieser Armee hatten Uri und Unterwalden anfallen sollen, sie waren aber fast alle in Stücken gehauen worden. Nach diesem beträchtlichen Siege vereinigten sich die Cantons, deren Verbindung nur auf zehn Jahr festgesetzt war, auf ewig, und die übrigen Cantons traten ihnen nach und nach bey.

Im Jahr 1332 trat die Stadt Lucern dieser Conföderation bey. Diese Stadt hatte lange Zeit

unter

unter den Aebten von Murbach gestanden, allein diese traten ihre Oberherrschaft an den Kayser Albert ab, eben zu der Zeit, da er sich die Schweizer unterthänig machen wollte. Albert versprach denen Einwohnern in Lucern alle ihre Freyheiten zu lassen, die sie bisher gehabt hätten, allein sie hatten eben nicht Ursache sich über ihren neuen Herrn zu freuen, denn man zwang sie zum Kriege mit denen benachbarten Cantons, die die österreichischen Prinzen auch unter ihre Bothmäßigkeit bringen wollten. Sie wurden aber des Krieges mit ihren Landesleuten überdrüßig, und baten um Frieden, welchen sie auch erhielten, ohne jedoch darinnen denen Prinzen vom Hause Oesterreich Eintrag zu thun. Allein diese wurden ohngeachtet der Behutsamkeit, die man in Ansehung ihrer gehabt hatte, über diesen Schritt, den man ohne ihre Zuziehung gethan hatte, böse, zumal da er ihren Absichten gerade entgegen gesetzt war. Selbst einige vornehme Lucerner, die ihren Vortheil bey einer österreichischen Regierung ersahen, und befürchteten, daß ihre Stadt das Joch gänzlich abschütteln möchte, verschwuren sich zusammen, denen Oesterreichern in der Nacht die Thore aufzumachen, damit sich diese wider die Einwohner auf alle Fälle in Verfassung setzen könnten. Es ward aber entdecket, und man beschloß sogleich, zu denen drey confoderirten Cantons zu treten.

Die Oesterreicher legten, um sich zu rächen, starke Besatzungen in die nahe an der Stadt liegenden Forts, so daß sie sich fast nicht außer der Stadt blicken lassen durften, ohne von ihnen weg-

ge-

gecapert zu werden. Da nun Lucern solchergestalt belagert wurde, so spann sich unterdessen in ihren Ringmauern eine sehr gefährliche Verschwörung an, und die sehr blutig hätte ablaufen können, wenn sie zu Stande gekommen wäre. Man wollte nämlich alle diejenigen Einwohner, die den meisten Eifer vor die Freyheit bezeigten, umbringen. Ein junger Mensch hörte noch in der Nacht, wo der Tanz angehen sollte, denen Verschwornen und ihren Berathschlagungen ganz unvermerkt zu. Dieser entdeckte sogleich das Räthsel einigen Personen. Man gab dem obersten Magistrat davon Nachricht, der denen Einwohnern sogleich befahl, zum Waffen zu greifen. Man besetzte die Stadtthore, und machte alle mögliche Gegenanstalten. Diejenigen, so an diesem abscheulichen Complot Antheil hatten, sahen, daß sie entdeckt waren, und wollten sich daher mit der Flucht retten, sie wurden aber angehalten, und ins Gefängniß geworfen. Den Tag darauf berathschlagte man sich, wie man sie bestrafen wollte; da es aber ihrer zu viel, sie auch hiernächst aus denen vornehmsten Häusern der Stadt waren, so begnügte man sich damit, daß man sie zu einer Geldbuße verdammete, und sie schwören ließ, daß sie inskünftige dergleichen nicht mehr thun wollten; eine sehr leichte Strafe vor Leute, die das Blut ihrer Landsleute hatten vergießen wollen.

Zürch folgte Lucern in dem Beytritt der Conföderation. Diese Stadt war auf der Seite Friedrichs gewesen, da er Ludwigen von Bayern die kayserliche Krone streitig machte. Allein sie

brach

brach auch gar bald mit dem Hause Oesterreich los. Im Jahr 1332 setzte man in Zürch eine andere Regierungsform feste, weil die, so am Ruder des Regiments saßen, ihre Gewalt mißbrauchten. Diese Veränderung gab zu verschiedenen Händeln Anlaß, aber auch zugleich zu dem Beytritt zur Conföderation mit denenjenigen, die sich schon in Freyheit gesetzt hatten. Die abgesetzten und ins Elend geschickten Magistratspersonen giengen zu dem Grafen von Habsburg, der ihnen versprach, daß er sie wieder einsetzen wollte. Er warb auch in der That Truppen, um auf die Zürcher loszugehen, er blieb aber in diesem Feldzuge. Sein Prinz wollte seinen Tod rächen, setzte sich dahero an die Spitze derer Mißvergnügten, und warf sich zum Haupte einer Verschwörung wider den Canton Zürch auf.

Der junge Graf fand Gelegenheit viel Verschworne heimlich in die Stadt zu bringen, ja er selbst begab sich hinein. Er wurde aber entdeckt, und gefangen genommen, seine Länder verheeret, und sein Schloß Rapperswil eingenommen. Die Herzoge von Oesterreich nahmen sich des Grafen von Habsburg an, und wollten die Zürcher nöthigen, ihren Gefangenen loszulassen, aber alle ihre Drohungen waren vergebens. Albert, mit dem Zunahmen der Weise, zog in aller Eil eine Armee von sechzehntausend Mann zusammen, und gieng damit auf Zürch los. Er wollte auch die Stadt schon belagern, als sich einige Herren ins Mittel legten, um einen sehr blutigen Krieg zu verhindern, weil die Erbitterung sehr groß war.

Man

Man ernannte gewisse Schiedsrichter, um die Friedensbedingungen auszumachen. Die Schwester Herzog Albrechts konnte die Gemüther nicht gänzlich besänftigen, ohngeachtet sie sich sehr viel Mühe gab, und sich durch ihre Heiligkeit selbst in ihrem Hause ein großes Vertrauen erweckte, so, daß der Krieg heftiger angieng, als vorher. Albert warb neue Truppen, und gieng nochmals auf Zürch los, die Einwohner aber wurden von dem Markgraf von Brandenburg und Graf von Würtemberg in Furcht gejagt, dahero sie sich entschlossen, ihre Freyheit dem Grafen von Habsburg aufzuopfern. Sie versprachen auch dem Herzog Albrecht alle Städte und Plätze wieder heraus zu geben, die sie dem Hause Oesterreich abgenommen hatten. Dieser Frieden dauerte aber nicht lange, und man mußte gar bald die Waffen wider die Zürcher und ihre Alliirten von neuem ergreifen. Man hinterbrachte Kayser Carl IV, daß es höchstnöthig sey, die Rebellen, die ihrem rechtmäßigen Herrn nicht mehr gehorchen wollten, zu demüthigen, und dieser versprach auch, daß er sich alle Mühe geben wollte, sie wieder zum Gehorsam zu bringen. Carl hielt auch Wort; er setzte sich gar bald mit seinen Truppen in Marsch, und ließ sie zu denen Schwaben und Oesterreichern stoßen. Allein die Zürcher ließen sich durch den Anblick dieser zahlreichen Armee nicht abschrecken, sondern wurden nur durch die bevorstehende Gefahr noch muthiger, so daß sie den Feind nicht einmal hinter den Mauern erwarteten, sondern ihre Truppen außerhalb Zürch campiren ließen, und sol-

chergestalt den Angriff festen Fußes erwarten wollten. Alles war zu einem blutigen Gefechte fertig, allein ein plötzlicher Streit hinderte dessen Fortgang. Der Bischof von Costnitz, der die Schwaben commandirte, wollte mit seinen Truppen im ersten Treffen stehen, dieses wollte der Herzog von Oesterreich nicht zugeben, und Kayser Carl wollte diese Ehre seinen Bohemacken vorbehalten. Jeder suchte mit vieler Hitze durchzudringen, und unterdessen nahm die Armee der Schweizer beständig zu, da hingegen sich die Hitze ihrer Feinde legte. Der Kayser konnte diesen Streit nicht schlichten, und befand dahero für gut, sich zurücke zu ziehen, vorher aber verheerte er das zürchische Gebieth sieben Wochen lang. Der Herzog Albrecht umzingelte die Stadt rings herum, indem er in die benachbarten Schlösser Besatzungen warf. Alles dieses aber war nicht im Stande, die Zürcher niederzuschlagen, noch sie von dem Bündnisse mit Uri, Schweiz, Unterwalden und Lucern abwendig zu machen. Und obgleich Zürch die fünfte Stadt in der Confoderation war, so gab man ihr doch in Ansehung dessen, daß sie eine Reichsstadt war, den ersten Rang, den sie auch bis auf den heutigen Tag behauptet. Und auf diese Weise machten sich die Schweizer von der Unterthänigkeit der Kayser und des Hauses Oesterreich ganz unvermerkt los.

Herzog Albrecht, Prinz des Kayfers Rudolphs, suchte die Herrschaft über den Canton

Glaris auf eine unrechtmäßige Art zu behaupten, dahero die vornehmsten Einwohner lieber ihren Geburtsort verlassen, als sich dem Joche, das man ihnen auflegte, unterwerfen wollten. Diejenigen, so diesen Weg ergriffen, hatten von denen österreichischen Statthaltern nichts übels mehr auszustehen, als welche täglich neue Proben ihrer Härte und ihres Hochmuths ablegten. Die andern Einwohner von Glaris aber mußten alle Tage über den Verlust ihrer Freyheit weinen, und wußten nicht, was für einen Weg sie ergreifen sollten, um sich der Tyranney zu entziehen. Endlich wurden sie aus ihrem Elend durch den Beystand derer conföderirten Cantons gerissen, die sich Meister von Glaris und dem ganzen dazu gehörigen Gebiete machten. Die österreichischen Gouverneurs wurden fortgejagt, und das Land, an dem sie ihre Wuth ausgelassen hatten, ließ sich mit Vergnügen in eine Verbindung ein, die durch ihren Beytritt noch mächtiger wurde.

Die österreichischen Prinzen waren lange Zeit in dem Besitz des Cantons Zug gewesen. Sie unterhielten daselbst starke Besatzungen, die die Einwohner von Schweiz und Zürch sehr beunruhigten, dahero die conföderirten Cantons bewogen wurden, dem Canton Zug den Krieg anzukündigen, als welcher dem Hause Oesterreich getreu bleiben wollte. Ihre Hauptstadt ward belagert, und zwar so heftig, daß die Einwohner wohl sahen, daß sie sich nicht würden halten können. Un-

terdessen wurde ihnen verstattet, Abgeordnete an den Herzog Albrecht zu schicken, um ihm von ihrem Zustande Nachricht zu geben, mit dem Zusatze, daß sie die Stadt übergeben würden, im Fall man ihnen nicht beystünde. Die Abgeordneten richteten bey dem Herzoge dasjenige aus, was ihnen war aufgetragen worden. Albrecht schwatzte während ihres Vortrags mit einem Jagdbedienten, und fragte ihn, ob er seinen Sperbern zu fressen gegeben hätte. Hierauf sagte der erste Abgeordnete: „Was, gnädiger Herr, sie bekümmern sich mehr um ihre Vögel, als um Leute, „denen sie beystehen sollten, und die sich ihren Feinden den Augenblick werden ergeben müssen? „Ergebt euch, wenn ihr es nicht lassen könnt, antwortete der Herzog, aber wisset, daß ich euch eben „so, wie alle andere Rebellen, werde zum Gehorsam zu bringen wissen.„ Die Abgeordneten brachten ihren Landesleuten diese Antwort, und sogleich ward der Beytritt zum Schweizerbunde beschlossen, aller Drohungen des Herzogs ohngeachtet, der seine Rache an ihnen nicht auslassen konnte.

Bern trat 1353. dem nur erwehnten Bunde bey. Diese Stadt ward nach dem Tode ihres Stifters eine freye Reichsstadt, und erhielt zur Vergeltung ihrer Treue gegen Kayser Friedrich II. sehr ansehnliche Rechte und Freyheiten. Es wollten sie aber einige mächtige Herren währender Vacanz des römischen Reichs unterthänig machen.

Die Berner befürchteten, daß sie von diesem herrschsüchtigen Adel unterdrückt werden möchten, sie ließen sich also von Petrus, Graf von Savoyen, in Schutz nehmen, mit dem sie sehr wohl zufrieden seyn konnten; allein das ist doch richtig, daß eine Unterthänigkeit, so angenehm sie auch immer ist, dennoch allemal Leuten beschwerlich wird, die die Süßigkeit der Freyheit geschmeckt haben. Der Nachfolger des Grafen Petrus, Eduard, ward von dem Erbprinz von Viennois angegriffen, und versprach dahero denen Bernern, daß er ihnen zu ihrer vorigen Verfassung wieder verhelfen wollte, wenn sie ihm mit einer schleunigen Hülfe beystehen wollten. Die Berner wurden durch die süße Hoffnung, ein Gut wieder zu erlangen, das sie nur wider Willen hatten fahren lassen müssen, angefeuert, alles vor den Eduard zu wagen, so, daß er auch seinen Feind überwand. Der Graf hingegen hielt auch sein Versprechen, und versetzte sie in ihre vorige Freyheit. Ehe aber noch die Berner dem Schweizerbunde beytraten, so mußten sie viel blutige Kriege ausstehen, bis sie endlich nach einer Abwechselung von Gewinnst und Verlust der Conföderation beytraten, die nunmehro acht Cantons stark war. Und in dieser Verfassung blieb die Schweiz hundert und zwanzig Jahre lang, und nachdem diese verflossen waren, so erhielt diese Republik aufs neue einen großen Zuwachs, von dem wir künftig reden werden, wenn wir vorher die vornehmsten Artikul dieses Bundes unsern Lesern werden vorgelegt haben.

I. Wenn einem Canton Unrecht gethan wird, und dieser spricht die andern um Hülfe an, so soll der beleidigte Theil seine Beschwerde vor dem Senate dieser Nation anbringen, damit man urtheilen kann, ob es recht und billig sey, daß sich der ganze Schweizerbund deshalb in einen Krieg einlasse.

II. Hat alsdenn ein Canton seine Klage ordentlich angebracht, und man hat eingesehen, daß er Recht habe, so soll man ihm eilends beystehen, vorher aber die Güte versuchen, und nur im äußersten Nothfall Gewalt brauchen.

III. Wird ein Canton plötzlich überfallen, ohne daß er denen andern davon Nachricht geben kann, so sollen die conföderirten Cantons gehalten seyn, ihm eben so beyzustehen, als wenn er ihre Hülfe verlangt hätte.

IV. Diejenigen Cantons, so einem andern zu Hülfe kommen, sollen ihre Truppen selbst halten und bezahlen; dauert aber der Krieg lange, oder man muß eine Festung oder Stadt belagern, so soll derjenige Canton, dem beygestanden wird, alleine gehalten seyn, die Unkosten, so dazu erfodert werden, zu tragen.

V. Kommen zwey Cantons etwa mit einander in Zwistigkeit, und einer davon will sich dem Gutachten des Senats nicht unterwerfen, so sollen sich

die andern Cantons vor den erklären, der seine Sache dem Urtheile der Nation unterworfen hat.

VI. Ist etwa ein Bürger in einem Canton verurtheilt, oder in die Acht erkläret, so sollen ihn die andern Cantons nicht in Schutz nehmen, und wenn einer an denen Gesetzen schuldig erfunden wird, so soll er verwiesen, oder auf eine andere Art bestraft werden.

Diese Hauptartikul habe ich deswegen hergesetzt, damit man sich einigermaßen einen Begriff von der Verfassung der Schweizer machen kann. Nunmehro wollen wir auch sehen, wie die übrigen fünf Cantons sich mit den andern achten vereiniget, und die Republik auf den Fuß gesetzt haben, wie sie sich heut zu Tage befindet.

Freyburg war fast seit zweyhundert Jahren unter österreichischer Herrschaft. Herzog Albert sahe wohl, daß er eine Stadt nicht lange würde halten können, die schon auf dem Sprunge stund, sich mit denen andern Cantons zu verbinden. Er suchte dahero durch Einziehung der Güter von einigen Bürgern in Freyburg den Verlust gut zu machen, der für ihn unvermeidlich war; er schickte einen Officier an sie, der ausprengen mußte, daß sein Herr gleich nachkäme. Man suchte also das Volk zu bereden, den Herzog sehr prächtig zu empfangen. Und da man nun den Prinzen recht gut bewirthen wollte, so borgte man von verschie-

de-

denen Privatpersonen alles Gold- und Silberwerk, und alles dieses ward heimlich aus der Stadt geschaft. An dem Tage, da der Prinz kommen sollte, setzte sich der österreichische Officier mit denen vornehmsten Herren zu Pferde, um dem Prinzen entgegen zu reiten. Unterwegens traf man Reuter an, die man vor das Gefolge des Herzogs hielt. Man ließ sie aber nicht lange in dem Irrthum, denn der Officier begab sich zu diesen Reutern, und sagte denen Herren aus Freyburg, da er in Sicherheit war, daß er ihr Silberzeug mitnähme, weil das das einzige wäre, so sich sein Herr von einer Stadt zu Nutze machen könnte, die nicht gesonnen wäre, dem Hause Oesterreich getreu zu bleiben. Diejenigen, so auf eine so niederträchtige Art betrogen worden waren, erhielten sogleich von ihren Landesleuten davon Nachricht. Freyburg rächete sich an dem Herzog auf die Maaße, wie er vorhergesehen hatte, es machte nämlich mit denen Bernern, und hernach mit denen übrigen Cantons ein Bündniß.

Solothurn, eine von denen ältesten Städten in der Schweiz, und wo die Gesandten von Frankreich sich aufzuhalten pflegen, trat der Confoderation zugleich mit Freyburg bey. Sie war also mit Bern im guten Vernehmen gewesen, dem sie auch in allen Kriegen treulich beygestanden hatte. Diese beyden Cantons machten sogleich ein Bündniß mit einander, und stunden einander bey aller Gelegenheit, wo sie einander nöthig hatten, bey. Da

Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich sich um die Kayserkrone schlugen, so hielt es Solothurn mit dem erstern, und ward deswegen vom Pabste in Bann gethan, von dem österreichischen Prinzen aber belagert. Es war auch mit dem Grafen von Kyburg in Krieg verwickelt, worinnen es durch die Verrätherey eines Bürgers sehr viel Verlust erlitt. Es setzte sich aber gar bald durch seinen Beytritt zum Schweizerbunde außer aller Gefahr.

Basel hielt es schon vor seiner Theilnehmung an der Conföderation mit den Schweizern. Diese Stadt erfuhr mehr als einmal, wie vortheilhaft es sey, Nachbarn zu Freunden zu haben, die sich durch ihre Tapferkeit furchtbar gemacht hatten. Die Engelländer, welche Leopold von Oesterreich auf seine Seite gebracht hatte, wollten Basel belagern, dessen Mauern von einem Erdbeben eingestürzt waren. Die Schweizer schickten ihr aber wider die Engelländer Hülfe, die sie an ihrer Unternehmung verhinderten.

Der Adel war fast in allen Cantons, die sich in Freyheit gesetzt hatten, auf österreichischer Seite gewesen. Nun stehen zwar vornehme Leute an den Höfen gemeiniglich gut, als welches sie vor dem gemeinen Volke voraus haben. Und außerdem war der hochmüthige Adel mit einer republicanischen Verfassung, in der alle Unterthanen einander gleich sind, nicht zufrieden, weil derselbe

sich

sich allemal gewisse Vorzüge heraus zu nehmen gewohnt war, die der Eitelkeit der Menschen schmeicheln. Hierinnen lag der Grund, warum der Adel gegen das österreichische Haus so gut gesinnt war. Basel legte davon ein neues Beyspiel ab, denn es giengen eine große Menge Einwohner fort, die seine härtesten Gegner wurden, da sie merkten, daß es auf die Freyheit abgesehen war. Basel war mit der Aufführung dieser undankbaren Bürger nicht zufrieden, und verband sich dahero mit denen andern Cantons, um außer Furcht zu seyn.

Schafhausen war lange Zeit eine freye Reichsstadt gewesen, da aber Friedrich von Oesterreich Kayser wurde, so suchte er dieselbe unterthänig zu machen. Er wollte die Bürger zum Eyd der Treue zwingen, und sie wollten auch darein willigen, wenn man gewisse Clausuln zur Behauptung ihrer Freyheiten hinein setzen wollte. Der Kayser aber wollte von dergleichen Einschränkungen nichts wissen, und gab ganz deutlich zu verstehen, daß er ihnen bald Gehorsam lernen wollte. Seine Drohungen aber waren fruchtlos. Die Schweiz war seit langer Zeit gewohnt, dem österreichischen Hause die Spitze zu bieten. Schafhausen aber sahe wohl, daß es einem so mächtigen Feinde alleine nicht gewachsen sey, und entschloß sich daher dem Bunde beyzutreten. Und die übrigen Cantons sahen auch ganz gerne, daß sie eine Stadt in denselben aufnehmen konnten, deren vortheilhafte La-

ge ihnen sehr nützlich seyn konnte. Sie trat also im Jahr 1501. nach Christi Geburt der Conföderation bey.

Appenzell, welches der dreyzehnte und letzte Schweizercanton ist, hatte mit den Aebten von St. Gall viel Händel. Diese Mönche waren sehr mächtig, führten dahero öfters mit Appenzell Kriege, und würkten wider sie bey dem Kayser eine Achtserklärung aus, und auch einen Bannstrahl bey dem Pabste. Ein großer Herr ist aber auf ein Land wohl nicht eifersüchtig, das mit Bergen umgeben ist, und dessen Eroberung mehr Schaden als Nutzen bringen würde, und dahero fürchteten sich auch die Appenzeller für dem Kayser nicht, noch vielweniger aber für dem Pabst. Denn sie jagten die Priester und Mönche zum Lande hinaus, die aus Gehorsam gegen Ihro Heiligkeit ihnen die Sacramente nicht reichen wollten. Man suchte die Schweizer vergebens wider diese Nation aufzuwiegeln, die sich in Bann befand, vielmehr bemühten sie sich, ihr einen vortheilhaften Frieden zu verschaffen. Die Appenzeller waren dagegen erkenntlich, und traten im Jahr 1513. dem Schweizerbunde bey. Und so verbanden sich die verschiedenen Cantons nach und nach, so daß sie nunmehro eine Republik ausmachen, die der österreichischen Macht Trotz bieten kann. Man darf sich aber nicht einbilden, daß die Schweizer bey dem Besitz ihrer Freyheit geruhig gelassen wurden. Es kostete vielmehr viel Blut, ehe sie recht befestiget ward.

Sigismund von Oesterreich wollte einige Cantons nöthigen, ihm einige Herrschaften wieder herauszugeben, von denen er vorgab, daß sie ihm gehörten. Er sahe aber wohl ein, daß er seine gegründeten oder vermeintlichen Ansprüche mit Gewalt nicht ausführen könne, dahero er sich an den König von Frankreich Carl VII. wendete, dessen Prinzeßinn er heyrathen wollte. Diesen ersuchte er, ihn als seinen Eydam nicht zu verlassen, da er von seinen eigenen Unterthanen auf eine boshafte Art verfolgt würde. Carl war damals mit Vertreibung der Engelländer aus Frankreich beschäftiget, er schloß aber mit ihnen einen Waffenstillstand, und ließ dagegen eine starke Armee wider die Schweizer marschiren, und den Kern davon gab er dem Cronprinzen zu commandiren. Dieses war der folgende Ludwig XI. Dieser eroberte Montbelliard, und rückte in Elsaß ein. Seine Armee soll damals aus sechzigtausend Mann, theils Franzosen, theils Lothringern und Engelländern bestanden haben. Einige Geschichtschreiber setzen aber diese Anzahl auf die Hälfte herunter. Die Armagnacs a), so nennte man damals die Truppen, so der Dauphin commandirte, lagerten sich zwischen Straßburg und Basel. Der junge fran-

a) So nennte man in Frankreich die Truppen, die unter der Regierung Carls VI. die Pariser unter dem Commando des Grafen von Armagnac mißhandelten. Und dieses gab wahrscheinlicher Weise auch Gelegenheit, daß man die Sol-

französische Prinz bekam Nachricht, daß ihm seine Feinde entgegen marschirten, er schickte dahero einen General zur Kundschaft aus, mit dem Befehl, sich mit ihnen nach Befinden der Umstände zu schlagen. Dieser General stieß auf sie, und es kam zum Treffen. Die Armagnacs mußten sich, ob sie gleich stärker waren, zurückziehen, und zwar unter währenden Fechten bis zur großen Armee. Die Schweizer wurden durch diesen Vortheil hitzig, und wollten den Feind verfolgen, allein diese Hitze kam ihnen theuer zu stehen, denn sie wurden auf einmal von denen Franzosen umringt, und erbärmlich niedergehauen. Die, so noch davon kamen, setzten sich wieder bey einem Lazareth, und bekamen daselbst eine ansehnliche Verstärkung. Sie verschanzten sich, so gut es sich wollte thun lassen, und wehrten sich wider die Armagnacs tapfer. Diese suchten durchzubrechen, und also gieng das Treffen aufs neue sehr heftig an. Die Schweizer thaten Wunder der Tapferkeit. Einige von ihnen nahmen sich nicht einmal Zeit, die Pfeile, mit denen sie geschossen worden waren, wieder heraus zu ziehen, sondern stürzten sich in die Feinde, um sich an denen zu rächen, die sie verwundet hatten. Einigen waren die Hände weggehauen, und also nicht mehr im Stande zu fechten, und den-

Soldaten, die Elsaß verheeret, eben so nannte. Einige Deutsche haben geglaubt, daß das Wort Armagnac von Armen und Geckin zusammengesetzt sey, welches soviel bedeute, als elende dumme Kerls. Das ist aber sehr gezwungen.

dennoch wichen und wankten sie nicht. Der Sieg blieb dahero lange zweifelhaft, nachdem man aber die Mauer des Hospitals, wo sie verschanzt stunden, umgeworfen hatte, so drung man auf sie ein, und hieb sie gänzlich in die Pfanne, weil sie keinen Pardon verlangten. Einige kamen noch in ihr Vaterland zurück, allein sie fanden auch daselbst ihren Tod, denn ihre Landesleute hielten solche Leute des Lebens unwürdig, die nicht die Herzhaftigkeit gehabt hatten, mit dem Degen in der Faust zu sterben.

Nach dem Treffen machte sich ein österreichischer Herr, Bernhard von Münch, das Vergnügen, die todten Körper auf der Wahlstatt zu betrachten. Da nun eine große Menge Schweizer darunter waren, so sagte Münch, daß er lange kein so angenehmes Vergnügen bey Betrachtung eines Blumengartens, der noch so schön ausgezieret wäre, empfinden würde, als er hier an dieser Wahlstatt empfände. Dieses hörte ein Schweizer, der noch Athem holte, und gleichsam für Wuth wieder zu leben anfieng, indem er dem Oesterreicher einen großen Stein an den Kopf warf, daß er wenig Tage darnach sterben mußte.

Diese Niederlage hatte die Schweizer ganz bestürzt gemacht, sie baten dahero bey dem Ueberwinder um Frieden. Man wollte ihnen denselben geben, wenn die Versammlung zu Basel und die Einwohner dieser Stadt sich zu einer Genug-

thuung

thuung für den Herzog von Oesterreich, Sigismund, verstehen wollten. Die französische Armee gieng zurück, und ließ die Schweizer zufrieden. Diese machten einige Jahre darnach, nämlich 1454. mit Carl VII. ein Bündniß, worinnen sie sich verbindlich machten, denen Feinden von Frankreich in keinem Canton den Durchzug zu verstatten, wogegen der französische Monarch versprach, keinem Feinde der Republik beyzustehen. Die letzten Cantons aber traten erst nach dem Kriege mit denen Armagnacs dem Bündnisse bey.

Herzog Sigismund verglich sich auch 1496. mit denen Schweizern; da aber dieser Prinz starb, so fielen seine Staaten, nämlich Elsaß, Brisgau, Ferrara und Tyrol dem Kayser Maximilian zu. Dieser wollte den Tractat erneuern, den Sigismund mit denen Schweizern gemacht hatte; allein die Schweizer wollten darein nicht willigen, sondern bestunden auf ihrer Freyheit, die ihnen das Haus Oesterreich entziehen wollte. Der Kayser mochte versprechen, was er wollte, es half alles nichts, und da man eine Versammlung in Zürch hielt, so schrien alle Abgeordnete einmüthig: Kein Bündniß mit Maximilian.

Um aber noch deutlicher zu zeigen, daß sie sich aus dem Kayser nichts machten, so marschirten sie denen Graubündern, ihren Alliirten, zu Hülfe, die von denen Oesterreichern geschlagen worden waren,

und

und halfen ihnen einen herrlichen Sieg erfechten. Maximilian wurde sehr böse, daß Völker, von denen er nur mit äußerster Verachtung sprach, sich unterstünden, seine Herrschaft nicht zu erkennen, er beschloß dahero, das äußerste zu wagen, um sie zum Gehorsam zu bringen. Er zog dahero eine große, aber schlecht disciplinirte Armee zusammen. Allein dergleichen Truppen durfte man denen Schweizern nicht entgegen stellen, und sie wurden dahero öfters geschlagen. Sie verlohren in der Schlacht bey Dorneck den Grafen von Fürstenberg, ihren General, und viertausend Mann. Maximilian hatte nach dieser fatalen Begebenheit keine Lust den Krieg mit einem elenden Geschmeiße fortzusetzen, und war dahero auf Mittel bedacht, mit einem Volke Friede zu machen, das seit langer Zeit dem Hause Oesterreich wichtige Stöße beygebracht hatte. Der Friede ward also den zwey und zwanzigsten September 1499. zu Basel geschlossen. Jeder Theil sollte in dem Besitz seiner Länder bleiben, wie vor dem Kriege. Und auf diese Weise legte Kayser Maximilian gleichsam die letzte Hand an die Freyheit der Kayser.

Dieses waren also die Kriege, die die Schweizer führen mußten, ehe sie unter ihrer republicanischen Regierung geruhig leben konnten, zu der sie doch schon den Grund gelegt hatten, und von der ich die vornehmsten Gesetze und Verfassungen erzählen will.

Die

Die dreyzehn Cantons machen, wie gesagt, eine kriegerische Republic aus. Die Schweizer sind mit ihrem Lande zufrieden, ob es gleich eins der schlechtesten in Europa ist, und suchen dasselbe nicht durch Eroberungen zu erweitern; aber sie suchen ihre Freyheit zu behaupten, die sie nicht anders, als mit ihrem Blute haben erkaufen können. Und da ihnen nichts lieber ist, als ihr Vaterland, so ist ein jeder Schweizer Soldat. Der Muth allein macht keinen Krieger aus. Dahero die zum Waffen bestimmt sind, bey guter Zeit in Waffen geübt und zur Kriegszucht angehalten werden. Und hierauf beruht auch der Grund der schweizerischen Regierung. Jeder Einwohner von den dreyzehn Cantons muß Waffen bey sich haben, die in gutem Stande sind, und damit jeder desto besser lerne mit denenselben umzugehen, so werden von Zeit zu Zeit für diejenigen Belohnungen ausgesetzt, die recht gut schießen, und den Säbel oder Degen recht führen können. Selbst die Spiele und Ergötzungen dieses Volks machen eine Art von Krieg aus. Ist es Messens- oder Landtagszeit, so kommt ein jeder mit einer Trommel dahin. Verheyrathen sich ein Paar, so begleitet man sie mit Flinten, Hellebarden, und thut ihnen und denen Hochzeitgästen damit eine Ehre an. Die Kinder machen sich sogar mit dem Gewehr zu thun, und man giebt denenjenigen den Preiß für ihren kleinen Kameraden, die es besser machen. Kampf und Wettlauf sind bey denen Schweizern gewöhnlich, und über dieses geben sie sich auch mit denen

Be-

Beschwerlichkeiten der Jagd ab, indem sie mitten in denen Hölzern Wölfe und Bäre fangen. Der, so diese wilden Thiere fängt, haut ihnen den Kopf ab, steckt ihn an seine Hausthür, und bekömmt deswegen oft von seiner Obrigkeit eine Belohnung. Schwimmen ist für Soldaten auch sehr nützlich. Darauf verstehen sich die Schweizer sehr gut, dahero sie durch die reißendsten Flüsse schwimmen. Solchergestalt muß eine solche Erziehung nothwendig gute Soldaten ziehen, und wo trifft man auch wohl bessere an, als in der Schweiz? Da aber diese Republik mehr zieht, als sie zu ihrer Vertheidigung braucht, so giebt sie dieselben verschiedenen europäischen Mächten, die durch Erkaufung dieser Fremdlinge das Blut ihrer eigenen Unterthanen schonen. Der Canton Zürch wollte nicht gleich in diesen Handel willigen, weil ihnen ein berühmter Prediger Zwinglius vorstellte, daß es Christen unanständig wäre, sich für einen schnöden Gewinn verbindlich zu machen, ihres gleichen umzubringen, um die Leidenschaft eines herrsch- oder rachsüchtigen Prinzen zu befriedigen.

Wenn die Schweizer mit einer andern Macht in Krieg verwickelt sind, so ist jeder Schweizer bereit, sein Vaterland zu vertheidigen. Man nimmt zu Vermeidung der Unordnung diejenigen heraus, die man haben will, und die andern müssen auf Befehl warten. Man bindet denen Soldaten ein, ihre Privatinjurien zu vergessen, und ihren ganzen Haß auf die Feinde der Nation zu werfen. Dieses beobachtet man genau, und man erzählt

deswegen Begebenheiten, die denen Schweizern Ehre machen. Währendem Treffen dürfen sie bey Lebensstrafe nicht plündern, nach demselben aber wird die Beute gleich getheilet. Hat sich ein Soldat besonders hervorgethan, so wird er auch vorzüglich belohnet. Erobert man Städte oder Länder, so wird es unter die dreyzehn Cantons getheilet, und die, so durch die Stärke ihrer Truppen mehr zum Siege beygetragen haben als die andern, bekommen nicht mehr, wenn sie nicht auch besonders tapfer gewesen sind. Eine so kluge Aufführung muß nothwendig eine Begierde erwecken, es einander zuvor zu thun.

Die Schweiz kommt ohnstreitig Sparta am meisten bey. Was für Tugenden bewunderte denn das alte Lacedämon? Liebe zur Freyheit, patriotischen Eifer, Tapferkeit, Verabscheuung der Wollust, der Schwelgerey, und derjenigen Künste, die bloß zur Bequemlichkeit gehören, Uebung den Körper robuster zu machen, und Einfalt der Sitten. Eben dieses findet man auch bey denen dreyzehn Cantons. Noch ein ander Stück der Aehnlichkeit zwischen den Spartanern und Schweizern: Jene feyerten nämlich Feste, wo die Unmäßigkeit durchaus verbannt war, und man redete während der Tafel von nichts als von Siegen und Eroberungen der Nation, man lobte die Einwohner, die sich durch ihre Tapferkeit hervorgethan hatten, oder die vor das Vaterland gestorben waren, kurz man führte lauter solche Reden, die im Stande waren, den Muth der Gäste anzufeuern. Eben

so

so geht es auch bey denen Schweizern zu, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht so genau an die Gesetze der Mäßigkeit binden. Ihre übertriebene Liebe zum Wein ist der Fehler, den ich als ein unparteyischer Scribent nicht verschweigen kann, und ich mache einer Nation, die soviel schöne Eigenschaften hat, diesen Vorwurf sehr ungern.

In Sparta galt weiter nichts, als die Kriegswissenschaft. Die Schweiz ist auch niemals ein Wohnplatz der freyen Künste gewesen, ob sich schon bisweilen Leute gefunden haben, die sehr gelehrt gewesen sind. Die Schweizer sehen vielmehr auf die Befestigung ihres Staats durch Kriegsleute, als durch Gelehrte, und dahero trifft man dergleichen in ihrem Lande nicht so häufig an, als in andern Ländern. Diejenigen Völker, deren Verstand am meisten gebildet ist, sind eben nicht allemal die tugendhaftesten. Die Schweiz mag also andere Völker wegen des Flores der schönen Wissenschaften ja nicht beneiden, der mit Verlust der Sitten erkauft werden muß.

Jede der Schweizer Eydgenossenschaften sendet zwey Deputirte zu dem Senate oder Rath, der die ganze Republik vorstelit. Alle wichtige Angelegenheiten werden darinnen ausgemacht, Kriegs- und Friedensschlüsse, Gesetze, kurz, dieser Rath übt die oberste Gewalt aus. Jedes Mitglied hat seine Stimme, und wenn ein Canton, wie öfters zu geschehen pflegt, mehr Deputirte schickt, so haben sie doch alle nur eine Stimme. Es ist bekannt, daß viel Schweizer von der römischen Kirche abgefallen sind, und dem ohnerachtet

sind sie sehr einig, wenn es auf die Beschützung ihres Vaterlandes ankommt. Unter den dreyzehn Cantons sind sieben katholische, vier protestantische, und zwey von gemischter Religion. Außer diesen dreyzehn Cantons sind die Schweizer auch mit denen Graubündern verbunden, mit dem grauen Bunde, mit der Ligue Caddée oder Gotteshaus, denen zehn Gerichtssprengeln, der Herrschaft Neufchatel, Valais, Grafschaft Toggenburg, Abtey und Stadt St. Gall, Mühlhausen, Genf, Bienne und dem Bisthum Basel.

Um nicht zu sehr von meinem Endzwecke wegzukommen, will ich mich nicht weiter in die Verfassung des schweizerischen Bundes einlassen. Die Tyranney der österreichischen Prinzen gab zu dem Aufstande Anlaß, den ich beschrieben habe, und daraus können große Herren lernen, daß es nicht gut sey, wenn man die Gedult der Unterthanen mißbraucht.

Ende des ersten Theils.

Des

Herrn Düport dü Tertre

Geschichte

der sowohl alten als neuern

Verschwörungen, Meutereyen

und

merkwürdigen Revolutionen.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zweyter Theil.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn und Gampert.
1764.

Geschichte der Verschwörungen.

Verschwörung der Böhmen wider den Kayser Wenceslaus, im Jahre 1394.

Den Wenceslaus a) mit einem Zuge zu schildern, wird hinlänglich seyn, wenn man saget, daß der Scharfrichter sein vornehm-

a) Wenceslaus war aus dem Hause Luxemburg. Der erste aus diesem Hause, welcher zum Kayserthume gelangte, war Heinrich der Siebente. Er hatte einen Sohn, Namens Johannes, welcher König von Böhmen wurde, und der

vornehmster Liebling war a). Ein Fürst von diesem Charakter konnte nicht anders, als ein Gegenstand der Verabscheuung seyn. Den Anfang machte er mit der Beraubung der Haabe und Güter seiner Unterthanen; und nachdem er sie gänzlich ausgezogen, spottete er durch den thörichsten Aufwand ihres Elendes. Eine Menge ins Elend gestürzter Bürger füllten die Gassen in Prag an, und kamen alle Tage mit dem ängstlichsten Klaggeschrey vor den Pallast; Wenceslaus aber stellete sich, als hörete er es nicht. Nur die Kayserinn allein wurde durch den traurigen Zustand der Böhmen auf das äußerste gerühret, und, ihnen zu helfen, verkaufte sie ihr Gerathe, Edelgesteine und Kleider. Als diese großmüthige Fürstinn nichts mehr zu geben hatte, so warf sie sich zu den Füßen ihres Gemahles, und beschwor ihn mit thränenden Augen, Mitleiden mit einem unglücklichen Volke zu haben, welches nicht zum Throne gelangen konnte, um daselbst seine gerechten Klagen vorzubringen. Ein ausdrückliches Verboth, jemals wieder dergleichen Vorstellungen zu thun, war die ganze Antwort, so die Kayserinn

Vater des Kayfers Carls IV. war. Dieser letztere war der Vater des Wenceslaus, welcher im Jahre 1378 den kayserlichen Thron bestieg.

a) Wenceslaus war der Gevatter des Scharfrichters, dem er ein Kind aus der Taufe gehoben. Er nannte ihn seinen Gevatter und gieng niemals ohne ihn. Oft befahl ihm der Fürst, Leute, denen er begegnete, ohne weitere Umstände aufzuhenken.

serinn erhielt. Es wurden sogar Drohungen angewandt, sie abzuhalten, daß sie nicht ein andermal kommen möchte, das Wort dieser Unglückseligen zu reden. Das Verfahren des Kayſers machte seine tugendhafte Gemahlinn bestürzt, und sie verfiel darüber in eine tödtliche Schwermuth. Wenceslaus wurde hierüber unruhig, und trug ein ungemein groſses Verlangen, zu wissen, was in dem Innersten der Kayserinn vorgieng; er wandte sich, in der Hoffnung, einiges Licht davon zu bekommen, an den Johannes Nepomucenus, den Beichtvater der Fürstinn, und wollte ihn zwingen, dieses so wichtige Geheimniß zu offenbaren. Der Geistliche wollte nie darein willigen, und seine Standhaftigkeit kostete ihn das a) Leben.

Wenceslaus machete alle Tage seiner Regierung durch neue Grausamkeiten merkwürdig. Er ließ öffentliche Bäder anlegen, wo man, sobald man hineingetreten war, in den tiefsten Abgrund hinabfiel. Solche unmenschliche Handlungen brachten sogar die Hofleute auf, und sein Pallast wurde bald zu einer Einöde. Da er die gerechte Wuth der Völker fürchtete, so hatte er dafür gesorget, sich zwo Meilen von Prag ein Schloß bauen zu lassen, wohin er sich bey dem geringsten Anschein der Empörung begab.

Was Wenceslaus befürchtete, geschah endlich. Man verschwor sich wider ihn. Der

a) Johannes Nepomucenus wurde in die Muldau geworfen. Die Kirche verehret ihn als einen Märtyrer.

Rath zu Prag bemächtigte sich seiner Person, und warf ihn in das öffentliche Gefängniß, wo man ihn vier Monat lang in einem Loche unter der Erde aufbehielt. Unterdessen fand er ein Mittel, durch Hülfe einer Weibesperson zu entkommen, die er zur Belohnung in die Zahl seiner Beyschläferinnen aufnahm. Die übeln Begegnungen, die er auszustehen hatte, dieneten nur darzu, ihn noch grausamer zu machen. Kein Mensch konnte sich ihm in den Anfällen seiner Wuth nähern. Susanne (so hieß seine Erretterinn) besaß allein die Gabe, dieses wilde Gemüth zu besänftigen. Weil unterdessen Wenceslaus immer in Furcht stand, aufs neue wieder in die Hände seiner Unterthanen zu gerathen, so flüchtete er auf das Schloß Ziebrack; aber als er nicht mehr Ursache zu haben glaubete, sich vor den Einwohnern von Prag zu fürchten, so kam er in die Hauptstadt seines Reiches wieder zurück, und fuhr fort, sich daselbst gehäßig zu machen.

Die Großen in Böhmen, welche ihn nicht mehr ertragen konnten, baten Sigismund, König von Ungarn, den Bruder des Tyrannen um Beystand. Der ungarische Monarch näherte sich mit einem Theile seiner Armee denen böhmischen Gränzen; sogleich erregeten die Unterthanen des Wenceslaus, wider ihr Oberhaupt, einen Aufstand, und giengen zu ihrem Befreyer über: dergestalt, daß die Armee des Sigismunds sich im Stande befand, alles zu unternehmen. Nachdem der Kayser diese Nachricht erhalten, zog er seine Minister zu Rathe, welche ihm anriethen,

riethen, Prag zu verlassen, und sich nach Bern zu begeben. Dieses Verhalten schlug für den Wenceslaus gar nicht vortheilhaft aus. Denn da die Einwohner der Hauptstadt sich nicht mehr durch die Gegenwart des Kayfers gezwungen sahen, erkläreten sie sich für den König von Ungarn, und vermochten die andern Städte, die bishero es noch nicht hatten wagen dürfen, das Joch der Tyranney abzuwerfen, durch ihr Beyspiel auch darzu.

Unterdessen ließ Sigismund ein Manifest ausgehen, darinnen er kund that, daß er bloß deswegen die Waffen ergriffen hätte, um die böhmischen Unterthanen wegen der vielen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, so man an ihnen ausgeübet, zu rächen. Das Verlangen nach einer neuen Krone hatte vielleicht großen Antheil an einer so großmüthigen Entschließung. Dem sey nun wie ihm wolle, so unterstund sich doch niemand, sich denen Absichten eines Fürsten zu widersetzen, welcher aus den lobenswürdigsten Bewegungsgründen zu handeln schien. Als der Statthalter von Prag sahe, daß er nach Wenceslaus Flucht den Fortgang des Aufruhres nicht hemmen konnte, entzog er sich der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und begab sich in sein Haus zurück. Die andern Großen erkläreten sich öffentlich für Sigismund; und dieser erhob sich nach Prag, wo er im Triumph empfangen wurde. Er blieb daselbst nicht länger, als es nöthig war, um sich der Treue der Einwohner zu versichern, und darauf gieng er nach Bern. Da nun Wences-

laus keine Hoffnung hatte, sich in dieser Festung zu halten, so nahm er seine Zuflucht zu der Großmuth seines Bruders. Er ließ ihm sagen, daß er sich denen Bedingungen, die man ihm vorschreiben würde, unterwerfen wollte, in so fern es nur billige wären. Die beyden Brüder hielten eine Zusammenkunft, und der König von Ungarn, indem er den Kayser anredete, sagte zu ihm: Ich bin hierher gekommen, weil das Volk sich über eure Regierung beklaget; aber, so Gott will, will ich Ordnung machen. Wenn das euer Wille ist, versetzte Wenceslaus, so ist es auch der meinige.

Nach dieser Zusammenkunft, kamen Sigismund und sein Bruder zu Prag an; aber sie wurden auf eine verschiedene Art empfangen. Man überhäufete den ersten mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, da man wider den Wenceslaus tausend Lästerungen ausspie. Man sperrete sogleich diesen in das Schloß, und darnach brachte man ihn nach Krumlow, und von dar nach Wien in Oesterreich, wo er so eng eingeschlossen wurde, daß niemand ihn sprechen konnte. Sigismund ließ sich als Regent des Reiches ausrufen; er hob die beschwerlichsten Auflagen auf, und schenkte verschiedenen Bürgern die Freyheit wieder, welche sich auf eine ungerechte Art in denen Gefängnissen eingesperret befanden. Wer sollte wohl glauben, daß ein solches Ungeheuer, als Wenceslaus war, Gemüther hätte finden sollen, denen sein Unglück zu Herzen gieng? Der Herzog von Schweidnitz, sein Bruder, und Procopius,

copius, sein Vetter, warben ein jeder eine Anzahl Truppen, um einen Fürsten zu befreyen, der nicht verdienete, das Tageslicht zu sehen. Aber ihr Vorhaben gelung ihnen nicht, weil sie den Ort, wo der Kayser gefangen saß, nicht erfahren konnten. Während der Zeit man an der Befreyung des Wenceslaus vergeblich arbeitete, so bemühete sich auch dieser Prinz, sich in Freyheit zu setzen, und solches geschahe nicht ohne glücklichen Erfolg. Er ließ sich an einem Fenster, welches auf die Donau gieng, herab, und rettete sich auf einem kleinen Fahrzeuge, welches ein Fischer a) für ihn in Bereitschaft hielt. Er zog ein Bauerkleid an, machte sich auf den Weg, und nach zwölf Tagereisen kam er in Böhmen an. Nachdem er sich auf die Festung Wischrad, welche sehr schlecht besetzet war, begeben hatte, sagete er zur Schildwache, daß er dem Gouverneur eine wichtige Sache zu hinterbringen hätte. Sobald Wenceslaus hineingetreten war, machete er die Thüre der Citadelle hinter sich zu, gab sich zu erkennen, und schrie: Wer seinem Könige getreu ist, der komme zu seiner Vertheidigung, und er soll dafür belohnet werden. Sogleich geselleten sich etliche zwanzig Soldaten zu ihm, bemächtigten sich des Befehlshabers der Festung, und überlieferten ihn an Wenceslaus, der ihm sagete: Erwarte auf der Stelle dei-

a) Wenceslaus schlug diesen Fischer zum Ritter, wies ihm ansehnliche Einkünfte an, und ließ seine ganze Familie nach Prag kommen, welcher er ein ansehnliches Auskommen verschaffte.

nen Tod, wenn du nicht den Brief schreibest, den ich dir jetzo vorsagen will. Der Officier fand es für rathsam, zu gehorchen; und schrieb an den Gouverneur und den Rath der Hauptstadt, daß, da er selbst sich nicht nach Prag verfügen könnte, um ihnen eine Sache von der äußersten Wichtigkeit zu eröffnen, er sie ersuchete, auf das schleunigste nach Wischrad zu kommen, um mit ihm darüber zu Rathe zu gehen. Sie begaben sich sämmtlich nach der Festung, und als sie der Kayser in seiner Gewalt hatte, ließ er sie einsperren, aus Furcht, damit sie Sigismund von dem, was vorgienge, nicht möchten Nachricht geben.

Wenceslaus merkete wohl, daß der Erfolg seines Unternehmens von seiner Hurtigkeit abhienge; er gieng also sogleich mit dreyßig Soldaten gegen Prag ab. Aus Besorgniß, daß dieselben möchten erkannt werden, ließ er ihnen die Kleider der gefangenen Rathspersonen anziehen, und vermittelst dieser Verkleidung kam er auf das Schloß der Stadt; er schloß sich darinnen mit seinen Leuten ein, gab dem Herzoge von Schweidnitz von seiner Entkommung Nachricht, rief die Großen, die ihm waren treu geblieben, zusammen, und ermahnete sie, ihm Proben ihrer Ergebenheit zu geben. Alle bezeigeten hierzu einen eben so grossen Eifer, als wenn es darauf ankäme, einem unrechtmäßig unterdrückten Prinzen wieder zu seinem Throne zu verhelfen. Gleich in der folgenden Nacht wurde dem Herzoge von Schweidnitz und seinen Truppen ein Thor in Prag geöffnet, wel-

welche beym Einmarsch laut schrien, Freyheit! Zur selbigen Stunde schlugen sich alle Anhänger des Kayſers zur Partey des Herzoges, und haueten die Bürger darnieder, deren eine große Anzahl kamen, bey Wenceslaus um Gnade zu bitten. Dieſer Fürſt, welcher damals ſeine angeborne Grauſamkeit vergaß, wehrete dem Morden, und ließ kund machen, daß er allen denen das Leben ſchenken wollte, welche ihre Waffen in den Pallaſt bringen und einen richtigen Aufſatz von ihrem Vermögen eingeben würden. Als er von allem, was ein jeder Herr und ein jeder Bürger beſaß, Wiſſenſchaft erlanget, ſo legete er ſie mit anſehnlichen Summen an, die er ſich aufs genaueſte entrichten zu laſſen, nicht ermangelte.

Die anderen Städte folgeten dem Beyſpiele der Hauptſtadt, und ſchicketen Abgeordnete zum Kayſer ab, um ihn ihres Aufſtandes halben um Vergebung zu bitten. Wenceslaus ließ ſich beym Anblicke der Geſchenke, ſo man ihm darbrachte, erbitten. In kurzer Zeit unterwarf ſich ganz Böhmen durch die Vermittelung des Herzoges von Schweidnitz, welcher allezeit für den Nutzen und Vortheil eines Tyrannen viel Eifer bewies.

Das widrige Schickſal, welches der Kayſer erfahren mußte, machte ihn keinesweges leutſeliger. Zur Beſtreitung ſeiner thörichten Verſchwendungen, errichtete er unerſchwingliche Auflagen, und verkaufte die Reichsämter. Man führete darüber bey denen Churfürſten Klage, welche beſchloſſen, ihm die kayſerliche Crone ab-

zunehmen. Nachdem sie ihm den Proceß gemachet, so fasseten sie dieses Absetzungsurtheil ab, welches zu Landstein von dem Churfürsten von Maynz abgelesen wurde:

„Im Namen unseres Herrn. Es geschehe also. „Wir Johannes, von Gottes Gnaden Erzbischof „von Maynz, Erzcanzler des heiligen deutschen rö„mischen Reichs, thun allen und jeden kund und zu „wissen, daß sich seit vielen Jahren in die Kirche „Gottes unerträgliche Misbräuche eingeschlichen, „welche, statt daß dieselben hätten sollen abge„schaffet werden, sich täglich zum großen Aerger„nisse der Rechtschaffenen und Frommen, und „zum gänzlichen Verderben der Gottlosen meh„ren. Was das betrübteste ist, so ist derjenige, „welchem das heilige Reich und die Kirche auf„getragen, solchen Unordnungen zu steuren, selbst „der Urheber davon, und statt Mittel dargegen „zu gebrauchen, so haben seine schädlichen Bey„spiele und böse Regierung die Policey des Rei„ches gänzlich zernichtet, und zu bürgerlichen „Kriegen in Deutschland und Italien Gelegen„heit gegeben.

„Deswegen haben Unsere Mitchurfürsten und „Wir, auf inständiges Ansuchen der heiligen „Kirche, der Fürsten, derer Herren, derer Städte „und Völker des Reiches, den durchlauchtigsten „Fürsten **Wenceslaus**, römischen König und „König von Böhmen, oft ermahnet, und ihm „sowohl persönlich, als auch durch Unsere Schrei„ben, seine ärgerliche Aufführung, seine Nachläs„sigkeit in Verwaltung derer Begebenheiten, die

„ent-

„entsetzlichsten Misbräuche, welche er duldete,
„oder durch sein Beyspiel bestätigte, die ansehn-
„lichen Veräußerungen, die er im Reiche vorge-
„nommen hätte, ohne weder Reichstäge zu hal-
„ten, noch die Fürsten zu Rathe zu ziehen, vor-
„gestellet; und von allen diesen Verbrechen, de-
„ren er sich schuldig gemachet und überführet ist,
„haben Wir ein Instrument gefertiget, davon die
„Artikel insbesondere hier folgen:

„Daß er an Frankreich die Stadt Genf mit
„ihrem Gebiethe, ohngeachtet der Widersetzung
„der Stände des Reiches, von welchem sie ein
„Lehn ist, verkaufet: Daß er dem Vicomte Ga-
„leas das mayländische Gebieth, und sogar die
„Lombardey unter dem Titul eines Herzogthu-
„mes abgetreten; daß er verschiedene Domänen,
„welche durch den Tod der Eigenthümer an das
„Reich gefallen waren, veräußert: Daß er un-
„terschiedenen Personen mit seinem Siegel ver-
„sehene Vollmachten verkaufet, um damit nach
„ihrem Gefallen zum großem Nachtheile des Rei-
„ches zu schalten und umzugehen: Daß er denen
„Dieben und Straßenräubern die Erlassung der
„Strafe wegen ihrer Schandthaten ertheilet:
„Daß er mit seiner eigenen Hand, oder durch
„Hülfleistung seiner Scharfrichter Prälaten, Prie-
„ster, und eine Menge anderer Personen vom
„Stande, ermordet, ersäufet, verbrannt hat:
„Daß er zum Schaden des Christenthumes mit
„dem Könige von Pohlen, dem Beschützer der
„Tartarn, wider die Ritter des deutschen Ordens
„ein Bündniß gemachet: Daß er ohne Ueberle-

„gung

„gung und Ueberschlag die Einkünfte von Böh-
„men und des Reiches verschwendet, und die Re-
„gierung seines Reiches unerfahrnen und übelge-
„sinneten Leuten überlassen, die seine Unterthа-
„nen mit übermäßigen Auflagen beschweret ha-
„ben: Daß er bey seinen Unterhandlungen mit
„denen Fürsten des Reiches Zweydeutigkeiten
„gebrauchet, und Treulosigkeit ausgeübet, so daß
„niemand mehr unter ihnen einem Worte hat
„trauen wollen: Daß er die Universität zu Prag,
„die von dem Kayser, seinem Vater, ist gestiftet
„worden, zerstöret: Daß er die Doctores davon
„gejaget, und deren verschiedene ohne Ursache
„und vorhergängige Verurtheilung umbringen
„lassen; daß er endlich, da er sich Tag und Nacht
„der Schwelgerey und lüderlichen Leben ergeben,
„die Angelegenheiten des Reiches gänzlich hintan-
„gesetzet; und daß er, als er mehr als einmal er-
„suchet und gebethen worden, sein übeles Betra-
„gen zu ändern, diejenigen, welche ihm Erinne-
„rungen gegeben, verfolget hat.

„So haben Wir demnach," setzten die Chur-
fürsten hinzu, „nachdem Wir den heiligen Na-
„men Gottes angerufen, und unsern Richterstuhl
„bestiegen, aus denen hier erwähnten Beschwer-
„den und aus anderen noch weit wichtigern Ursa-
„chen bewogen, durch unsern gegenwärtigen Ur-
„theilsspruch den Herrn Wenceslaus, als einen
„Verschwender des deutschen Körpers, als ein
„unnützes Glied, und als ein unwürdiges Ober-
„haupt das heilige römische Reich zu regieren,
„abgesetzet, und als einen solchen haben Wir ihn

„der

„der Würden und Ehren, die ihm zustehen, ent-
„setzet. Wir thun auch allen Fürsten, Potenta-
„ten, Rittern, Städten, Ländern und Völkern
„des heiligen Reiches zu wissen, daß sie des Ei-
„des der Treue und Huldigung, den sie ihm in
„der Würde eines Kayfers schuldig sind, entbun-
„den sind.

„Ferner ermahnen und ersuchen wir sie, dem
„obbemeldeten Wenceslaus hinkünftig nicht zu
„gehorsamen, und demselben, unter welchem
„Vorwande und Titel es nur sey, keinen Dienst
„zu leisten, sondern denselben einem nützlichern
„und würdigern Fürsten vorzubehalten, welcher
„an dessen Stelle wird gesetzet werden. Zu des-
„sen Beglaubigung haben Wir Johann, Erz-
„bischof von Maynz, gegenwärtiges Absetzungs-
„urtheil mit Beyfügung unsers großen Insiegels
„in Abschrift bringen lassen. Gegeben und öffent-
„lich kund gemacht zu Landstein im Jahre nach
„Jesus Christus Geburt 1400, die achte In-
„diction, den Freytag am 20. Augustmonats,
„etwas vor 9. Uhr, im eilften Jahre der päbstli-
„chen Regierung unsers heiligen Vaters, Pabstes
„Bonifacius IX. in Gegenwart der edlen Für-
„sten Johannes und Roberts a) Friedrichs, Burg-
„grafen von Nürnberg, Philipps von Nassau
„und von Saarbrück, Georgens von Leiningen,
„Johan-

a) Es befanden sich auf dem Reichstage zu Land-
stein nur vier Churfürsten, drey geistliche, und
Robert, Pfalzgraf, nebst verschiedenen vorneh-
men Mitgliedern des heiligen römischen Reichs.
Die Freyreichsstädte waren auch eingeladen,
sie schickten aber keine Abgeordnete.

„Johannes von Ziegenstein, Conrads, Pfalz-
„grafens am Rhein, Reinhards von Westerburg,
„Johannes von Limburg, Johannes von Isen-
„burg, Reinhards von Hanau, und verschiede-
„ner anderer Herren Ritter, und weltlicher und
„geistlicher Personen.“

Hierauf wiederriefen die Churfürsten die Gerechtigkeiten, Freyheiten und Ausnahmen, welche Wenceslaus ohne Einwilligung derer Reichsstände verkaufet und veräußert hatte. Nach der Absetzung Wenceslaus schritte man zur Wahl eines neuen Kayfers. Alle Stimmen vereinigten sich vor Friedrich, Herzogen von Braunschweig; aber dieser Fürst wurde, ehe man noch seine Wahl kund machete, von dem Grafen von Waldeck unglücklicher Weise ermordet; dieserwegen zählet man ihn nicht mit unter die römischen Könige. Sobald man die Nachricht von seinem Tode erfahren, versammleten sich die Churfürsten zu Rens, und erwählten Robert oder Rupert III. Pfalzgrafen am Rhein. Dieser Fürst aber besaß das Reich nicht ruhig. Wenceslaus hatte noch eine ansehnliche Partey, sowohl in Deutschland, als in denen anderen Staaten von Europa. Sigismund, König von Ungarn, nahm sich damals seines Bruders an, und schrieb an die Cardinäle, welche zu Avignon waren, daß die Verbrechen, die man Wenceslaus zuschriebe, falsch oder übertrieben wären; daß es zwar an dem, daß dieser Monarch einige Ausschweifungen begangen, man könne sie aber nicht mit dem Namen der Tyranney belegen; daß, wenn die

Verge-

Vergehungen, deren er sich schuldig gemachet hätte, eine gerechte Ursache an die Hand gäben, einen Fürsten seiner Würden und Güter zu berauben, so würde man in der Welt keine andere Beherrscher sehen, als solche, die von ihren Unterthanen für Tyrannen gehalten und abgesetzet worden. Dieses war nicht die Sprache, welche Sigismund führete, als er die Waffen ergriff, Wenceslaus vom Throne zu stoßen. Der König von Ungarn würde sich nicht so beklaget haben, wenn er von dem Raube seines Bruders seinen Theil bekommen hätte. Der Brief Sigismunds hatte die Wirkung, die sich dieser Fürst davon versprochen. Der Pabst schrieb an alle catholische Regenten, keinen andern Kayser zu erkennen, als Wenceslaus.

Dieser fuhr fort, die Böhmen durch seine Schwelgereyen und seine Auflagen zu erbittern. Er machete sich dergestalt verhaßt, daß der König von Ungarn sich eines von aller Welt verabscheueten Bruders nicht mehr annehmen wollte. Die Ausschweifungen des Wenceslaus zwangen endlich seine Unterthanen, sich noch einmal wider ihn zu verschwören; sobald er davon Nachricht hatte, brachte er mit einer solchen Geschwindigkeit Truppen auf die Beine, daß er fast plötzlich mitten in Böhmen an der Spitze einer zahlreichen Armee erschien. Diese geschwinde Entschließung vereitelte die Entwürfe derer Zusammenverschwornen. Der größte Theil flüchtete zum König von Ungarn, welcher ihnen Schutz versprach. Dieser Sigismund, welcher sich zum Beschützer der

Unglück-

Unglückseligen aufwarf, unterdrückte selbst seine eigenen Unterthanen, und befand sich gar bald in denselben Zustande, als Wenceslaus. Die Ungarn empöreten sich wider ihr Oberhaupt, bemächtigten sich seiner Person, und sperreten ihn auf das Schloß Socles ein. Darauf versammlete man die Stände des Reichs, und man setzte Sigismund ab. Man spottete diesem Fürsten in seinem Unglücke damit, weil man ihn bereden wollte, daß man nur deswegen so mit ihm umgienge, damit man ihn in Stand setzen möchte, den Ueberrest seiner Tage auf eine angenehmere Art zuzubringen. Einige Zeit darnach fand er das Mittel, aus seinem Gefängnisse zu entkommen, wieder auf den Thron zu steigen, und sogar zur kayserlichen Krone zu gelangen.

Die Verwirrungen vermehreten sich von Tage zu Tage in dem Königreiche Böhmen durch die schlechte Aufführung des Wenceslaus. Dieser Fürst vertrat die Ketzer, welche die Lehre des Wiclefs hatten angenommen, und übernahm die Vertheidigung des Johann Huß a), welcher einer der eifrigsten Anhänger der neuen Meynungen

a) Johann Huß war der Beichtvater der Königinn; er wurde sogar in der Zeit, als er die Irrthümer des Wiclefs predigte, zum Rector der Universität zu Prag ernennet. Er wurde in der Folge der Zeit, kraft eines von dem Concilio zu Constanz wider ihn gefaßten Urtheils, verbrannt. Ehe Johann Huß Rector der Universität wurde, saget man, habe Wenceslaus seinen Koch zu diesem Rectorat ernennet.

gen war. Dem Wenceslaus war es nicht genug, die Partey des Irrthumes zu unterstützen, er ergab sich noch dem schändlichsten und lüderlichsten Leben. Er hielt sich Beyschläferinnen, die seines Ansehens und seiner Gewalt misbraucheten, die besten Bürger umbringen zu lassen. Der unwürdige Monarch brachte Tage und Nächte bey den lüderlichsten und schändlichsten Gastmählern zu, und entfernete von sich alle Vorstellungen und Gedanken, die ihn hätten können a) mitten in seinen Ergötzlichkeiten beunruhigen. „Alle Stände des Staats," saget ein Geschichtschreiber, „waren verderbet. Es waren weder Sitten noch „Zucht unter den Geistlichen. Das Studieren und „die Ordnung waren aus den Klöstern verbannet, die Schwelgerey herrschete darinnen mit „dem größten Aergerniß. Alle verachteten oder „kannten ihre Pflichten nicht. Das Volk, ohngeachtet seines Elendes, brachte zu ihren Ausschweifungen das Seinige dar, und behielt allezeit für ihren Stand eine Hochachtung, welche „es verhinderte, daß es durch ihr unordentliches „Leben nicht in Erstaunen gesetzet wurde. Der „Adel

a) Man hinterbrachte einsmals Wenceslaus die Nachricht, daß sein Schloß Wischrad abgebrannt sey; er erkundigte sich sogleich, ob sein Keller dasselbe Schicksal gehabt. Nein, Ihro Majestät, antwortete ein Hofmann. So ist also der Schaden nicht groß, erwiederte der König, weil mein Rheinwein noch da ist; und wenn er nur nicht verdorben ist, so bin ich zufrieden.

„Adel beschäfftigte sich nur mit den Wollüsten „des Tisches und den Ergötzlichkeiten der Jagd. „Der übel bezahlte Soldat lebete nur vom Straf„senraube, und sahe alles das, was er mit Ge„walt wegnahm, als ein rechtmäßiges Gut an. „Der Bauer verließ seinen Ackerbau: man hö„rete nur vom Raube und Mordthaten reden; „und das ganze Hülfsmittel, was Wenceslaus „anwandte diesen Uebeln zu steuern, war, daß er „denen deutschen Rittern erlaubete, die Straf„senräuber und das lüderliche Gesindel in ihren „Dienst anzuwerben.„

Die Ketzerey des Wiclefs gab in Böhmen zu denen abscheulichsten Begebenheiten Anlaß. Die Anhänger des Johann Huß, welche durch die Todesstrafe, die dem Leben ihres Meisters ein Ende machete, aufgebracht waren, griffen zu denen Waffen, und verwüsteten alles mit Feuer und Schwerdt. Die Aufrührer wurden von Johann von Trocznu, mit dem Beynamen Ziska a), angeführet. Dieser General würde in die Zahl der großen Männer gesetzet worden seyn, wenn er für eine bessere Sache gestritten hätte. Seine Anhänger wollten die Universität zu Prag bewegen, sich für die neue Lehre zu erklären. Man sandte zum Könige, ihn zu bitten, in seine Residenz zu kommen, um die Partey der Hußiten

a) Johann von Trocznu war bey dem Könige Wenceslaus Cammerherr. Da er in einer Schlacht ein Auge eingebüßt, so bekam er den Zunamen Ziska, welches in der böhmischen Sprache einäugig heißt.

ten zu unterstützen. Wenceslaus war damals auf das Schloß Tocznik, so auf einem Berge lag, geflüchtet. Die Tyrannen sind mistrauisch. Der König wurde von weitem die Abgeordneten gewahr, und sogleich ließ er seine Wache verstärken. Als er sahe, daß nichts zu befürchten war, gab er denen Abgesandten des Ziska Gehör, welche den König ersucheten, mit ihnen nach Prag zu kommen. Wenceslaus ließ sich auf ihr Anhalten bereden, und reisete ab. Die Vornehmsten der Hußiten bathen ihn, daß er ihnen einige Kirchen sollte einräumen, um ihren Gottesdienst darinnen zu halten. Der Fürst verlangte einige Tage Bedenkzeit, und sagete zu gleicher Zeit zu einem von denen Oberhäuptern der Partey: Ihr spinnet einen Strick, euch damit hängen zu lassen. Diese Rede gab denen Anhängern der Secte zu erkennen, daß ihnen der König nicht so günstig wäre, als sie es glaubeten.

Die Häupter der Wicleffiten bestanden immer darauf, Kirchen zu haben. Als sie einsmals im königlichen Pallaste waren, um die Antwort des Wenceslaus anzuhalten, so ertheileten ihnen zwey Räthe dieses Fürsten diese Antwort: „So „lange ihr die Waffen in Händen habt, so dür„fet ihr auf nichts Rechnung machen. Leget eu„re Waffen nieder, denn dieses ist der Wille eu„res Herrn.“ Dieser Befehl machte die Oberhäupter bestürzt. „Ihr seyd sehr einfaltig,“ sagte ihnen Ziska, „ich kenne den König besser „als ihr; er wird einen solchen Gefallen haben, „euch wohl gerüstet und bewaffnet zu sehen, daß

„er euch eher eure Waffen schenken wird, als sie „euch wegnehmen: zudem biethe ich mich an, „mich an eure Spitze zu stellen, wenn ihr in den „Pallast gehen wolltet.“ In der That, sobald der General der Hußiten vor dem Könige erschien, sagte er zu ihm: „Alle diese Soldaten, Ihro „Majestät, die Sie hier unter den Waffen sehen, „sind bereit, für Ihren Dienst ihren letzten Bluts„tropfen zu vergießen, so ferne Sie ihnen nur „Ihre Feinde wollen kennen lernen.“ Dieses Unternehmen hatte den Erfolg, dessen sich der General geschmeichelt hatte; und Ziska, nachdem er sich dadurch das ganze Vertrauen des Volkes zuwege gebracht, fieng nunmehro an, die Entwürfe, die er seit langer Zeit im Sinne gehabt, auszuführen. Nachdem er einige Herumschweifungen gemacht, kam er nach Prag wieder zurück, wo er mit Ungeduld erwartet wurde. Die Hußiten, durch die Gegenwart ihres Anführers muthig gemacht, zogen gegen das Rathhaus, wo sie wußten, daß der Rath versammlet war, um wider sie Maaßregeln zu ergreifen. Sie bemächtigten sich der Rathsherren, warfen sie zu denen Fenstern hinaus, und man fieng ihre Körper mit Lanzen, Bratspießen und Gabeln auf.

Das Gerüchte von diesem abscheulichen Blutbade gelangete bald vor **Wenceslaus**, welcher auf die Festung Wischrad geflüchtet war. Der Oberschenke konnte sich nicht enthalten, damals zu sagen: **ich hatte alles dieses wohl im Voraus gesehen.** Der König, vom Zorn aufgebracht, ergriff denjenigen, welcher diese Worte hatte fah-

ren lassen, bey denen Haaren, warf ihn zur Erde, und hätte ihm einen Dolch in die Brust gestoßen, wenn man ihn nicht daran verhindert hätte. Einige Tage darnach starb Wenceslaus an einem Schlagflusse im acht und funfzigsten Jahre seines Alters. Sein Leichnam wurde in der Stille in die Capelle auf das Schloß zu Prag gebracht, und man beerdigte ihn daselbst ohne Gepränge. Die Handlungen dieses Fürsten haben uns ihn genug kennen gelernet, als daß es noch nöthig sey, dessen Bildniß zu entwerfen.

Der Kayser Sigismund wurde als König von Böhmen erkannt, und überließ Sophien a), der Wittwe des Wenceslaus, die Regierung dieses Königreiches. Die Fürstinn verschanzete sich aufs beste auf dem Schlosse Wischrhad; und nachdem sie einige Truppen auf die Beine gebracht, gieng sie auf den General der Hußiten los, welcher immer fortfuhr, Böhmen zu verwüsten. Ziska lief Gefahr, gefangen zu werden; aber er zog sich mit einer List b) aus der Sache,

a) Sophia war die zweyte Gemahlinn des Wenceslaus. Es war nicht diejenige, welche den Tod des Johannes Nepomucenus veranlasete. Wenceslaus hatte von seinen beyden Gemahlinnen keine Kinder.

b) Als Ziska sich von seinen Feinden eingeschlossen sahe, zog er sich an einen steinichten und mit Gesträuchen bewachsenen Hügel zurück. Die Königinn verfolgete ihn mit Reuterey. Ziska befahl denen Weibern seiner Soldaten, ihre langen Kleider und Röcke auf die Erde auszubrei-

und seine Feinde wurden niedergemacht. Das Gerüchte dieses Vortheiles dienete viel zur Vermehrung seiner Truppen. Die Bauern und der Adel bothen ihm ihre Dienste an. Er brachte eine Armee beynahe von funfzehentausend Mann zusammen, welche nur nach Blut und Morden dürsteten. Die Soldaten waren vornehmlich auf die Priester und Mönche erpicht, und wenn ihnen deren etliche in ihre Hände geriethen, so brachten sie sie auf eine jämmerliche Art um, damit den Tod des Johann Huß und des Hieronymus von Prag zu rächen. Böhmen war ein Schauplatz der Verwüstung und Gräuel. Ziska that sich alle Tage durch neue Heldenthaten hervor. Da er die Festung Rabi belagerte, so riß ihm ein Stück von einer zersprungenen Bombe das einzige Auge, welche er noch hatte, heraus. Alle Mittel, die man anwandte, es zu heilen, waren vergeblich; er blieb blind. Dieser Zufall verminderte keinesweges seine Geschäfftigkeit und seine Tapferkeit. Er belagerte das Schloß Wischrad, und machte sich Meister davon. Seine Feinde, welche befürchteten, daß sie zur Uebergabe der Festung dieses Schlosses würden gezwungen werden, bathen um einen Waffenstillstand, und sie erhielten ihn auf vier Monate.

Die

zubreiten. Die Reuter der Königinn, welche genöthiget waren, abzusitzen, und zu Fuße zu gehen, verwickelten sich mit ihren Stiefeln und Sporen dergestalt in diese Weiberkleider, daß sie sich nicht wehren konnten.

Die Catholicken in Böhmen fleheten den Schutz des Sigismund an, und dieser Fürst wollte denen Feinden der Religion Gesetze geben. Er jagete die Hußiten dergestalt in Furcht, daß sie den Entschluß fasseten, aus Prag zu gehen. Der Kayser befahl, daß niemand von ihnen wieder sollte hinein gelassen werden, und seine Befehle wurden befolget. Aber Ziska machte wiederum, daß seine Feinde vor ihm zittern mußten. Sein Name allein verbreitete das Schrecken in Böhmen und in allen benachbarten Staaten. Das wunderbareste hierbey war, daß Sigismund nur mit Gleichgültigkeit denen Gräueln und Uebeln, die sein Reich verwüsteten, zuzusehen schien. Dieser Fürst besaß Herzhaftigkeit und Muth; allein er scheuete die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges. Im Anfange betrachtete er die Rebellen nur als Verwegene, die seine Gegenwart allein vermögend seyn würde, wieder zum Gehorsam zu bringen. Er wurde endlich inne, daß es keine leichte Sache ist, Schwärmer auf den Rückweg wieder zu führen, die für die Erhaltung ihrer Religion streiten, und sich durch das Schlachtopfer ihrer Feinde den Himmel zu verdienen glauben. Man dachte nicht eher daran, diese Rebellen zu bändigen, als bis sie zum Kriege wohl geübet und tüchtig gemachet worden waren. Albert, der Herzog von Oesterreich, wollte ihnen eine Schlacht liefern. Wie nun Ziska, ihr General, blind war, so befahl er seiner Leibwache, ihn bis zum Fürsten hinzubringen. Sie gehorcheten; und indem sie alles, was

sich ihrem Durchgange widersetzte, niederhieben, bahneten sie sich einen blutigen Weg mitten durch die Truppen des Alberts, und schlugen sie in die Flucht.

Dieses war der erste Sieg, welchen der General der Hußiten über regulirte Truppen erhielt. Er gieng ohne Zeitverlust mit seiner Armee vor Prag, und nahm die Neustadt ein. Dergleichen vortreffliche glückliche Fortgänge trugen viel zur Aufmunterung des Zutrauens seiner Truppen und zur Vermehrung ihrer Anzahl bey. Der Adel schlug sich haufenweise zu der Partey des Ziska; die vornehmsten Städte in Böhmen begaben sich unter seine Bothmäßigkeit, und alle seine Unternehmungen hatten einen glücklichen Ausgang.

Sigismund entschloß sich endlich, denen Catholicken zu Hülfe zu kommen. Dieser Fürst schlug bey der Stadt Königsgrätz sein Lager auf; von dar aus schrieb er nach Prag, die Einwohner aufzufordern, ihn für ihren Oberherrn zu erkennen. Er belagerte darauf diese Hauptstadt. Die ersten Tage vergiengen mit Scharmützeln, und es wurde von beyden Seiten viel Blut vergossen. Man that muthige Angriffe, und man wehrete sich mit Tapferkeit. Aber endlich wurden die kayserlichen Truppen zurückgetrieben, und in Unordnung gebracht, und Sigismund sahe sich genöthiget, von seinem Vorhaben abzustehen.

Die Ueberwinder belagerten noch einmal Wischrad. Der Kayser, welcher aus Mähren Trup-

pen

pen erhielt, gieng sogleich auf die Hußiten los, welche sich gut verschanzet hatten. Man rieth dem Sigismund, ein solches gefährliches Unternehmen nicht zu versuchen. Nein, nein, sagete er, ich will mit diesen Dreschern eine Schlacht wagen. Einer von seinen Officieren stellte ihm vor, daß diese Dreschflegel furchtbar wären. Ihr Mähren, versetzte der Fürst, ihr seyd nur feige Niemmen. Der Officier, erbittert durch einen solchen schimpflichen Verweis, gab seiner Reuterey Befehl, abzusitzen, und sagete zum Kayser: Sie sollen sehen, daß wir werden dahin marschiren, wo Ihro Majestät nicht werden hingehen. Im Augenblicke stürzten die Mähren mit Wuth in den Feind, welcher sie auch wiederum ängstigte, machete sie nieder, und erschlug sie mit eisernen Dreschflegeln. Sigismund an der Spitze der Ungarn griff die Hußiten an; aber er wurde bald zerstreuet, und kein einziger von seinen Soldaten verschonet. Man versichert, daß in dieser blutigen Schlacht mehr als dreyhundert der vornehmsten Herren von der kayserlichen Armee umkamen. Wischrad ergab sich denen Ueberwindern.

Nach so vielen Vortheilen, so die Rebellen über ihre Feinde erhalten, fiel ihnen ein, einen König über sich setzen. Sie richteten ihr Augenmerk auf Jagellon, König von Pohlen, und beschlossen, demselben die böhmische Krone anzutragen, wenn er ihnen gestatten wollte, ihrer Religion zu folgen. Sie schickten ihm eine Gesandschaft, sich zu erkundigen, ob er ihr Oberherr wer-

den wollte. Der pohlnische Monarch gab ihnen nicht sogleich eine entschlossene Antwort, und sagete zu denen Abgeordneten, daß er sich dieses wichtigen Antrages halber mit seiner geheimen Rathsversammlung berathschlagen wollte. Als Jagellon seine wahren Gesinnungen nicht entdeckete, so schickte man ihm eine neue Gesandschaft, und der Oberste der Abgeordneten redete ihn solchergestalt an:

„Nach dem Tode des Königes Wenceslaus, „erklärete sich Sigismund sein Bruder und „Nachfolger, gegen uns, daß er nicht anders „Besitz von seiner neuen Krone nehmen würde, „als wenn wir unsere Waffen wieder in seine „Hände überliefert, und eine Mauer von unserer „Stadt niedergerissen a) hätten. Urtheilen Ihro „Majestät, wie wir darüber erstauneten. Der „Kayser, um seinen Entwurf auszuführen, ist „mit einer Armee von Ungarn und Deutschen in „Böhmen angekommen; und nachdem er das „Reich verheeret, unternahm er die Belagerung „von Prag. Da er seinen Zweck nicht erreichen „konnte, sich Meister davon zu machen, so hat „er von der Festung Carlstein die königliche „Krone, den Schatz und den Schmuck des Rei„ches entwandt, und selbige nach Ungarn geführet. Eine dergleichen Gewaltthätigkeit hat uns „den Sigismund verhaßt gemacht. Weit entfer„net demnach, ihn für unsern Oberherrn zu erken„nen, haben wir uns hingegen entschlossen, ihn

„als

a) Sigismund sagete, daß er dieses wollte, um seinen Einzug in Prag zu halten.

„als unsern Hauptfeind bis zum Tode zu verfol-
„gen. Wir erwählen Sie heute, seine Stelle
„einzunehmen, in soferne Sie uns versprechen,
„unser Vertheidiger zu seyn, und uns in unserer
„Religion zu beschützen. Im übrigen, bilden
„Sie sich nicht ein, daß, wenn Sie die böhmi-
„sche Krone ausschlagen, Sie die pohlnische geru-
„hig behaupten können. Wenn der Kayser mit
„unserer Bezwingung zu Stande kommt, so wird
„er nachgehends seine Waffen gegen Sie wen-
„den, und Sie vom Throne zu stoßen suchen.
„Der Schutz, den er Ihren Feinden angedeyhen
„lassen, muß Ihnen seine wahren Gesinnungen
„zu erkennen geben. Setzen Sie sich also, in-
„dem Sie durch die Erwerbung einer neuen Kro-
„ne Ihre Macht vermehren, vor die Gefahren,
„die Ihnen drohen, in Sicherheit.“

Man gab denen Gesandten zur Antwort, daß christlichen Fürsten nicht erlaubet sey, ein Reich zum Nachtheile des rechtmäßigen Erben anzunehmen. Man versprach nur denen Böhmen, ihnen allerhand gute Dienste bey Sigismund, wenn sie wieder wollten zum Gehorsam zurückkehren, und von ihren Irrthümern abstehen, zu leisten. Das war es nicht, was die Rebellen verlangeten. Als diese sahen, daß der König von Pohlen die Crone von Böhmen ausschlug, so bothen sie dieselbe Sigismund Coribut a) an, welcher nicht so gewissenhaft war, als der pohlnische Monarch.

Der

a) Er war ein Anverwandter des Großherzoges von Litthauen.

Der Kayser bemühete sich damals, sich mit denen Aufrührern auszusöhnen; aber es gelung ihm nicht, und die Böhmen, welche mehr als jemals wüthend waren, verübeten die entsetzlichsten Grausamkeiten, davon die Erzählung allein Schrecken verursachet. Der Scharfrichter war einer von den Anführern der Partey, und er hatte die Frechheit, die Würde eines Auffehers über einen Kreis zu verlangen, und die vornehmsten Herren der Nation zur Tafel zu bitten. Worzu war ein Volk, welches dergleichen Anführer wählete, nicht fähig? Man predigte in ganz Deutschland einen Kreuzzug wider die Rebellen, und man brachte eine ziemlich zahlreiche Armee zusammen, über welche der Erzbischof von Trier zum General ernannt wurde. Ziska griff die Truppen, so den Kreuzzug ausmacheten, an, und schlug sie in die Flucht. Dieser neue Sieg machte, daß die Hußiten für unüberwindliche Soldaten angesehen wurden, und ihre Partey wurde mächtiger, als sie jemals gewesen war. Als der Kayser sahe, daß es dahin gekommen war, Mähren und Böhmen zu verlieren, schrieb er an den König von Pohlen, und stellete ihm seinen Zustand ungefähr in diesen Worten vor: „Sie „wissen, daß Ziska die Verwägenheit gehabt, „sich wider mich zu empören. Dieser verwäge„ne Unterthan untersteht sich, im freyen Felde zu „erscheinen, Plätze zu belagern, und einem je„den, der es unternimmt, ihn wieder zum Ge„horsam zu bringen, die Spitze zu biethen. Wie „nun seine Anhänger und er nichts zu verlieren

„haben.

„haben, so fechten sie als Verzweifelte, und ha„ben sich alle verschworen, mit denen Waffen in „der Hand zu sterben. Es war nur im Anfange „ein geringer Haufen elender Landstreicher, die „außer Stand zu seyn schienen, nur einigen wich„tigen Anschlag zu machen; allein sie haben „nunmehro Mittel gefunden, sich furchtbar zu „machen. Die kayserlichen Armeen und die be„sten Plätze in Böhmen haben ihnen nicht Wi„derstand thun können; dergestalt, daß sie zu „Ausführung ihrer Absichten keine Hindernisse „mehr vorfinden. Ich ersuche Sie demnach „auf das inständigste, mir eine mächtige Hülfe „zu senden, um denen Unternehmungen Einhalt „zu thun, die sowohl Pohlen, als auch dem ganzen „Reiche nachtheilig seyn können.„ Jagello versprach in der Antwort auf diesen Brief viel, und führete nichts aus.

Der Kayser wollte ein neues Treffen wider die Rebellen wagen, und Ziska ward noch einmal der Sieger. Sigismund kehrete schleunig nach Ungarn zurück, und Coribut kam nach Prag, sich daselbst in der Würde eines Regenten erkennen zu lassen. Allein dieser letztere fand in der Person des Ziska einen fürchterlichen a) Feind, welcher denen

a) Es waren drey Parteyen in Böhmen. Die Katholischen, welche es mit dem Kayser hielten; die Hußiten überhaupt, welche einen andern König als Sigismund wollten, und die Thaboriten, von denen Ziska der Anführer war, welche Feinde der oberherrlichen Gewalt waren. Die Thaboriten führeten ihren Namen von der Stadt Thabor.

denen Böhmen die Vorstellung that, daß sich ein freyes Volk keinem Könige müßte unterwürfig machen. Unterdessen, da die Hußiten bezeugeten, daß sie einen Oberherrn verlangeten, so sagete **Ziska** mit Aufhebung seines Generalstabes: „Ich habe die Einwohner von Prag zwey„mal gerettet, nun aber habe ich beschlossen, sie „zu verderben, und ich will zeigen, daß ich mein „Vaterland eben sowohl erretten, als unterdrü„cken kann.“ Sogleich begab er sich auf den Marsch, um auf die Stadt Gradiz loszugehen, und sie zu verwüsten. Ehe er die Belagerung davor anstellen konnte, mußte er ein Treffen versuchen. Der Sieg blieb lange Zeit zweifelhaft; zuletzt fiel er wiederum zum Besten der Rebellen aus. Gradiz öffnete ihnen seine Thore, und einige Tage darauf machten sie sich Meister von Czaslau.

Albert von Oesterreich, welchem der Kayser Mähren abgetreten, säumete nicht, gegen die Hußiten loszuschlagen; aber seine Unternehmungen hatten keinen glücklichen Fortgang. **Procopius der Geschorene**, mit dem Zunamen der Große, machte, daß er die Belagerung von Jütenberg aufheben mußte, und nöthigte ihn, sich nach Oesterreich zurück zu ziehen. Dieser a) Procopius,

a) Procopius war ein schlechter böhmischer Edelmann. Nachdem er sein Studieren geendiget, reisete er nach Frankreich, Italien, Spanien und ins gelobte Land. Nach der Zurückkunft in sein Vaterland, wurde er geschoren, und zum Priester eingeweihet. Hierdurch bekam er den Beynamen der Geschorene.

copius, von dem wir hier jetzt reden, war einer von denen Lieutenants des Ziska, und wurde nachmals sein Nachfolger. Unterdessen wurden die Hußiten, welche gewohnet waren zu siegen, von dem Bischof von Olmütz geschlagen. Wenn diese Schlappe auch nicht ihre Partey zu Grunde richtete, so dienete sie doch wenigstens darzu, daß man daraus sehen konnte, daß die Rebellen nicht unüberwindlich waren.

Ohngeachtet des Verlustes, welchen Ziska erlitten hatte, gieng er auf Prag los, es zu belagern, und Coribut daraus zu verjagen, welchen die Thaboriten nicht in der Würde eines Oberherrn erkennen wollten. Dieses Unternehmen fand keinen allgemeinen Beyfall, und die Soldaten murreten wider die Anführung ihres Generals. Ziska, um seine Truppen zu besänftigen, redete sie folgendergestalt an: „Ueber wen beklaget ihr euch, lieben Mitbrüder? Ist es über „mich, der ich euch alle Tage mit Gefahr meines „Lebens vertheidige? Sehet ihr euren General „als einen Feind an, welcher nur euer Verderben suchet? Habe ich euch nur irgendwo hingeführet, von dannen ihr nicht allemal als Ueberwinder seyd zurück gekommen? Wenn ihr im „Ueberflusse lebet, wenn ihr Ehre erworben; bin „ich nicht von eurem Glücke und von eurem Ruhme der Urheber? Was mich anbetrifft, was habe „ich bey eurer Vertheidigung gewonnen? Da ich „mich eurer habe angenommen, so habe ich dabey mein Gesicht verloren. Es reuet mich auch „nicht, wenn ihr nur einem Greise beystehen wol-

„let,

„let, der den Ueberrest seines Lebens eurem Dien-
„ste aufopfern will. Kein Antrieb des Hasses
„und der Rache reizet mich wider die Einwohner
„von Prag. Sie dürsten nicht nach meinem
„Blute, sondern nach dem eurigen. Sie fürch-
„ten den unüberwindlichen Muth, davon ihr bey
„so vielen Gelegenheiten habet Proben abgeleget,
„und der ihnen so oft schrecklich und traurig ge-
„wesen. Warum stehet ihr also an, die Mau-
„ren dieser stolzen Hauptstadt anzugreifen, welche
„euren grausamsten Feinden zur Freystätte die-
„net? Dieses ist das einzige Mittel, einen bür-
„gerlichen Krieg zu dämpfen, der schon so lange
„gedauret hat. Wir würden die Stadt einge-
„nommen, und die Aufrührer daraus verjaget
„haben, ehe noch Sigismund davon Nachricht
„erhalten könnte. Es wird uns leichter seyn,
„diesen Monarchen mit wenigen genau verbunde-
„nen Leuten zu überwinden, als mit einer zahlrei-
„chen Armee, die in Parteyen zertheilet ist. Un-
„terdessen damit ihr in der Folge mir keinen Vor-
„wurf zu machen habet, so überleget es bey euch
„selbst. Wollet ihr den Frieden oder den Krieg?
„Redet, ich bin bereit, mich nach eurem Verlan-
„gen zu richten.“

Die Thaboriten, durch die Rede ihres Gene-
rals aufgemuntert, verlangeten, daß man sie vor
Prag führen sollte. Man belagert die Stadt;
sie ergiebt sich, Ziska hält unter dem Zurufe des
ganzen Volkes darinnen seinen Einzug, und Co-
ributt, welcher sich gezwungen sahe, der Crone
von Böhmen zu entsagen, ziehet sich nach Pohlen
zurück.

zurück. Mit der Einnahme von Böhmen endigte das Haupt der Rebellen den Lauf seiner Kriegesthaten. Er starb an der Pest, als er im Begriffe stand, sich mit dem Kayser auszusöhnen. Man berichtet, daß Ziska, als er dem Sterben nahe war, zu einem seiner Officiere gesaget: „Man werfe meinen Körper aufs Feld; ich will „lieber von denen Vögeln, als von denen Würmern gefressen werden; aber man ziehe mir vorhero die Haut ab, und mache davon eine Trommel. Vor dem Schalle, den sie von sich geben „wird, werden unsere Feinde die Flucht nehmen.“ Dieser Befehl aber wurde nicht vollzogen. So war das Ende eines Mannes beschaffen, welcher durch seine Tapferkeit eben so berühmt war, als wegen seiner Grausamkeiten. Wenn man nur seine kriegerischen Eigenschaften in Betrachtung zieht, so kann man ihn mit denen größten Helden in Vergleichung setzen. Denn was für eine Geschicklichkeit gehörete nicht dazu, einen Haufen viehischer Bauern, welche weder Zucht noch Ordnung kannten, unter seinen Gehorsam zu bringen? Hat man wohl jemals mehr Klugheit mit so vieler Lebhaftigkeit verbunden gesehen? Niemand verstund alle Ränke und List des Krieges besser, und keiner konnte sich eine geringe Anzahl Soldaten besser zu Nutze machen. Mit einer Hand voll Leuten gewinnet der des Gesichtes beraubte Ziska verschiedene Schlachten, macht sich von denen wichtigsten Plätzen Meister, widersteht der Macht des ganzen Reichs, und zwingt seinen Oberhern, ihn um Frieden zu bit-

ten. Diese lange Reihe vortrefflicher Fortgänge würde unglaublich scheinen, wenn man nicht wüßte, was ein geschickter General auszurichten, vermögend ist, welcher durch Schwärmerey verblendeten Truppen vorsteht. Der böhmische General vereinigte in seiner Person die Eigenschaften des Hannibals und die Neigungen des Attila. Er verwüstete Böhmen, plünderte und brannte alle Klöster ab, und opferte der Asche des Johann Husses und des Hieronymus von Prag mehr als zehen tausend Geistliche auf; so, daß Ziska nicht als ein Held kann angesehen werden, maßen man bisweilen diesen Titel denen Verderbern des menschlichen Geschlechtes beyleget.

Der Tod des Ziska machte denen Unruhen, welche Böhmen verwüsteten, kein Ende. Die Rebellen machten a) drey unterschiedene Parteyen aus, welche, wenn es die allgemeine Sache betraf, auf das genaueste mit einander verbunden waren. Da die Hußiten fortfuhren, alles mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten, so hörete Martinus der Fünfte, welcher damals auf dem päbstlichen Stuhle saß, nicht auf, die christlichen Fürsten zu ermahnen, gegen die Feinde der römischen Religion auszuziehen.

Albert,

a) Die erste Partey, unter dem Namen der Thaboriten, wählete Procopius den Geschorenen zu ihrem Oberhaupte. Die andere, welche den Namen der Wayfen annahm, unterwarf sich dem Procopius, mit dem Zunamen der Kleine, und die Orebiten, welche die dritte Partey ausmacheten, erkannten Hinko und Crusina von Cumburg für ihre Anführer.

Albert, Herzog von Oesterreich, war der erste, welcher suchte, sich mit seinem Eifer hervorzuthun. Er lieferte eine Schlacht; aber der Sieg fiel nicht auf seine Seite. Die andern deutschen Fürsten waren nicht glücklicher. Procopius der Geschorene, nachdem er die kayserlichen Armeen geschlagen, belagerte Kamenitz. Man hatte die Verwahrung dieses Platzes einem ledigen Frauenzimmer vom Stande anvertrauet, welche sich als eine Heldinn aufführete. Als der General der Belagerer sie aufgefordert hatte, sich zu ergeben, antwortete sie: „Ich bin nur ein junges schwa„ches Mägdchen, deswegen aber habe ich Herz „genug, als daß ich mich wegen eurer Forderung „beunruhigen sollte, und daß ich meinen Ort räu„men werde, ohne einen muthigen Widerstand „zu thun.“

Agnesia, so hieß diese tapfere Amazoninn, wehrete sich so viel als möglich war, und erhielt wegen Uebergabe der Stadt einen rühmlichen Vergleich.

Die Kayserlichen, unter Anführung des Cardinals von Wincheſter, kamen noch einmal, die Hußiten anzugreifen, und wurden geschlagen. Nachdem die Ueberwinder einige Plätze erobert, breiteten sie sich in verschiedene Provinzen aus. Sie richteten überall Verwüstungen an. Schlesien, Meißen und Mähren waren die vornehmsten Schauplätze ihrer Wuth. Man hörete alle Tage von nichts anders reden, als von Verheerungen, von Sengen und Brennen und Morden. Ein entsetzlicher Verlust, welchen die Rebellen

bey der Belagerung von a) Schweidnitz erlitten, gab Anlaß zu glauben, daß sie besser mit sich würden handeln lassen, und daß sie den Frieden unter vortheilhaften Bedingungen annehmen könnten. Man both denselben ihnen an, und man hielt zu dem Ende Rathsversammlungen, welche fruchtlos waren. Die Böhmen verlangeten, daß man ihnen das heilige Abendmahl unter beyderley Gestalt sollte darreichen lassen, und daß der Kayser sich eidlich sollte verbinden, alle ihre Gerechtsamen zu bestätigen. Sigismund gab zur Antwort, daß der erste Artikel nicht in seiner Gewalt stünde, und in Ansehung des andern, müßte man vorhero erst die Beschaffenheit derer Rechte und Freyheiten, die man verlangete, untersuchen, und er fügete hinzu, daß er sich ein Vergnügen würde machen, sie ihnen zuzugestehen, wenn sie billig wären. Nachdem diese Antwort denen Ständen, welche sich zu Prag aufhielten, war mitgetheilet worden, so war der größte Theil dererjenigen, welche die Versammlung ausmachten, der Meynung, die Vorschläge des Kayfers anzunehmen; aber die Waysen setzten sich wider diesen Entschluß, und behaupteten beständig, daß ein freyes Volk keinen König nöthig hätte. Also wurden die Zusammenkünfte abgebrochen, und die Feindseligkeiten fiengen aufs neue wieder mit noch mehrerer Wuth, als jemals geschehen, an.

Die Rebellen wurden aus zwey wichtigen Ursachen bewogen, den Krieg fortzusetzen. Die Rach-

a) Eine Stadt in Schlesien.

Rachbegierde und das Verlangen nach dem Raube machten, daß sie fest bey der Partey der Empörung hielten. Sie konnten der Geistlichkeit den Tod des Johann Husses und des Hieronymus von Prag nicht vergeben; indem sie das ganze Maaß ihrer Wuth auf die Priester und Mönche ausgossen, so verschafften sie sich die doppelte Genugthuung, sich zu rächen und sich zu bereichern. Deswegen verwüsteten sie entweder ein Land, oder sie zogen Reichthümer daraus. Sie nöthigten den Bischof von Bamberg, sich und sein Land zu lösen mit einer Summe von neun tausend Ducaten, die er bezahlen mußte. Der Stadt Nürnberg kostete es zehen tausend, die Plünderung zu verhüten. Die Hußiten, mit Gold und Silber beladen, kehreten nach Böhmen wieder zurück.

Sigismund versuchte es noch einmal, aber vergeblich, die Rebellen wieder zum Gehorsam zu bringen. Die Vornehmsten der Hußiten, die es überdrüßig waren, ihr Vaterland durch einen innern Krieg verheeret zu sehen, gaben denen Vorschlägen, die man ihnen von Seiten des Kayserś that, ziemlich geneigtes Gehör. Ein ganz anders war es mit denen Waysen, welche von keinem Vergleiche etwas hören wollten. Ohnerachtet ihrer Widerspänstigkeit, sandte man doch Abgeordnete an den Kayser, um mit ihm Unterhandlungen zu pflegen. Während der Zeit wurden die Hußiten benachrichtiget, daß sich das ganze Reich wider sie rüstete. Ueber eine solche Aufführung erzürnet, nahmen sie vom Kayser Abschied, und bezeugeten, daß man denen Böhmen ihre Ab-

neigung zum Frieden nicht mehr vorwerfen könnte, weil man sie mit Gewalt zwänge, die Waffen wieder zu ergreifen.

Die Hußiten machten ihre Anstalten, und gewannen die berühmte Schlacht beym Riesenberg, in welcher fast an die hundert tausend Kayserliche von einer aus einer weit a) geringern Anzahl bestehenden Armee aufs Haupt geschlagen wurden.

Diese Begebenheit setzte Deutschland in eine Bestürzung, und verursachte in ganz Europa ein außerordentliches Schrecken. Procopius der Große, welcher einen so herrlichen Sieg erfochten hatte, zog sich nach Schlesien, wo sich der andere b) Procopius mit ihm vereinigte. Diese beyden Generale drungen darauf in Ungarn ein; aber einige Mißhälligkeiten, die sich unter ihnen ereigneten, nöthigten sie, sich zu trennen. Diese Uneinigkeit wurde der Partey der Wayfen sehr nachtheilig. Die Ungarn, welche wußten, daß Procopius der Geschorene sich nach Mähren zurückgezogen hatte, griffen den andern General an, welcher nicht c) genug Truppen hatte, ihnen entgegen zu stellen. Es fiel ein blutiges Treffen vor, welches von 9 Uhr des Morgens an, bis um 4 Uhr des Abends dauerte. Die Wayfen

thaten

a) Die Armee der Hußiten bestand aus 60000 Mann.

b) Procopius der Kleine, General der Wayfen.

c) Es waren nur 7000 Hußiten gegen 18000 Ungarn.

thaten Wunder der Tapferkeit; aber zuletzt mußte die Tapferkeit der Ueberlegenheit weichen, und Procopius sahe sich gezwungen, mit dem Ueberreste seiner Armee Böhmen wieder zu erreichen.

Bis hieher hatte man vergeblich die Gewalt angewandt, die Hußiten zum Gehorsam zu zwingen; man versuchete durch den Weg der Güte sie zu gewinnen. Man ermahnete sie auf die Kirchenversammlung, welche zu Basel gehalten wurde, zu kommen, und ihre Gründe vorzutragen. Sie schickten drey hundert Abgeordneten dahin ab. Als sie in die Stadt kamen, so wollte sie ein jeder sehen, es waren daselbst sogar auf den Dächern der Häuser Zuschauer. Die Kleidung der Böhmen, ihr Ansehen, ihre Gestalt zogen sogleich die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich; aber man blieb hauptsächlich beym Anschauen des Procopius des Geschorenen, welcher das Haupt der Gesandtschaft war, stehen. „Der da „ist es," sagte man, „der die Armeen der Gläu„bigen so oft in die Flucht geschlagen, der so viele „Städte verderbet, der so viele tausend Menschen „ums Leben gebracht hat. Sehet, das ist der „unermüdete, der verwägene, der unüberwind„liche, und sowohl seinen Soldaten, als seinen „Feinden, furchtbare General." Einige Tage nach der Ankunft der Böhmen, gab ihnen die Kirchenversammlung Gehör. Einer der Abgeordneten, welcher vor den Beredtesten gehalten wurde, führete zum Besten seiner Partey das Wort, und brachte die ganze Lehre der Hußiten in vier Artikel. Diese vier Artikel waren das

heilige Abendmahl unter beyderley Gestalt, die öffentliche Buße, das Predigen, wovon man behauptete, daß es einem jeden Christen erlaubet sey, und die weltlichen Güter, die man schlechterdings denen Geistlichen nehmen wollte. Man stritte funfzig Tage lang, ohne einig zu werden, und die Böhmen giengen wieder nach Böhmen zurück, wo sie alles mit Feuer und Schwerdt verheereten, um ihre Religion aufzurichten.

Die Kirchenversammlung zu Basel gab nicht alle Hoffnung auf, die Böhmen wieder zum Gehorsam zu bringen. Man hatte wahrgenommen, daß der Artikel des heiligen Abendmahls unter beyderley Gestalt derjenige war, an welchem ihnen am meisten gelegen. Man beschloß, den Frieden durch eine geringe Nachsicht zu erkaufen. Die Väter der Kirchenversammlung thaten demnach die Erklärung, „daß der Gebrauch, dem „Volke das heilige Abendmahl nur unter der ei„nen Gestalt des Brodes mitzutheilen, von der „Kirche und denen heiligen Vätern wäre auf „eine vernünftige Art eingeführet worden, um „die Gefahr des Irrthumes und Unehrerbiethig„keit zu vermeiden, und daß aus diesen Ursachen „niemand diese Gewohnheit ohne Vollmacht der „Kirche ändern könnte; aber daß, da die Kirche „aus vernünftigen Gründen bewogen, die Macht „hat, die Mittheilung des heiligen Abendmahls „unter beyderley Gestalt zu verstatten, man auf „eine Zeit denen Böhmen diese Erlaubniß könne „angedeyhen lassen, wenn sie nur in denen Arti„keln des Glaubens und der Gebräuche keine an-

„dere

„dere Meynung als die allgemeine Kirche hätte,
„und daß die Priester dahin sehen sollten, damit sie
„das heilige Abendmahl unter beyderley Gestalt
„nur Leuten von einem reifen Alter mittheileten,
„und ehe sie es ihnen darreicheten, sie ermahne-
„ten, daß man fest glauben müsse, daß das Fleisch
„Jesu Christi nicht nur unter der Gestalt des
„Brodtes, und sein Blut unter der Gestalt des
„Weines, sondern daß es ganz und gar wie unter
„der einen, so auch unter der andern Gestalt sey.“

Man setzte darnach ein Unionsformular auf, welches von dem größten Theile der Böhmen angenommen wurde; aber die Waysen und Thaboriten weigerten sich, es anzunehmen. Der Adel, welcher über das Bezeigen der Widerspänstigen unwillig wurde, machte sich von ihrem Bündnisse los, und jagete sie aus Prag, nachdem er beynahe an die 20000 Rebellen niedergemacht hatte. Procopius der Geschorene, als er erfuhr, was vorgieng, wurde wüthend. Er schwor, daß er eher wollte das Leben verlieren, als den Tod seiner Anhänger nicht rächen. Er hob sogleich die Belagerung a) von Pilsen auf, und machte sich auf den Weg nach Prag. Man setzte sich in Staude diesem fürchterlichen Feinde Widerstand zu thun. Man lieferte ihm eine Schlacht. Die beyden Procopius kamen in dem Treffen um, und ihre Armee wurde gänzlich zu Grunde gerichtet. Also wurde die Prophezeyung des Kayfers bestätiget, welcher zu wiederholten Malen gesaget

a) Eine Stadt in Böhmen, welche allezeit dem Kayser war getreu geblieben.

hatte, daß die Böhmen nicht anders, als durch die Böhmen, würden können überwunden werden.

Nach der Niederlage der Hußiten hielten die Ueberwinder über das Schicksal der Gefangenen Rath. Man beschloß, alle diejenigen ums Leben zu bringen, welche die tüchtigsten waren, die Partey des Aufruhres zu unterstützen. Sie zu erkennen, nahm man zu einem schändlichen Kunstgriffe seine Zuflucht. Der General a), welcher sie überwunden hatte, ließ sie vor sich kommen, und sagte zu ihnen, daß er sich der Tapfersten unter ihnen bedienen wollte, dem Kriege ein Ende zu machen. „Leset,“ fügete er hinzu, „unter euch die„jenigen heraus, welche ihr für die besten Solda„ten haltet; wenn sie mir wollen treu seyn, so „will ich ihnen einen ansehnlichen Gehalt aus„setzen.“ Die Thaboriten, über den Vorschlag erfreuet, giengen in eine Scheune, die man ihnen anwies, und nachdem sie alle diejenigen, die sie zum Dienste am wenigsten geschickt hielten, hatten lassen herausgehen, versperrete man die Thüren der Scheune, und steckte sie in Brand; so, daß der Kern von der Armee der Hußiten durch die Flammen verzehret wurde. Aeneas Sylvius saget, „daß es schwarze Leute wären, von „Wind und Sonnenhitze abgehärtet; daß sie ein „fürchterliches Ansehen hätten, Adlersaugen, zu „Berge stehende Haare, einen langen Bart, „eine ungemein große Leibesgestalt, ganz rauhe „Glied-

a) Er hieß Neuhaus.

„Gliedmaßen, und eine so harte Haut, daß sie „ihnen fast zum Küraß dienen könnte.“

Die Ueberbleibsel der Hußiten, welche zu schwach waren, zu Felde zu ziehen, flüchteten in etliche Plätze in Böhmen, in der Absicht, den Krieg fortzusetzen; man ließ ihnen aber keine Zeit, ihre Parten zu verstärken. Man verfolgete sie, und die Städte, die ihnen zur Zuflucht dieneten, öffneten denen Ueberwindern ihre Thore. Die Rebellen hatten Befehl, die Waffen niederzulegen, und ins Lager zu kommen. Sie kamen daselbst mit entblößten Häuptern an, und ließen sich entwaffnen. Man behielt die Anführer zurück; aber die Soldaten, deren Anzahl nicht mehr fürchterlich war, wurden in Böhmen und Mähren zerstreuet, und man verboth ihnen bey Lebensstrafe, sich nicht zusammen zu rotten.

Während der Zeit, als Sigismund in Ungarn war, versammleten sich die Stände von Böhmen, um sich mit einander über die Bedingungen zu berathschlagen, unter welchen sie diesen Fürsten für ihren Oberherrn erkennen wollten. Man kam darinnen überein, daß der Kayser die von der Kirchenversammlung zu Basel bewilligten vier Artikel bestätigen und genau darüber halten sollte; daß er an seinem Hofe zu Prag Prediger von der böhmischen Nation haben sollte; daß er die Universität dieses Reiches wieder herstellen, und die Einkünfte der Hospitäler vermehren sollte; daß die Böhmen nicht gezwungen würden, die Klöster, welche während der Unruhen zerstöret worden, wieder aufzubauen; daß er der Nation ihre

Frey-

Freyheitsbriefe, die Heiligthümer und den Schmuck der Krone wiedergeben sollte; daß man in denen Kirchen in keiner andern Sprache, als in der sclavonischen predigen solle; daß man aber anderwärts deutsch predigen könnte; daß man in den Rath keine Fremden aufnehmen; daß die Wayfen und Unmündigen sich ohne Einwilligung ihrer Anverwandten nicht verheyrathen sollten; daß der Münzfuß wieder hergestellet und nie wieder geändert werden sollte; daß Sigismund die Mauren der Städte, welche auf denen Bergen stünden, wieder aufrichten lassen sollte; daß er in seiner Abwesenheit keinem Fremden die Regierung des Reiches übertragen sollte; daß man denen Juden das, was man ihnen schuldig wäre, ohne Zinsen wieder erstatten sollte; daß man endlich der ganzen Nation eine allgemeine Amnestie angedeihen lassen sollte.

Ehe man noch diese Artikel dem Kayser zugeschicket hatte, äußerten sich in Böhmen wieder neue Unruhen. Die Partey der Thaboriten war nicht gänzlich getilget. Ein Priester dieser Rotte stellete sich an ihre Spitze, und unternahm es, den Krieg fortzusetzen. Dieser schwache Funke konnte eine allgemeine Feuersbrunst erregen; aber man griff gleich im Anfange die Rebellen an, und tödtete 400 davon, worunter sich der Priester befand, welcher diesen Aufstand angestiftet hatte. Hierauf ließ man die Gesandten nach Mähren abgehen, wo sich Sigismund aufhielt. Dieser Fürst nahm alle Artikel an, die ihm die Böhmen vorlegeten; und diese Völkerschaft machte

alsdann keine Schwierigkeit mehr, den Kayser für ihr Oberhaupt zu erkennen. Ehe Sigismund die Gesandten beurlaubete, ließ er ihnen sechzigtausend Goldkronen, nebst einer ungemein großen Menge Rindvieh reichen.

Im Anfange des 1436 Jahres, als die böhmischen Stände sich wieder versammlet hatten, fertigten sie eine neue Gesandtschaft an Sigismund ab, ihn zu ersuchen, Besitz von seinem Königreiche zu nehmen. Der Kayser wollte dieses Vergnügen seinen Unterthanen nicht abschlagen. Er kam nach Prag, und hielt unter dem Freudengeschrey aller Einwohner seinen Einzug in diese Stadt.

Einige Tage darnach nahm dieser Fürst auf einem Throne, welcher in der Mitten eines öffentlichen Platzes errichtet war, sitzend und mit der königlichen Krone auf dem Haupte von dem Adel, von dem Soldatenstande, von der Bürgerschaft und von denen Abgeordneten aller Städte in Böhmen die Huldigung an. Sigismund bestätigte alle Gerechtsame und Freyheiten der Hauptstadt, und bewilligte den Thaboriten, welche seine grausamsten Feinde gewesen, noch sehr ansehnliche.

Dieß war das Ende eines Krieges, welcher in die 20 Jahr dauerte, und während d. selben ließ man sich zur äußersten Wuth verleiten, die die Schwärmerey allein vermögend ist, einzugeben. Um die Erlaubniß zu erhalten, das heilige Abendmahl unter beyden Gestalten zu genießen, sahe man etliche tausend Menschen sich auf eine jämmerliche Art ums Leben bringen, und ihr Vater-

land

land durch erschreckliche Verwüstungen verderben. Ich werde mehr als einmal Gelegenheit haben, dergleichen Gräuel zu erzählen. Böhmen ist nicht das einzige Reich, wo die Streitigkeiten über die Religion die blutigsten Kriege erreget haben.

Diese Arten von Begebenheiten, sind leider! in der Geschichte nur allzugemein, und es giebt fast kein Land, welches davon nicht die schrecklichsten Beyspiele aufzuweisen hätte. Die Meynungen oder die Irrthümer eines einzigen schlechten Menschen sind manchmal vermögend, den Umsturz der blühendsten Reiche zu verursachen.

Zusammenverschwörung des Trolles wider Stenon, oder außerordentliche große Veränderungen in Schweden a)

Die Gewalt der Könige von Schweden war ehedem ungemein eingeschränkt. Sie waren, so zu reden, nur die Häupter im Rathe, und die vornehmen schwedischen Herren betrachteten sich nicht als Unterthanen, sondern viel-

a) Diese Zusammenverschwörung ist aus denen Revolutions de Suède écrites par M. l'Abbé de Vertot genommen. Es ist mir lieb zu melden,

vielmehr als Vormünder ihrer Könige. Die Bauern sogar in vielen Gegenden des Reichs lebten fast ohne die geringste Abhänglichkeit vom Hofe. Aber kein Stand war so mächtig, als der geistliche. Die Bischöfe besaßen fast alle Güter des Staates, deren größten Theil sie sich von den Kammergütern der Könige angemaßet hatten. Diese sahen mit Schmerzen, daß man ihrer Macht so enge Gränzen setzte. Einige unter ihnen versuchten es, mit Hülfe ihrer Freunde und ihrer Anhänger sich Meister von der Regierung zu machen; aber die Schweden empöreten sich so vielmal, als ihre Oberherrn in die Freyheiten und Gerechtsame der Nation einen Eingriff thun wollten. Man sah in ganz Schweden nichts, als Aufruhr, Verwüstungen und Empörungen. Es schien, als ob das Schicksal der Könige in denen Händen ihrer Unterthanen wäre, und daß es lediglich von ihrem Eigensinne abhienge. Sie verjagten verschiedene von diesen Fürsten, welche sich der unumschränkten Gewalt anzumaßen versuchet hatten. Unterdessen brachte es doch eine Frau dahin, dieses auf seine Freyheit so eifersüchtige Volk unumschränkt zu beherrschen. Margaretha von Waldemar, Königinn von Dänemark und Norwegen, unternahm es, Schweden

den, daß ich in einigen Stellen diesen unvergleichlichen Geschichtschreiber abgeschrieben habe. Es ist nicht in der Absicht geschehen, mir die Mühe zu ersparen, daß ich mir diese Freyheit herausgenommen, sondern bloß denen Lesern mehr Vergnügen zu verschaffen.

den mit denen beyden Königreichen, die sie im Besitze hatte, zu vereinigen. Diese Fürstinn, welche man die nordische Semiramis nannte, verband mit einem großen Ehrgeize eine Geschicklichkeit und eine Reihe von Entwürfen, die man nicht gewohnt ist, bey Personen ihres Geschlechts anzutreffen. Sie liebte die Ergötzlichkeiten, die Größe, die Pracht; aber sie liebte dieselben als eine Königinn. Der Ruhm und die Begierde, die Gränzen ihres Reiches zu erweitern und ihre Macht zu vergrößern, konnten sie nur allein wahrhaftig rühren. Auf diese kluge Fürstinn richteten die Schweden ihr Absehen, wenn sie die Stelle des **Alberts von Mecklenburg** wieder besetzen wollten, den sie vom Throne zu stoßen gedachten. Sie ordneten insgeheim einige der angesehensten Herren ab, **Margarethen** die Krone von Schweden anzutragen. Die Königinn nahm den Antrag mit Freuden auf, und war denen Rebellen behülflich, ihren rechtmäßigen Oberherrn vom Throne zu jagen. **Margaretha**, welche nunmehro auf dem schwedischen Throne saß, beschloß, drey Reiche auf ewig zu vereinigen, deren Regierungsform fast einerley war. Sobald die Königinn in dem Stande zu seyn glaubte, dieses wichtige Vorhaben auszuführen, berief sie die Reichsstände von denen dreyen Reichen nach Calmar in Schweden zusammen. Die Stände willigten in die Vereinigung, und man machte ein Grundgesetz, welches von denen dreyen Nationen angenommen und mit denen feyerlichsten Eiden bestätiget wurde. Dieses in Norden so berühmte

Gesetz,

Gesetz, und welches man die calmarische Union nannte, war der Grund und der Ursprung der blutigen Kriege, davon ich bald reden werde.

Margaretha, welche die Rechte der Oberherrschaft in ihrem ganzen Umfange genießen wollte, machte sich kein Gewissen, die wesentlichsten Artickel des Tractats, welchen sie mit denen Schweden geschlossen hatte, zu verletzen. Aber wie sie befürchtete, daß diese Völker sich empören möchten, so bemühete sie sich, sich Anhänger zu verschaffen, und eine Partey in dem Reiche anzurichten, welche vermögend war, sie zu unterstützen, als sie ihre ungerechten Entwürfe ausführen wollte. In dieser Absicht überhäufete sie alle Geistlichen mit Gnadenbezeigungen. Sie vergrößerte die Macht und vermehrete die Freyheiten derer Bischöfe. Diese Prälaten hatten großen Theil an der Regierung, und wurden die eifrigsten Vertheidiger der königlichen Gewalt, oder vielmehr der Tyranney.

Die Königinn sahe sich im Stande, alles zu unternehmen, da sie die Geistlichkeit auf ihre Seite gezogen hatte, welche durch ihre unermeßlichen Reichthümer, durch die Anzahl ihrer Vasallen, und vornehmlich durch das Ansehen, welches die Religion auf die Gemüther der Völker machet, mächtig war. Margaretha regierete also mit einer unumschränkten Gewalt, und hinterließ nach ihrem Tode Erichen, ihrer Schwester Enkel, ihre drey Kronen. Der junge Monarch besaß bey weitem nicht die Eigenschaften der Fürstinn, der er auf dem Throne folgete. Er wandte sich

nach Dänemark, von dar aus sandte er Statthalter, die ohne Aufhören die Schweden drückten.

Diese verloren endlich die Geduld; sie schüttelten das Joch ab, und wollten Erichen nicht mehr zu ihrem Oberherrn haben. Dieser junge Fürst hatte sich bey denen Dänen eben so, wie bey denen Norwegern, verhaßt gemacht, die ihn vom Throne jagten, und Christoph von Bayern, seinen Enkel, an seine Stelle setzten. Der neue König drang auf die Vollziehung des calmarischen Vergleiches. Die Norweger ließen es sich gefallen. Die Schweden überlegten es, was sie für eine Partey ergreifen sollten: aber die Bischöfe nahmen sich der Sache des bayerischen Fürsten so stark an, daß endlich beschlossen wurde, ihn dafür zu erkennen.

Nach seinem Tode weigerten sich die Schweden, sich Christiern I. Grafen von Oldenburg, welcher den dänischen Thron bestieg, zu unterwerfen. Der fremden Regierung überdrüßig, erwähleten sie aus ihren Mitteln einen König, und setzeten Canutson, dem Obermarschall des Reichs, die königliche Krone auf. Die Schweden schmeckten unter seiner Regierung nicht die Glückseligkeit, damit sie sich geschmeichelt hatten, und sie jagten diesen Fürsten zu verschiedenen Malen aus seinen Staaten. Bey seinem Sterben ernannte er Steno Sture, seinen Enkel, zu seinem Nachfolger, und rieth ihm, nur die Würde eines Administrators von Schweden anzunehmen.

Steno folgte diesem Rathe, und nahm den königlichen Titel nicht an: er beherrschete aber

Schwe-

Schweden mit einer Gewalt, welche von der Macht der unumschränktesten Monarchen wenig unterschieden war. Da er glücklich im Kriege, verehret im Frieden ward, wußte er Johannes II. König von Dänemark, dahin zu bringen, daß er mit denen Schweden einen Waffenstillstand machen mußte, und zu gleicher Zeit verschaffete er seinem Volke die Ruhe und den Ueberfluß. Als die Schweden diesen großen Fürsten verloren hatten, waren sie darauf bedacht, ihm einen Nachfolger zu geben. Die Bischöfe, welche allemal der Partey der Dänen zugethan waren, gaben damals ihre Stimmen dem Reichsrathe Erich Trolle, einem Manne, der in der That zwar geschickt, aber furchtsam, wenig unternehmend und wegen seines Alters und seiner Neigung untüchtig war, Dänemark zu bekriegen. Die Prälaten machten sich sogar die gewisse Rechnung, daß Trolle ihre Staatsabsichten befördern, und sich einmal zum Besten der Dänen der oberherrschaftlichen Gewalt, die man ihm jetzo übertrüge, begeben würde. Der schwedische Adel zernichtete diese so unanständige Anschläge. Er nahm sich des Sohnes des letztern Administrators mit solchem Eifer an, daß sich die Bischöfe gezwungen sahen, demselben ihre Stimmen zu geben, und ihn für das Oberhaupt der Nation zu erkennen.

Der junge Steno hatte die höchste Würde im Reiche dem Verdienste eines Vaters, dessen Andenken denen Schweden werth war, zu danken. Man verlangte von dem neuen Administrator, daß er den Sohn des Reichsraths Erichs Trolle zum

Erzbischofe von Upsal ernennen sollte, um diesen über seine Ausschließung zu trösten, und dadurch zwey mächtige Häuser zu vereinigen, welche mit einander nicht uneinig seyn konnten, ohne im Staate die größten Unruhen zu stiften. Wir wollen sehen, ob diese Einrichtung die Wirkungen hervorbrachte, mit welchen man sich geschmeichelt hatte.

Den dänischen Thron besaß damals Christiern II. Er war ein Fürst von einer mürrischen und wilden Gemüthsart, mistrauisch, argwöhnisch, tapfer aus Zorn und Ungestüme, wenig durch die Ehre gerührt; er hatte nur deswegen nach Kriege und Streite ein heftiges Verlangen, damit er das Vergnügen schmecken möchte, Blut vergießen zu sehen; feig im widrigen Schicksal, stolz und aufgeblasen in glücklichen Umständen; ein Unterdrücker seiner Unterthanen; er machte sich so verhaßt, daß er verdienete, der nordische Nero genannt zu werden.

Dieser Fürst brannte vor Ungeduld, die Zeit des Waffenstillstandes zu Ende gehen zu sehen, um denen Schweden den Krieg anzukündigen. Er machte große Rechnung auf den neuen Erzbischof von Upsal, welcher ein geschworener Feind des Administrators war. Der König von Dänemark, welcher die Gesinnungen des Trolle kannte, schickte ingeheim einen Edelmann an ihn ab, welcher ihm gleich anfänglich bezeugete, daß seine Erhebung Christiernen viel Freude verursachte, und daß deswegen dieser Fürst die angenehmste

Hoff-

Hoffnung zur Wiederherstellung des calmarischen Vergleichs fassete.

Nach dieser Eingangsrede stellte man ihm auf eine künstliche Art die Beschimpfung, die seinem Vater wiederfahren, und das Misvergnügen und Ungemach, so er selbst unter der Regierung des Administrators würde auszustehen haben, vor Augen. Als der verschlagene Däne sah, daß seine Reden auf das Gemüth des Erzbischofes einen lebhaften Eindruck machten, so that er ihm zu wissen, daß Christiern entschlossen wäre, Schweden mit Krieg zu überziehen, daß er von denen mächtigsten Fürsten aus Deutschland unterstützet würde, und daß der König, sein Herr, auf nichts mehr, als auf den Ablauf der Zeit des Waffenstillstandes wartete, um seine Anschläge auszuführen. Als es darauf ankam, Trollen zu bewegen, der Partey der Dänen beyzustehen, so versprach man ihm, während der Abwesenheit des Christierns, welcher fast beständig in Dänemark sich aufhalten würde, ihm die Regierung zu überlassen.

Der ehrgeizige Prälat hörete diese Vorschläge mit Vergnügen an, und trug kein Bedenken mehr, sich wider den Administrator zu erklären. Er verlangete Zeit, die dänische Partey wieder anzufrischen, und machte darnach Anstalten, sein Vaterland zu verrathen. Ehe wir uns in die umständliche Erzählung seiner Ränke und Anschläge einlassen, so schickt es sich hier wohl, seinen Charakter zu schildern. Trolle war ein harter, heftiger, herrschsüchtiger Mann, welcher

sich von seinen Leidenschaften regieren ließ; er war auf das Ansehen seines Hauses und auf seine Reichthümer stolz; ein Feind von seinen Vorgesetzten; unvermögend, seines Gleichen zu ertragen; unbescheiden gegen seine Untern; ein geschickter Gottesgelehrter, und elender Staatsmann. Ob er gleich am päbstlichen Hofe war erzogen worden, so ließ er doch bald sehen, daß er zu dieser ungemein großen Verstellung nicht fähig war, die einem Haupte einer Partey höchst nöthig ist. In denen ersten Tagen seiner Ankunft zu Upsal gab er prächtige Gastmähler. Die Zahl seiner Freunde und Anhänger dieneten ihm zu einem Hofstaat, welcher gewissermaßen den Hof des Landesherrn verdunkelte. Es geschahe bey einem Gastmahle, daß Trolle anfieng, sein Misvergnügen zu erkennen zu geben. Er beklagte sich über die vermeyntliche Ungerechtigkeit, die man bey der Wahl eines Administrators seinem Vater erwiesen, und er konnte sich sogar nicht enthalten, öffentlich zu sagen, daß Steno wenig Theil daran würde gehabt haben, wenn die Wahlstimmen wären frey gewesen. Er forschte darauf alle Prälaten im Reiche insbesondere aus, und war über ihre Gesinnungen ungemein zufrieden.

Das Verhalten des Erzbischofes gab Gelegenheit, zu glauben, daß man bald einen bürgerlichen Krieg zu gewarten haben würde. Man sah alle Misvergnügte nach Upsal laufen, und der größte Theil solcher Landstreicher, welche ungewisse Leute sind, die sich allezeit beym Anfange

der

der Parteyen mit Hitze anbiethen, und die sie nachhero verrathen oder verlassen, nachdem es ihre Furcht oder ihr Vortheil erfordert. Alle Personen von dieser Art waren bey dem Erzbischof willkommen: er aber vermied mit vieler Sorgfalt den Schein eines Verständnisses mit denen Dänen, weil er wohl wußte, wie sehr überhaupt alle Schweden, die Geistlichkeit ausgenommen, ihre Regierung verabscheueten; und er wollte die Leute bereden, daß sein Haß gegen den Administrator nur eine besondere Sache zwischen beyden Häusern beträfe, und den Staat nichts angiege.

Steno, welcher von allem, was zu Upsal vorgieng, Nachricht hatte, sahe leicht die Absichten des Erzbischofes ein. Der Administrator wollte sogleich zu denen Waffen greifen: allein man rieth ihm, seinen Unwillen zu verbergen, und vielmehr zu versuchen, den Prälaten durch Wege der Gelindigkeit wieder zum Gehorsam zu bringen.

Steno gab einem so weisen Rathe Gehör. Er besuchte den Erzbischof, und überhäufte ihn mit Höflichkeiten und Wohlanständigkeiten. Aber dieses Betragen hatte nicht die Wirkung, die man natürlicher Weise davon erwarten sollte. Der stolze Prälat hatte die Frechheit, zu sagen, daß vielleicht einmal eine freye Versammlung würde gehalten werden, darinnen man seinem Vater und allen denen, welche sich über die Regierung beklagten, würde Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Administrator begab sich über die Vermessenheit des Erzbischofes eben so erstaunt, als aufge-

bracht, hinweg, und beschloß, ihn die ganze Schwere seiner Macht empfinden zu lassen. Er berief die Reichsstände unter dem Vorwande, daß der Waffenstillstand bald würde zu Ende gehen, zu Tellie zusammen: er hatte aber andere Absichten zu seinem Augenmerk. Er war Willens, seine Gewalt aufs neue erkennen zu lassen, und zu erforschen, ob der Anhang des Trolle ansehnlich wäre.

Der Erzbischof seiner Seits vergaß nichts, um dem Könige von Dänemark Anhänger und dem Administrator Feinde zu verschaffen. Er zog die Statthalter von Stockholm und von Nycöping auf des Christierns Seite. Hierauf schickte er an den dänischen Monarchen einen getreuen Menschen ab, um ihm von dem Zustande und Beschaffenheit seiner Partey Nachricht zu geben, und diesen Fürsten zu ermahnen, an der Spitze einer Armee in Schweden einzudringen. Christiern säumete nicht, ihm wissen zu lassen, daß er bereits zu der Ausführung seiner Entwürfe die gemäßen Maaßregeln ergriffe.

Als die Reichsstände zu Tellie versammlet waren, so wurde der Erzbischof von Upsal vorgefordert, den Eid der Treue abzulegen. Allein der Prälat, statt zu gehorchen, schloß sich in seine Festung Stequa mit allen seinen Anhängern ein, und hielt darinnen eine Versammlung, als ob jene zu Tellie keine freye und rechtmäßige gewesen wäre. Die Sachen von der einen Seite, wie von der andern, ließen sich zu einem offenbaren Bruche an, als Johannes Angelus Arcemboldi,

bo'd, Bothschafter des Pabstes Leon X. in denen nordischen Reichen, aus Dänemark nach Schweden gieng, und sich zum Mittler aufwarf, den Erzbischof und den Administrator wieder mit einander zu vergleichen.

Der päbstliche Gesandte hatte einen bequemen, biegsamen, einschmeichelnden Charakter, voller Höflichkeiten: er besaß aber einen übermäßigen Geldgeiz. Er verkaufte Ablasse, und brachte durch diesen ärgerlichen Handel ansehnliche Summen zusammen. Bey seinem Aufenthalte in Dänemark misbrauchte er auf eine entsetzliche Art die heilige Einfalt der Frommen. Er brachte sie um alle ihr Geld, und liehe solches im Handel auf starke Zinsen. Man würde ihn für einen Pachter gehalten haben, der sich auf Kosten der Unterthanen zu bereichern sucht. Christiern sahe denen schändlichen Handgriffen des Arcemboldi mit vielem Verdrusse zu; allein er verbarg seine Gesinnungen, weil er den römischen Hof nöthig hatte. Er gab also sein Reich dem Geize des Gesandten Preis, und derselbe machte sich die ihm zugestandene Erlaubniß ungemein zu Nutze. Als der italienische Prälat im Begriffe war, nach Schweden zu reisen, so empfahl ihm Christiern, sein Bestes in Ansehung des calmarischen Vergleichs zu besorgen.

Arcemboldi, welcher wohl wußte, daß der römische Hof eben sowohl mit Dänemark zufrieden, als über Schweden misvergnügt war, versprach dem dänischen Monarchen, daß er dessen Angelegenheiten mit eben solchem Eifer, als seine

eigenen Minister, betreiben wolle. Christiern, durch diese schönen Versprechungen verblendet, erklärete sich damals offenherziger, und gestund, daß er bereits der Statthalter zu Stockholm und Nycöping versichert wäre. Er bat hierauf den päbstlichen Gesandten, mit dem Erzbischofe von Upsal Ueberlegung zu pflegen, und über die Mittel mit ihm zu Rathe zu gehen, die am geschicktesten wären, seine Absichten zu befördern.

Der Bothschafter reisete mit diesem Unterrichte ab; und sobald er an dem schwedischen Hofe angekommen war, ermahnete er öffentlich im Namen des Pabstes den Administrator und den Reichsrath, mit Dänemark einen dauerhaften Frieden zu machen. Steno merkete gar leicht, daß Arcemboldi von denen Dänen gewonnen war, und daß er von ihren Entwürfen Wissenschaft hatte. Er würde ihm gern das Geheimniß abgelockt haben: aber für einen jungen schwedischen Prinzen war es keine so leichte Sache, einen italienischen Prälaten, welcher an dem römischen Hofe alt geworden war, zum Reden zu bringen. Deswegen fassete der Administrator den klugen Entschluß, den Prälaten auf seiner schwachen Seite anzugreifen. Er erlaubete ihm, seine geistlichen Schätze auszutheilen, und er machte selbst den Anfang mit Einkaufung der Ablasse. Die Reichsräthe, der Adel, das Volk folgete diesem Beyspiele, dergestalt, daß Arcemboldi in kurzer Zeit unermeßliche Summen in Schweden zusammenbrachte.

Steno ließ auch zu, daß der Bothschafter alles Geld aus dem Reiche schicken konnte, ohne den dritten Theil des Gewinnstes von denen Ablassen zurückzubehalten, wie es die andern deutschen Fürsten gethan hatten. Der Administrator begleitete ein so anständiges Verfahren noch mit herrlichen Geschenken, die er dem Bothschafter insbesondere machte. Dieser hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, wenn er sich nicht für einen Fürsten, von dem er das meiste Geld zog, erkläret hätte. Er ermangelte auch nicht, dem Steno die Absichten des Christierns, die Verbindungen dieses Monarchen mit der Geistlichkeit in Schweden, und die Verrätherey der beyden Statthalter zu entdecken. Nachdem er die Verschwiegenheit des Geheimnisses empfohlen hatte, so gieng er nach Dänemark wieder zurück, und berichtete dem Könige, daß er mit seiner Unterhandlung nicht hätte können zu Stande kommen.

Christiern sahe wohl, daß er sich nur allein durch seine Waffen Meister von Schweden machen würde, und suchte Vorwand, den Krieg anzukündigen. Steno hinwiederum beschloß, seinen Feinden zuvorzukommen. Er ließ die beyden Statthalter, so der Verrätherey schuldig waren, in Verhaft nehmen, und ernannte Gevollmächtigte, sie ihrer Verbrechen halber zum rechtlichen Verhör zu ziehen. Es sey nun aus Furcht der Todesstrafe, oder in der Hoffnung, Vergebung zu erlangen, so gestanden sie, einer wie der andere, das Verständniß, welches sie mit dem Könige von Dänemark hatten, und klagten den

Erz-

Erzbischof von Upsal an, daß er der Anstifter und das Haupt der Zusammenverschwörung sey.

Trolle ward zur äußersten Verzweifelung gebracht, daß man seine Anschläge entdecket hatte. Er schlug es ab, sich bey denen Ständen einzufinden, um von seinem Betragen Rede und Antwort zu geben. Man bath damals den Administrator, die Festung, wohin er geflüchtet war, einzuschließen, und wie man wohl voraus sahe, daß dieser Vorfall unvermerkt zu Streitigkeiten mit dem Könige von Dänemark würde Anlaß geben, so zog der Administrator alle Truppen im Königreiche zusammen, damit er nicht von denen Dänen möchte überfallen werden. Man belagerte hierauf das Schloß, welches dem aufrührischen Prälaten zur Schutzwehr dienete; aber kaum hatte man den Laufgraben geöffnet, als man die Nachricht erhielt, daß Christiern nahe bey Stockholm eine Landung unternommen, und daß er alles mit Feuer und Schwerdt verheerete. Steno ließ sein Fußvolk in denen Linien, und brach mit seiner Reuterey gegen die Dänen auf. Diese wurden nach einem blutigen Streite gänzlich darnieder gemacht. Der Administrator schrieb seinen Sieg der Tapferkeit des Reichsfähndrichs Gustavs Erichson zu. Dieser junge Herr, welchen wir in dem ganzen Verlaufe dieser Geschichte eine so vortreffliche Person werden spielen sehen, stammete von denen alten Königen von Schweden ab. Er war ein Sohn des verdienstvollen Reichsraths Erichs Wasa, ein Anverwandter und Liebling des Administrators. Gu-

stav

stav bewies für den Nutzen und Vortheil des Oberhauptes der schwedischen Nation einen brennenden Eifer. Man wurde sogleich durch seine vortheilhafte Leibesgestalt und edles Ansehen für ihn eingenommen. Bey diesen äußerlichen Eigenschaften besaß er ein ruhmbegieriges Herz, und welches mehr durch die Ehre, als durch die Ergötzlichkeiten gerühret ward. Sein erhabener, kühner, unternehmender Geist flößete ihm große Entwürfe ein, und sein Muth führete sie aus. Er hatte noch nicht den Degen gezogen, als die Dänen auf Schweden den Angriff thaten. Seine ersten Thaten kündigten einen Helden an, und Steno fieng nunmehro an, ihn als eine nutzbare Person zu betrachten, nachdem er ihn vorher als einen Menschen von einem angenehmen Charakter geliebet hatte.

Der Administrator führete seine sieghaften Truppen wieder zu der Belagerung zurück, die er aufzuheben gezwungen worden war. Der Erzbischof von Upsal wehrte sich mit aller der Wuth eines Menschen, welcher lieber umkommen, als sich unterwerfen will; aber die Besatzung zwang ihn, sich auf Vergleich zu ergeben. Er begab sich in das Lager des Administrators, welcher ihm kund that, daß der Reichsrath über sein Betragen erkennen würde. Trolle reisete sogleich unter einer Bedeckung und mit einem eben so prächtigen Gefolge, als wenn er über seine Feinde gesieget hätte, nach Stockholm ab. Der stolze Prälat bildete sich ein, daß es seinen Richtern sehr angenehm seyn würde, wenn er wollte

für

für unschuldig gehalten werden. Er schmeichelte sich sogar, daß man seine Sache höchstens nur als eine besondere Streitigkeit ansehen würde, die gleich beygelegt werden würde, wenn er nur dem Administrator die Erklärung thun ließ, daß er ihn in seiner Würde erkennte. Trolle wurde in seinen Hoffnungen betrogen. Man machte ihm den Proceß, und dieser Prälat, nachdem er für einen Feind des Staats war erkläret worden, bekam Befehl, sein Amt niederzulegen, und man verurtheilete ihn, seine übrige Lebenszeit in einem Kl- ter zuzubringen, um darinnen für alle Verwirrungen, die er im Reiche angerichtet hätte, zu büßen. Alle Prälaten, welche in der Würde der Reichsräthe standen, sahen sich genöthiget, diese Verurtheilung zu unterschreiben. Ueberdem ergieng der Befehl, daß die Festung Stequa, welche gemeiniglich denen Rebellen zum Aufenthalte dienete, sollte geschleifet werden.

Nachdem der Pabst die Absetzung des Trolle erfahren, schrieb er an seinen Gesandten, welcher sich noch in Dänemark befand, eiligst nach Schweden zurückzugehen, und den Administrator mit dem Banne zu bedrohen, wenn er den Erzbischof nicht wieder in seine Würde einsetzte. Steno stattete davon dem Reichsrathe Bericht ab. Die sämmtlichen Glieder dieses erlauchten Collegii, die Geistlichen ausgenommen, stellten dem Administrator vor, wie er nicht zur Unzeit für dem päbstlichen Bannstrale erschrecken sollte, und wie man nur die Drohungen des Pabstes verachten müsse, wenn man sie vergeblich und unwirksam

machen

machen wolle. Man ertheilete diese Antwort dem Arcemboldi, welcher dieselbe so lange für ärgerlich hielt, bis man dem geizigen Italiener das einträgliche Erzbisthum zu Upsal versprach. Er schrieb an den Pabst, die Aufführung des Steno zu rechtfertigen; der heilige Vater aber achtete nicht auf den Brief des Bothschafters. Er that den Administrator und den ganzen Reichsrath in den Bann, und verurtheilete sie, auf ihre Kosten die Festung Stequa wieder anlegen zu lassen, und zu einer Geldstrafe von hunderttausend Ducaten, die sie dem abgesetzten Erzbischofe bezahlen sollten.

Arcemboldi, welcher Wohlstands halber sich nicht länger bey einem Fürsten, welchen sein Herr in Bann gethan, aufhalten konnte, und da er zumal dadurch alle Hoffnung zum Besitze des erzbischöflichen Stuhls von Upsal verloren hatte, kehrete wieder nach Dänemark zurück, wo er Christiernen beschäfftigt fand, seine Truppen zusammen zu ziehen, und dieselben gegen Schweden anrücken zu lassen. Der dänische Monarch, dem die Vollziehung der Bulle des Pabstes aufgetragen war, gieng von Copenhagen ab, und belagerte Stockholm: aber die Einwohner dieser Stadt waren entschlossen, dieselbe wohl zu vertheidigen. Als Christiern einen Widerstand gefunden hatte, den er sich nicht vermuthete, bestand er nicht länger darauf, sein Vorhaben zu verfolgen; aber bey der Bewegung, die er machte, sich zurück zu ziehen, fiel ihn der Administrator so zur gelegenen Zeit an, daß er fast den ganzen Nachzug seiner Armee niedermachte. Verschiedene

schiedene Dänen ertrunken, indem sie ihre Schiffe erreichen wollten, und der König selbst hatte viel Mühe, sich zu retten.

Christiern war wieder auf den Rückweg in seine Staaten bedacht: allein die widrigen Winde hielten ihn länger, als drey Monate, auf der Rheede von Stockholm zurück. Während dieser Zeit verzehrete er seinen Vorrath. Seine Flotte gerieth gar bald ins äußerste Elend; so daß dieser unglückselige Fürst sich der Gefahr ausgesetzt sahe, entweder aus Mangel der Lebensmittel oder durch ansteckende Krankheiten, die unter der Armee eingerissen waren, mit seiner ganzen Macht umzukommen. Als sich der König in einem so grausamen Zustande befand, so schlug er dem Administrator einen Waffenstillstand auf etliche Tage vor. Da letzterer in der Hoffnung stand, daß sich der Waffenstillstand in einen festen und dauerhaften Frieden verwandeln könnte, willigte er in den Antrag. Er ließ sogleich verschiedene mit Lebensmitteln und Erfrischungen für den König und dessen ganze Flotte beladene Barquen abgehen.

Anstatt durch eine so großmüthige Handlung gerühret zu werden, so bewies sich Christiern gegen seinen Wohlthäter treulos. Er that dem Steno den Antrag, auf die dänische Flotte zu kommen, unter dem Vorwande, mit einander wegen des Friedens Unterhandlung zu pflegen; er that es aber in der Absicht, sich der Person des Administrators zu bemächtigen. Dieser nun, welcher hierein kein Mistrauen setzete, machte Anstalt, dem Könige diese Gefälligkeit zu erwei-

sen:

sen: der Reichsrath aber setzte sich darwider. Christiern, welchen es verdroß, daß es ihm mislungen war, wendete seine Absichten auf eine andere Seite. Er ließ dem Administrator eine Zusammenkunft in der Stadt Stockholm sogar vorschlagen, und both sich an, sich mit einigen Personen von seinem geheimen Rathe dahin zu begeben, so ferne man ihm den jungen Gustav und noch sechs andere schwedische Herren zu Geiseln geben wollte. Der Vorschlag schien zu billig zu seyn, als daß man ihn hätte verwerfen sollen. Christiern hatte alle mögliche Vorsicht angewandt, um seinen Streich nicht zu verfehlen. Die Geiseln wurden auf die Flotte gebracht, ohne daß Christiern einen Fuß ans Land setzte, und der treulose Monarch war für Freuden außer sich, als er diesen Gustav, welchen er als einen gefährlichen Feind ansahe, in seiner Gewalt sahe. Er hoffete, den Administrator mit der Furcht, die er ihm einjagte, alle diese vornehme Gefangene umbringen zu lassen, zu der Wiederaufrichtung des calmarischen Tractats zu zwingen. Christiern hoffete, wenigstens diesen Fürsten mit denen vornehmsten Häusern im Reiche in Zwist und Uneinigkeit zu setzen, wenn er nicht, um Gustaven und seinen Mitbrüdern das Leben zu retten, in alles willigte, was er von ihm würde verlangen können.

Der König führete seine Gefangenen weg, und sobald er in Dänemark angekommen war, wendete er Drohungen und Verheißungen an, die schwedischen Herren von der Partey des Administrators

strators abzubringen: er fand sie aber unbeweglich. Diese Standhaftigkeit hätte sie fast das Leben gekostet. Erich Banner, ein dänischer Herr, bat den König, ihm die Aufsicht über Gustaven, welcher sein Anverwandter war, anzuvertrauen, und versprach, wenn er ihn entkommen ließ, sechstausend Goldkronen für sein Lösegeld zu bezahlen. Christiern willigte darein, in der Hoffnung, daß sich Banner bemühen würde, seinen Gefangenen zu Dänemarks Vortheile zu gewinnen.

Der unglückliche Ausgang der Belagerung von Stockholm hatte nur den dänischen Monarchen noch erbitterter gemacht. Dieser Fürst beschloß, solche große Anstalten vorkehren zu lassen, daß er seine Feinde recht ängstigen könnte. Christiern hatte Geld nöthig; er nahm daher dem Bothschafter, welcher ihn verrathen hatte, die Schätze weg; und indem er seiner Rache Genüge that, verschaffete er sich die Mittel, Truppen anzuwerben. Christiern belegte seine Unterthanen, ohne weder auf ihre Klagen, noch auf ihr Murren zu achten, mit außerordentlichen Abgaben. Er erhielt von Franciscus I. Könige von Frankreich, vier tausend Mann Fußvolker. Gaston von Breze und der Baron von Gondrin standen diesen Truppen als Befehlshaber vor. Als die Armee zum Aufbruche fertig war, so übertrug Christiern, welcher nicht für rathsam hielt, seine Staaten bey einer Versassung zu verlassen, da der Rath und die vornehmsten Herren im Reiche misvergnügt waren, die Ausführung

seiner

seiner Entwürfe gegen Schweden Otto Crumpen, der für den größten General in Norden gehalten wurde.

Der dänische Befehlshaber drang an der Spitze einer zahlreichen Armee in das westliche Gothland ein. Seine Truppen richteten auf seinen Befehl in dieser Provinz die schrecklichsten Verwüstungen in der Absicht an, um die Schweden dahin zum Streit zu ziehen. Der Administrator säumete nicht, die Feinde anzugreifen. Es war bereits dahin gekommen, daß er über dieselben einen vollkommenen Sieg erfechten sollte, als ihm eine Canonenkugel ein Bein wegnahm. Die über die Verwundung ihres Generals erschrockene Schweend fiengen an zu wanken. Otto machte sich diese Bewegung zu Nutze, und schlug die schwedische Armee in die Flucht. Alles, was die Fliehenden thun konnten, war, daß sie den Administrator der Nachsetzung derer Dänen entzogen. Steno starb an seiner Wunde, als man ihn nach Stockholm abführete. Er war ein Fürst voller Muth, aber wenig erfahren, ohne Staatsklugheit, und geschickter, eine Partey anzuführen, als einen Staat zu regieren.

Alles demüthigte sich vor den Ueberwindern und niemand schickte sich an, ihnen Widerstand zu thun. Wenn Schweden ein Oberhaupt gehabt hätte, so hätte es sich wehren können; aber die Geistlichkeit widersetzte sich der Wahl eines Administrators. Trolle gieng aus seinem Gefängnisse, trat wieder in sein Amt und Würde, zog wieder in Upsal ein, und ließ diese Stadt sich

für den König in Dänemark erklären. Die andern Prälaten bewiesen nicht weniger Eifer, ihr Vaterland zu verrathen. Sie hielten auf Befehl des Otto eine Versammlung, welcher sie den Namen einer Versammlung der Reichsstände beylegten. Man hob darinnen die Würde eines Administrators auf, und verbannete das Andenken der Fürsten, welche damit bekleidet gewesen, als wären sie Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn gewesen. Otto versprach im Namen des Königes, seines Herrn, Schweden bey seinen Rechten und Freyheiten zu erhalten, alle Artikel des calmarischen Vergleichs genau zu beobachten, alle Gefangenen und besonders Gustaven wieder loszugeben, und es an niemanden zu ahnden, welche die Partey des Administrators gehalten.

Nachdem der dänische General diese Verbindungen geschlossen hatte, so gab Trolle dem Christiern den Titul eines Königes von Schweden, als wenn er wirklich von denen Reichsständen dafür wäre erkannt worden. Er ließ zu gleicher Zeit in alle Provinzen ein Schreiben ausgehen, darinn er bey Gewärtigung der schrecklichsten Strafen anbefohl, diesen Tractat anzunehmen.

Nur die Bauern waren es noch, welche nicht durchgängig gehorchen wollten. Um sie durch etwas in die Furcht zu jagen, welches ihnen schrecklicher, als der Tod selbst, vorkam, so verboth der Erzbischof der Geistlichkeit, allen denen, welche mit den Waffen gegen einen Fürsten, der auf Befehl des Pabstes bevollmächtiget worden, ster-

den würden, ein geistliches Begräbniß zu verstatten. Mehr bedurfte es nicht, die Bauern zu vermögen, sich ruhig zu verhalten. In kurzer Zeit wurde fast ganz Schweden unter das Joch der dänischen Regierung gebracht.

Der glückliche Fortgang des Otto erfüllete den ganzen dänischen Hof mit Freude. Christiern allein schien unruhig und misvergnügt zu seyn. Dieser mistrauische und argwöhnische Fürst befürchtete, daß sein General nur bedacht wäre, für sich selbst die Früchte seiner Eroberungen einzuärnten. Er schrieb ihm Briefe voller Empfindungen der Dankbarkeit; aber auch ihn in den Schranken zu erhalten, berichtete er ihm, daß er mit ehesten an der Spitze einer mächtigen Armee in Schweden ankommen würde, um die Belagerung von Stockholm vorzunehmen.

Gustav erfuhr gar bald das Unglück seines Landes. Die Begierde, den Tod des Administrators zu rächen; der so natürliche Hang, sein Vaterland zu vertheidigen, vielleicht auch schmeichelhafte Absichten einer Ehrbegierde machten, daß er auf Mittel dachte, sich in Freyheit zu setzen. In dieser Absicht entwich er eines Tages aus dem Schlosse, wo er sich mit Bannern aufhielt; er verkleidete sich als ein Bauer, durchstrich unter tausend Gefahren ganz Dänemark, und kam endlich zu Lübeck an. Banner setzte ihm nach, und holete ihn in dieser Stadt ein. Dieser dänische Herr gab Gustaven in der Hitze seines Zorns die heftigsten Verweise. Dieser aber wendete alles an, Bannern zu besänftigen.

Er stellete ihm vor, daß man in Ansehung seiner das Völkerrecht verletzet hätte; daß man sogar nicht einmal die Artikel des Tractats zu Upsal hielte; daß man es ihm also nicht verdenken könnte, daß er sich selbst seine Freyheit verschafft hätte; und daß er übrigens erböthig wäre, die Summe, welche man für sein Lösegeld festgesetzt hätte, wieder zu erstatten. Da Banner nichts dawider einzuwenden hatte, kehrete er wieder zurück, und ließ seinen Gefangenen reisen.

Christiern, welcher über Gustavs Flucht aufgebracht war, und hauptsächlich befürchtete, daß derselbe seine gemachten Entwürfe zernichten möchte, schickte dem General Otto Befehl zu, sich alle ersinnliche Mühe zu geben, ihn beym Kopfe nehmen zu lassen. Gustav, ohne die Gefahr zu scheuen, darein er sich begab, entschloß sich, nach Schweden zu gehen, und daselbst einen Anhang gegen die Dänen aufzubringen. Er bemühete sich, die Regierung zu Lübeck auf seine Seite zu bringen: aber die Bürger dieser Stadt fanden nicht für rathsam, sich zum Vortheil eines Verwiesenen, welcher ohne Hülfe erschien, zu erklären; und sie versagten ihm sogar, ihn nach Stockholm begleiten zu lassen. Inzwischen ließ ihn doch der Bürgermeister einschiffen, mit dem Versprechen, daß man ihm, so bald man ihn an der Spitze einer nur etwas ansehnlichen Partey sehen würde, Hülfe leisten wolle.

Nachdem der tapfere Schwede bey Calmar ans Land gestiegen war, begab er sich in diese Stadt, und suchte die Besatzung zu gewinnen:

allein

allein als man ihn ohne Truppen und ohne seinem Gefolge gewahr wurde, so sahe man ihn als einen lüderlichen Menschen an, und drohete ihm, wenn er sich nicht schleunig davon machte, ihn umzubringen, oder an Christiern auszuliefern. Da er gezwungen war, zu entfliehen; so verkleidete er sich aufs neue als ein Bauer, und fuhr auf einem mit Stroh beladenen Wagen mitten durch alle Standläger der dänischen Armee. Ein altes Schloß in der Provinz Sudermannia dienete ihm auf einige Zeit zum Aufenthalte. Von daraus schrieb er an seine besten Freunde und Anverwandten, sie aufzumuntern, der Nation zum Besten auf eine edelmüthige Art alle Kräfte anzuwenden. Er fand aber für das Wohl des Vaterlandes nur gleichgültige Herzen. Es waren nicht mehr dieselben so stolze und auf ihre Freyheit so eifersüchtige Schweden. Die Furcht hatte aus ihnen Sclaven gemacht.

Da nun Gustav es nicht dahin bringen konnte, weder den Adel noch die Bauern in Schweden wider die Dänen aufzuhetzen, so dachte er weiter an nichts, als sich denen Verfolgungen seiner Feinde zu entziehen; er hatte aber viel Mühe, sein Leben in Sicherheit zu setzen. Man weigerte sich sogar, ihm in einem Carthäuserkloster a) eine Freystatt zu vergönnen, davon doch seine Vorfahren die Stifter gewesen.

Ein alter Bedienter aus seinem Hause war erkenntlicher. Er nahm den unglücklichen Gustav in sein Haus auf, und setzte sich in die Gefahr,

a) Das Carthäuserkloster zu Griphysolm.

um das Leben seines Herrn zu erretten, das seinige zu verlieren.

Christiern war ungeduldig, seine Eroberungen zu nutzen; er begab sich nach Schweden, und unterzeichnete auf eine feyerliche Art den Tractat zu Upsal. Die Hauptstadt des Reiches war noch nicht unter der Bothmäßigkeit des dänischen Monarchen. Er unternahm die Belagerung davor, und verfolgte sie mit vieler Hitze. Die Wittwe des Steno führete das Commando in diesem Platze, und that unvergleichlichen Widerstand. Da aber an den Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen ein Mangel sich ereignete, so mußte man sich ergeben. Die Belagerten erhielten eine vortheilhafte Capitulation, deren Artikel Christiern nicht Willens war zu halten. Der Fürst zog in Stockholm ein, und hielt sich nicht lange darinnen auf. Ehe er seine neue Staaten verließ, so trug er Severin von Norbi, dem Gouverneur von der Insel Gothland, und Admiral von Dänemark, das Commando über seine Truppen auf. Dieser war einer von denen niederträchtigen Hofleuten, welche die Ehre dem Glücke aufopfern, und welche sich in die Gunst ihrer Herrn durch Billigung ihres Eigensinnes und sogar durch den Beyfall ihrer Laster einzuschmeicheln suchen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Erzbischof von Upsal an denen Gunstbezeigungen des Hofes nicht hätte sollen Theil haben. Man vertrauete diesem unwürdigen Prälaten die Regierung des Reichs an, dessen Untergang er verursachte; und Otto, welcher durch das Gerüchte seiner vortreff-

lichen

lichen Siege verdächtig worden war, bekam Befehl, nach Dänemark zurück zu kehren. Christiern säumete nicht, sich dahin zu begeben. Seine Gegenwart war nöthig, um das Volk im Zaume zu halten.

Alles kündigte eine nahe bevorstehende Empörung an. Die Dänen konnten die Herrschsucht der Sigibritte nicht mehr ausstehen. Sie war eine Holländerinn, schon ziemlich bey Jahren, und welche ohne Schönheit und ohne Geburt das Geheimniß gefunden hatte, das Herz des Königes zu fesseln. Diese Frau ordnete das Schicksal des Hofes und des Reiches. Nichts widerstand ihrem Ansehen, und sie verübte sogar oft ungerechte Sachen, um ihre Gewalt sehen zu lassen. Christiern machte sich ein Vergnügen daraus, alles, was seine Beherrscherinn nur wollte, blind zu vollziehen. Das Volk und der Adel fiengen an, Maaßregeln zu ergreifen, um sich von der Bedrückung zu befreyen; aber die Ankunft des Königes zerschlug alle Anschläge. Ein jeder verbarg mit Sorgfalt seine Gesinnungen, und man ließ nur äußerliche Freude über dessen Zurückkunft und gemachten Eroberungen blicken. Die Ministers, welche immer Schmeichler sind, ließen es sich angelegen seyn, nach dem Geschmack und Neigungen eines blutdürstigen Fürstens zu reden. Sie machten ihm die Vorstellung, daß es seine Staatsklugheit erfordere, daß er sich der vornehmsten Herren in Schweden versicherte, und daß er fürnehmlich den Rath dieses Reiches abschaffte; daß es ein eifersüchtiges Corpus und ein Feind

von der königlichen Gewalt wäre; daß nicht ein einziger Reichsrath wäre, dessen Ehrgeiz man nicht fürchten müsse; daß man hauptsächlich den hohen Adel ausrotten, und nur diejenigen am Leben lassen müsse, welche ihr Stand bestimmte, den Acker zu bauen, und dem Fürsten die Abgaben zu entrichten. Sigebritta that sich besonders bey dieser Gelegenheit durch ihre abscheulichen Rathschläge hervor.

„Euer Sieg," sagte sie zum Könige, „wird „allezeit unvollkommen seyn, so lange Eure Feinde leben werden. Die Reichsräthe und alle „vornehme Herren in Schweden sehen Euch als „einen Tyrannen an. Sie warten nur auf günstige Umstände, sich wider Euch zu empören. „Warum stehet Ihr demnach an, solche Leute umbringen zu lassen, von denen Ihr alles zu fürchten habet? Wenn Ihr ein ruhiger Besitzer Eurer neuen Krone bleiben wollet, so verschonet „auch selbst diejenigen Schweden nicht, welche „für Euren Nutzen den größten Eifer bewiesen „haben. Die Eifersucht allein wegen der Regierung zwischen der Geistlichkeit und dem Adel „ist Ursache, warum die Bischöfe sich auf Eure „Seite geschlagen; aber diese stolze Prälaten „werden die ersten seyn, wider Euch die Waffen zu ergreifen, wenn Ihr ihre Freyheiten an„tasten und wenn Ihr euch einmal unterfangen „werdet, ohne ihre Theilnehmung zu regieren."

Diese grausamen Rathschläge konnten nicht anders, als dem Könige wohlgefallen; er mußte aber einige scheinbare Ursache haben, eine so große

Menge

Menge vornehmer Herren, welche sich ihm auf Treue und Glauben eines feyerlichen Tractats übergeben hatten, umbringen zu lassen. Der gegen die Schweden ergangene Bannstral war der Vorwand, dessen er sich zu bedienen entschloß. Er gieng in Begleitung des Theodors a), Erzbischofs von Lunden, und des Bischofs von Odensee nach Schweden. Diese beyden Prälaten waren sehr geschickt, die Wuth ihres Herrn zu unterstützen. Der erste hatte viel Theil an der Vertraulichkeit des Königes; es war ein Mensch von geringer Herkunft, ohne Gelehrsamkeit, und sogar ohne Geschicklichkeit. Er war aber sehr erfahren in der Kunst, neue Ergötzlichkeiten zu erfinden, und kannte alle heimliche Streiche darinnen und derselben gewürzte Zurichtungen. Seine Gunst und Erhebung hatte er der Sigebritta zu danken. Sie hatte ihn anfänglich bey Hofe eingeführet, um ihr zum Spion zu dienen. Er stieg darauf mit einem Male durch das Ansehen dieser Frau von der Verrichtung eines Barbiers beym Könige zu der Würde eines Erzbischofs empor; er erhielt sich in der Gunst, vermöge eben derselben Mittel, die er angewandt hatte, sie zu erlangen.

Christiern wurde zum König von Schweden gekrönet; und nach der Ceremonie, bat er die vornehmsten Herren im Reiche zu einem prächtigen Gastmahle, welches er auf dem Schlosse zu Stock-

a) Der Erzbischof von Lunden war der oberste Prälat in Dänemark, und der Bischof von Odensee war sein Zugeordneter.

Stockholm gab. Der Rath und der Adel ermangelten nicht, sich dabey einzufinden. Es waren die zween ersten Tage nichts als Feste, Spiele, Lustbarkeiten. Der König nahm Gebährden und ein Bezeigen voller Gütigkeit und eines vertraulichen Umgangs an. Es schien, als hätte man den Haß und Groll, welchen beyde Parteyen gegen einander so lange Zeit blicken lassen, bey Schmausereyen begraben. Ein jeder überließ sich geruhig der Freude, als die Schweden am dritten Tage aus diesem höchsten Grade der Sicherheit auf eine der traurigsten Arten gerissen wurden.

Der Erzbischof von Upsal, von seinen Anverwandten und seinen Anhängern begleitet, stellete sich Christiern in der vollen Versammlung dar, wie es mit diesem Fürsten heimlich war verabredet worden. Der Prälat bat den König um Gerechtigkeit wider den Administrator, und wider die Reichsräthe, und andere Herren des Reichs, welche ihn gezwungen hatten, sein Amt niederzulegen, und welche seine Festung Stequa geschleifet, die als ein Eigenthum der Kirche zugehörete. Christiern lehnete es zum Scheine von sich ab, über eine Sache, welche, wie er sagte, für die Abgeordneten des Pabstes gehörete, zu erkennen. Er verwies den Erzbischof von Upsal zu denen beyden Prälaten aus Dänemark, denen die Bulle des Pabstes Leons X. war zugeschickt worden, und versicherte, daß er sich nur, der Bulle und denen Absichten des Oberhaupts der Kirche gemäß, die Vollziehung ihrer Verordnung vorbehielte.

Der

Der Erzbischof von Lunden und der Bischof von Odensee ersuchten und verlangten, daß man die Wittwe des Administrators vorkommen ließ, damit dieselbe von der Aufführung ihres Gemahls Rechenschaft ablegen möchte. Die Fürstinn, welche gezwungen wurde, in die Versammlung zu kommen, erschien darinnen mit einer sittsamen, zugleich aber auch mit einer gesetzten Gemüthsfassung. Sie beschwor den König, die Asche ihres Gemahls ruhen zu lassen, und Mitleiden mit einer Fürstinn zu haben, welcher nur ihre Thränen und ihr Schmerz als ein Erbtheil übrig blieben. Da man sie aber mit Gewalt zwang, ihren Gemahl vor den beyden dänischen Gevollmächtigten zu rechtfertigen, so erklärete sie voller Muth, daß Steno den Erzbischof von Upsal nicht für sich, sondern kraft einer Verordnung von denen Ständen und Reichsräthen, zur Strafe gezogen; daß Trolle, welcher der Verrätherey gegen sein Vaterland wäre überführet worden, in der Form und nach denen Gesetzen des Reiches wäre gerichtet worden; und daß sein abgefaßtes und von denen weltlichen und geistlichen Reichsräthen unterzeichnetes Urtheil noch in dem öffentlichen Registerprotocoll befindlich wäre. Man gab dieser Rechtfertigung gar kein Gehör, und man nahm sogleich die Wittwe des Administrators, die Reichsräthe, sogar die Bischöfe, und alles, was sich von vornehmen Herren und schwedischen Edelleuten auf dem Schlosse befand, in Verhaft. Anfänglich wollte man allen Personen, deren man sich bemächtiget hatte, den Pro-

ceß machen: weil aber diese Sache sich nur in die Länge verzogen hätte, so schickte Christiern ohne weitere Umstände ihnen Henker zu, die ihnen ihren Tod ankündigen mußten.

Der 8te des Wintermonats im Jahre 1529 war zu dieser abscheulichen Vollziehung angesetzt. Mit Anbruch des Tages hörete man Trompeten erschallen und Herolde, welche jedem, wer es auch wäre, bey Lebensstrafe verbothen, aus der Stadt zu gehen. Die ganze Besatzung war unter den Waffen. An denen Thoren und an verschiedenen Gegenden waren Hauptwachen. Die Canonen zum Abbrennen fertig gemacht, waren auf den grossen Platz gepflanzet, und mit der Mündung gegen die Hauptstraßen in Stockholm gerichtet. Alle bestürzte Einwohner wußten nicht, worzu diese fürchterlichen Anstalten dienen sollten, als man gegen Mittag die Schloßthore eröffnen sahe, und es erschienen zwischen zwoen Reihen Soldaten diese erlauchte Gefangenen, welche durch Henker zum Tode geführet wurden.

Da sie an dem Ort ihres Gerichtes angekommen waren, las ein dänischer Officier vor ihnen die Bulle des Pabstes, als das Endurtheil ihrer Verurtheilung, ab. Sie bathen um Beichtväter, und man schlug sie ihnen ab. Der Eifer, welchen einige schwedische Bischöfe für den Nutzen Christierns bewiesen hatten, konnte sie nicht von dem Tode befreyen. Der Stand der Rathsherren machte, daß man ihrer Dienste vergaß, und man machte gerade bey ihnen den Anfang zur Hinrichtung.

tung. Man enthauptete darnach alle weltliche Reichsräthe, unter welchen sich **Erich-Vasa**, der Vater des Gustavs, befand. Es wurden die Bürgermeister, die obrigkeitlichen Personen von Stockholm und vier und neunzig große Herren auf dem Schaffot hingerichtet. **Christiern** gab in der Hoffnung, den Aufenthalt einiger anderer vornehmer Herren, die er des Reichs verwiesen hatte, und die er noch in der Stadt versteckt glaubte, zu entdecken, die Stadt der Wuth seiner Truppen Preis. Die Soldaten fielen sogleich das Volk an, welches zu diesem traurigen Schauspiele herzugelaufen war, und richteten darunter eine abscheuliche Niederlage an. Sie ermordeten die Bürger sogar in den Armen ihrer Weiber. Diese mußten an sich die entsetzlichsten Frevelthaten verüben lassen. Man verschonete nichts, als die Häßlichkeit und die Armuth. Der ganze übrige Theil wurde ein Raub des rasenden Soldaten, welcher sich nach dem Beyspiel seines Oberherrn aus seinem Wüthen und Toben ein Verdienst machte. Ein schwedischer Edelmann, welcher es sich hatte merken lassen, daß ihm das Elend seines Vaterlandes zu Herzen gienge, wurde auf Befehl des Königs an einen Galgen geknüpft, und auf eine schändliche Art zerstümmelt. Man hieb ihm sodann den Leib auf, und riß ihm das Herz heraus. Man grub den **Steno** aus, und warf seinen Körper auf den öffentlichen Platz unter alle diejenigen Herren, die man hingerichtet hatte. **Christiern** verboth bey Lebensstrafe, sie zu begraben. Aber die Verwesung nöthigte ihn

bald,

bald, sie wegschaffen zu lassen. Man warf sie ins Feuer, um sie sogar noch nach ihrem Tode zu bestrafen. Die Wittwe des Administrators war auch zum Tode verurtheilet worden. Der König aber, bey welchem der Geiz der Grausamkeit das Gegengewicht hielt, ließ diese Prinzeßinn beym Leben, in der Hoffnung, von derselben noch vieles Geld zu ziehen. Er ließ sie nebst der Mutter und denen Schwestern des Gustavs, und denen andern schwedischen Frauenzimmern, deren Ehegatten waren enthauptet worden, nach Dänemark abführen. Man sperrete alle diese Weiber in unterschiedene Gefängnisse ein, wo man ihnen unmenschlich begegnete: man verwahrete dieselben als Geiseln, welche für die Treue ihrer in Schweden zurückgelassenen Kinder und Anverwandten gut seyn sollten.

Christiern schmeichelte sich, durch die Ermordung des hohen Adels sein Ansehen und Gewalt befestiget zu haben; er sahe sich für den Ueberrest der Schweden viel zu mächtig und viel zu furchbar an, als daß er sich für etwas zu fürchten hätte; er veränderte nach seinem Gefallen die Regierungsform, und schaltete darinnen, wie in einem eroberten Lande. Er beschwerte das Volk mit neuen Auflagen; er drohete sogar den Bauern, ihnen ein Bein und eine Hand abhauen zu lassen, damit er sie am Aufruhr verhindern möchte, mit diesem spöttischen Zusatze, daß ein Bauer, welcher zum Pflügen und nicht zum Kriege geboren wäre, mit einer Hand und einem natürlichen Beine nebst einem hölzernen zufrieden seyn müsse.

Nach-

Nachdem Christiern des Blutvergießens müde war, kehrete er wieder nach Dänemark zurück. Vor seinem Aufbruche ernannte er den Theodor, Erzbischof von Lund, zum Vicekönig von Schweden, und setzte ihm den Erzbischof von Upsal und den Bischof von Odensee als Minister an die Seite. Diese Prälaten hatten Befehl, weder Mühe noch Kosten zu sparen, den Aufenthalt des Gustavs zu entdecken. Man versprach denen, welche seiner lebendig oder todt habhaft werden könnten, ansehnliche Summen. Der König reisete ab, und in seiner Abwesenheit durchstreiften die dänischen Truppen die verschiedenen Provinzen, und ermordeten alles, was sie nur von schwedischen wegen ihres Muths oder ihrer Geburt angesehenen Herren antrafen. Man achtete sogar nicht mehr für nöthig, den gewöhnlichen Vorwand des Bannes zu gebrauchen. Es war genug, daß derjenige ein Verbrecher war, welcher Reichthümer und Ansehen besaß. Der Vicekönig, in denen schändlichsten Wollüsten ersoffen, suchte sich nur auf Kosten der Verbanneten, deren Güter er alle einzog, zu bereichern. Die vornehmsten Officiere der dänischen Armee verwüsteten alle Provinzen. Ein jeder von ihnen hatte seine eigenen abgesonderte Truppen, die unter keines andern Befehl stunden, welche sich nur mit Plündern und die unglückseligen Schweden ins Verderben zu stürzen, beschäfftigten.

Gustav erfuhr in dem verborgenen Winkel seines Aufenthalts, was zu Stockholm vorgieng. Diese traurige Nachricht erregete in ihm den leb-

hafteſten Schmerz. Der Tod ſo vieler erlauchten Perſonen raubte ihm ſeine ganze Familie, ſeine Freunde, und beynahe die Mittel und Hoffnung, ſich zu retten. Nachdem er einige Zeit nachgedacht, wie er ſich hierbey verhalten ſollte, ſo entſchloß er ſich, ſich in die dalekarliſchen Gebirge zu verbergen. Dieſe Provinz war von wilden Völkern bewohnet, welche nach beſonderen Geſetzen lebten, und nicht leiden konnten, daß man in ihre Freyheiten den geringſten Eingriff that. Sie waren dem Landesherrn faſt gar nicht unterthan, und gehorchten demſelben nur, wenn ſie für ihre Freyheit nichts zu fürchten zu haben glaubten. Das ganze Land war mit Wäldern bedeckt, und man traf darinnen nichts als ſchlechte Dörfer an, die an Seen und Flüſſen lagen. Daſelbſt war es, wohin ſich Guſtav zu verſtecken für gut befand, in der Hoffnung, die Einwohner aufzuwiegeln, welche im Reiche die letzten geweſen, ſich denen Dänen zu unterwerfen.

Als ſich Guſtav verkleidet hatte, durchwanderte er verſchiedene Provinzen in Begleitung eines Bauern, der ihm unbekannt war, und ihm zum Wegweiſer dienete. Nach vielen Beſchwerlichkeiten und Unruhen kam er endlich in denen Gebirgen von Dalekarlien an. Sein Führer ſtahl ihm ſein Geld, und entfloh; ſo daß Guſtav, ſein Leben zu erhalten, genöthiget war, in denen Kupferbergwerken zu arbeiten, daraus die Dalekarlier ihre Haupteinkünfte zogen. Er ſchmeichelte ſich, daß ſein elender verächtliche Stand ihm wenigſtens darzu dienen würde, daß er verborgen

bliebe,

bliebe. In der That, wer hätte sich jemals einfallen lassen, den General der schwedischen Reuterey in diesen unterirdischen Abgründen aufzusuchen. Unterdessen wurde Gustav doch entdeckt. Eine Frau, in deren Wohnung er sich alle Abende begab, wurde von ungefähr unter seinen Bauernkleidern eine seidene mit Gold besetzte Weste gewahr. Mehr brauchte es nicht, Verdacht zu erwecken. Man ermangelte nicht, dem Herrn des dasigen Ortes anzuzeigen, daß eine Person von vornehmen Stande in denen Bergwerken arbeitete. Der dalekarlische Edelmann verlangte, diesen vornehmen Schweden zu sehen, und er erkannte Gustaven, mit welchem er auf der Universität zu Upsal studieret hatte. Unterdessen stellete er sich, als kennte er ihn nicht; er ließ ihn aber insgeheim zu sich kommen, bat ihn, sein Haus zu seinem Aufenthalt anzunehmen, und versprach ihm, ihn wider alle zu begegnende Gewaltthätigkeit zu beschützen. Ein solches Anerbiethen wurde mit Freuden angenommen. Gustav hielt sich einige Tage lang bey diesem Edelmanne auf, als wenn er keine andere Absicht gehabt, als sich vor den Verfolgungen seiner Feinde in Sicherheit zu setzen; aber er war zu gleicher Zeit darauf bedacht, sich nach der Macht der Provinz zu erkundigen, und die Gesinnungen der Dalekarlier in Ansehung der Regierung zu erforschen.

Da Gustav erfahren hatte, daß diese Völker die dänische Regierung mit Verdruß ertrugen, unternahm er es, die Provinz zum Aufruhr zu erregen. Er entdeckte sich dieserwegen seinem Wir-

the, und beschwor ihn, ihm in der Ausführung eines so edlen Vorhabens hülfreiche Hand zu leisten. Der für der Gefahr, welcher man sich bloßstellen mußte, erschrockene Edelmann fragte Gustaven: „Wo ist die nöthige Macht, ein so wichtiges Unternehmen zu unterstützen? Was habet „ihr denen feindlichen Truppen für eine Armee „entgegen zu stellen, welche bis hieher geschienen „haben, unserer Freyheiten zu schonen, welche sich „aber auf die erste Bewegung, die ihr sehen lasset, mit Macht in der ganzen Provinz ausbreiten werden?“ Gustav sahe leicht ein, daß in dieser Rede weit mehr Zaghaftigkeit, als Klugheit, war. Die Schwachheit seines Wirthes brachte ihn mehr zum Mitleiden, als zum Zorn. Er hatte ihn weder im Verdacht, daß er die dänische Partey hielt, noch daß er fähig wäre, ihn zu verrathen: er glaubte vielmehr zu bemerken, daß der dalekarlische Herr wohl ein Verlangen nach einer so rühmlichen Unternehmung hätte; aber er getrauete sich nur nicht, die Gefahr derselben mit zu übernehmen. Gustav begnügte sich damit, ihn zu ersuchen, daß er es geheim halten möchte; und da er dafür hielt, daß ihm ein längerer Aufenthalt in seinem Hause nur Unruhe verursachen könnte, so entschloß er sich, daraus sich wegzubegeben. Er reisete des Nachts, damit er seinen Weg desto besser verborgen halten könnte. Nach verschiedenen Tagereisen, die er ganz allein mitten durch Waldungen that, verfügte er sich zu einem andern Edelmann, Peterson genannt, bey dem er mehr Herzhaftigkeit anzutreffen, die Hoffnung hatte.

Gu-

Gustav betrog sich. Sein neuer Wirth war einer von denen niederträchtigen Seelen, die nicht erröthen, die Gunst mit einer Treulosigkeit zu erkaufen. Er stand im Begriff, denjenigen den Dänen auszuantworten, welchen sie mit so vielem Eifer aufsuchten; aber die Frau des Peterson, welche es nicht zugeben konnte, daß man eine Person verrieth, die ihr vielleicht sehr lieb worden war, offenbarete die verrätherischen Absichten ihres Mannes, und ließ Gustaven, nachdem sie denselben einem getreuen Diener anvertrauet hatte, abreisen. Sie ließ ihn zu einem Pfarrer, einem ihrer Freunde, bringen. Dieser Priester war ein Mann voller Eifer für sein Vaterland, mit einem mittelmäßigen Glücke zufrieden, der nach keiner geistlichen Würde strebte, und dem es unmöglich war, die Gesetze der Redlichkeit und der Ehre zu verletzen. Er empfieng Gustaven mit aller Ehrerbiethigkeit und Hochachtung, die er seiner Geburt schuldig war. Er versicherte ihn einer unverbrüchlichen Verschwiegenheit, und damit sein Gast nicht entdeckt werden könnte, so verbarg er ihn an einem Orte in seiner Kirche, der ihm nur allein bekannt war.

Auf Anrathen dieses rechtschaffenen Geistlichen begab sich Gustav nach Mora, wo alle Jahre zu Weihnachten von allen Bauern derer herumliegenden Dörfer eine außerordentliche Zusammenkunft gehalten wurde. Das Volk ist niemals verwägener und unternehmender, als bey diesen Arten von Zusammenkünften, an welchen sie ihre Kräfte gewahr werden. Gustav machte sich den

Umstand zu Nutze, und gieng nach Mora ab. Als er in diesem Dorfe angekommen war, so fand er die Bauern von seiner Ankunft schon benachrichtiget, und in einer Ungeduld, einen durch seine Geburt und Tapferkeit angesehenen Menschen zu sehen, welcher noch mehr durch die Verfolgungen des Christierns, als durch die Gunst des Steno, berühmt war. Ehe sich Gustav öffentlich sehen ließ, kleidete er sich prächtig an, damit er die Aufmerksamkeit des Volks, welches allezeit durch diese äußerlichen Zeichen der Größe gerühret wird, auf sich ziehen mochte; er erschien hierauf in der Versammlung der Dalekarlier. Ein edler Stolz, welcher durch Schmerz gemäßiget war, brachte ihm beydes zugleich, die Hochachtung und das Mitleiden derer Bauern, zuwege. „Die Drangsale unseres Vaterlandes," sagte er zu ihnen, „sind euch mehr als zu wohl bekannt. Es ist „nicht nöthig, euch alle die abscheulichen Blutgerichte, dafür die Hauptstadt dieses Reichs sich „hat entsetzen und erzittern müssen, in Erinnerung „zu bringen. Christiern, der barbarische Chri„stiern, hat sich entschlossen, alle Schweden, „welche vermögend sind, ihre Freyheit zu vertheidigen, auszurotten; besonders aber verabscheuet „er die Dalekarlier, deren Herzhaftigkeit er mehr „als einmal erfahren, und die er als die Vergelter der Tyranney ansieht. Weil ihr euch so „furchtbar gemacht, so habt ihr von einem treu„losen und grausamen Könige alles zu fürchten. „Ehester Tagen wird er in diese Provinz Truppen „einrücken lassen, euch zu entwaffnen, und die

„Dänen

„Dänen werden mit euch, wie mit denen elende-
„sten Sklaven, umgehen, wenn ihr ihnen nicht
„durch eine edle Entschließung zuvorkommt.
„Unsere Väter haben allezeit die Freyheit dem
„Leben vorgezogen. Ahmet einem solchen schö-
„nen Beyspiele nach. Ganz Schweden hat die
„Augen auf euch gerichtet, zu sehen, ob ihr in
„denen Fußtapfen eurer Vorfahren einhergehet,
„und ob ihr den Haß, welchen sie jederzeit gegen
„die fremde Herrschaft haben blicken lassen, er-
„erbet habet. Ich komme hieher, euch zur Be-
„schützung eurer Freyheit sowohl mein Vermögen
„als mein Leben anzubiethen. Meine Freunde
„und alle redlich gesinnete Schweden werden sich
„auf die erste Bewegung, die ihr werdet sehen
„lassen, mit euch vereinigen. Sonst könnet ihr
„auch auf einen ansehnlichen Beystand von Sei-
„ten der alten Bundesgenossen von Schweden
„rechnen; wenn ihr aber gleichwohl an der Zahl
„nicht so viele Truppen als die Dänen habet, so
„werdet ihr doch stark genug seyn, da ihr eure
„Landesleute zu rächen und euer Leben zu vertheidi-
„gen habet. Was mich betrifft, so will ich lie-
„ber mit denen Waffen in der Hand sterben, als
„mich der Gnade und Ungnade eines eben so
„meyneidigen, als grausamen Feindes über-
„lassen.“

Die Dalekarlier beantworteten diese Rede mit einem tausendfachen Geschrey voller Wuth und Drohungen gegen Christiern und gegen alle Dänen. Sie schworen öffentlich, den Tod der Reichsräthe zu rächen, die man auf eine so un-

menschliche Art ermordet hatte. Etliche Dalekarlier wollten sich dem Aufruhr widersetzen, unter dem Vorwande, daß man es denen andern Dörfern kund machen müßte. Die ganze Versammlung aber verwarf einen so verzagten Rath. Die am heftigsten aufgebrachten und alle diejenigen, welche sich wider die Tyranney erkläreten, fanden mit einem allgemeinen Beyfall Gehör. Man griff auf allen Seiten zu denen Waffen, und diese Bauern bathen Gustaven, sie anzuführen, welche von seinem guten Ansehen ganz bezaubert, und über die ansehnliche Länge seiner Gestalt und scheinbaren Stärke seines Leibes voller Bewunderung waren.

Die Dalekarlier brachten auf der Stelle einen Haufen von vierhundert Mann zusammen, und aus dieser Zahl hoben sie sechzehn der ansehnlichsten und vornehmsten von Geburt aus, die sie Gustaven, als seine Leibwache, vorstelleten. Dieser junge Herr wollte sich den Eifer, den alle diese Bauern von sich blicken ließen, zu Nutze machen, und ließ sie gleich darauf gegen den Gouverneur der Provinz anrücken. Sie kamen des Nachts beym Schlosse an. Die Finsterniß und das Schrecken eines unvermutheten Angriffs kamen denen Dalekarliern in ihrem Unternehmen zu Statten. Sie machten sich Meister des Platzes, welcher der Plünderung Preis gegeben wurde. Das Gerüchte und der glückliche Ausgang dieses Feldzugs machte, daß sich fast die ganze Provinz für Gustaven erklärete. Die Bauern verließen haufenweise ihre Dörfer, um sich zu ihm zu begeben.

geben. Es waren auch verschiedene schwedische Edelleute, die bey seiner Armee Dienste nahmen; man machte sie zu Officieren, diese Landvölker anzuführen, welche mehr mit Ungestüm, als Ordnung, stritten.

Gustav durchstrich verschiedene kleine Provinzen, und erregte sie wider die Dänen zum Aufstand. Er schaffte die Auflagen, die Christiern angelegt hatte, ab, und setzte Bevollmächtigte, welche die Steuern einnehmen mußten, die zum Unterhalt seiner Truppen bestimmt waren. Darauf sandte er in ganz Schweden Kundschafter aus, den Adel und die Bauern vorher geneigt zu machen, daß sie, sobald er in ihren Provinzen erscheinen würde, die Waffen ergriffen. Da er eben so viel Geschicklichkeit, als Tapferkeit, besaß, so gewann er durch geheime Unterhandlungen den größten Theil der schwedischen Officiere, welche auf der dänischen Flotte oder bey denen Truppen des Viceköniges in Diensten standen. Kurz, Gustav vergaß nichts, seine Macht zu vermehren, und seinen Feind zu schwächen, und er machte sich nicht eher fertig, in das Herz des Reiches einzudringen, als bis er sich aller Schweden versichert hielt, die bey seinen Feinden in Diensten waren.

Der Vicekönig, welcher besser verstand, die Völker auszuplündern, als das Land zu beschützen, dessen Regierung ihm war anvertrauet worden, erfuhr den Aufstand der Dalekarlier mit plötzlichem Schrecken und Angst. Die dänischen Truppen, welche sich damals im Reiche befanden, wa-

ren durch die schlechte Mannszucht und das Davonlaufen sehr geschwächt. Auf die Hülfsvölker konnte man auch wenig rechnen, so wie auf die Ausländer, welche bey denen bürgerlichen Kriegen allezeit zur Veränderung bereit sind, wenn sie eine vortheilhaftere Partey finden. Die Tapferkeit des Gustavs war ohnedem dem Vicekönige furchtbar, welcher den Zorn dieses jungen Herrn befürchtete. Noch mehr aber furchte er sich für der Ungnade des Christierns, welcher allezeit in seinem Zorne schrecklich, und seit dem Blutbade zu Stockholm weit wilder, als jemals geworden war. Dieser Fürst unterstund sich nicht, Dänemark zu verlassen, aus Furcht, seine Unterthanen, denen er ein Abscheu geworden war, möchten sich in seiner Abwesenheit wider ihn empören. Unterdessen empfand er über den Aufruhr der Schweden die größte Unruhe. Er schrieb an den Vicekönig, daß er seine Armee sollte aufbrechen lassen, um die unruhigen Köpfe wieder zu Paaren zu treiben, und ließ zugleich Gustaven andeuten, daß er, daferne er erführe, daß er sich wieder an der Spitze der Rebellen sehen ließ, seine Mutter und Schwester des schmählichsten und grausamsten Todes würde sterben lassen.

Gustav, ohne sich über diese Drohungen zu beunruhigen, rückte mit seinen Dalekarliern immer weiter vorwärts, und bemächtigte sich verschiedener wichtiger Plätze. Die Regierung zu Lübeck fieng damals an, sich für ihn zu erklären; sie verkaufte ihm aber die Hülfe, so sie ihm leistete,

stete, sehr theuer. Durch seinen guten Fortgang angefrischt, rückte Gustav gerades Weges vor Stockholm. Der Vicekönig und der Erzbischof von Upsal, welche von der Treue der Bürger wenig versichert waren, und welche befürchteten, in die Hände ihres Todfeindes zu gerathen, flüchteten mit der größten Eilfertigkeit nach Dänemark, und überließen die Regierung von Stockholm einem alten Officier, welcher in der Stadt solche gute Anstalten vorkehrete, daß die Einwohner nicht im Stande waren, das geringste zu unternehmen.

Die Dänen hatten alle Tage neuen Verlust. Christiern, um sich dafür zu rächen, ließ die Schwester und Mutter des Gustavs ins Meer werfen, und befahl allen Befehlshabern in denen Plätzen, die ihm in Schweden noch übrig waren, alle unter seinen Truppen dienende Schweden umzubringen. Dieser grausame Befehl wurde nur allzugenau vollzogen. Gustav auf seiner Seite gab wider die Dänen gleiche Befehle. Einige Zeit darnach berief er auf eine feyerliche Art die Hauptstände des Reichs nach Vadestene zusammen, um der Regierung eine gewisse Gestalt zu geben, und hauptsächlich daselbst sein Ansehen zu befestigen und erkennen zu lassen, das er bloß durch seinen Degen und durch die Wahl einiger Bauern aus Dalekarlien erhalten hatte.

Diese Versammlung bestund fast nur aus Kriegsleuten und verschiedenen Edelleuten, welche von Christiern in die Acht erkläret worden waren. „Ihr sehet," sagte ihnen Gustav, „in welcher

„Ver-

„Verfassung unsere Sachen gegenwärtig stehen;
„es ist Zeit, einen Reichsverweser zu wählen,
„welcher im Stande ist, der Tyranney der Dä-
„nen den letzten Stoß beyzubringen. Man muß
„die erschrockenen Feinde ängstigen, sie durch ihre
„eigene Furcht zu besiegen suchen. Ich verlange
„nicht, daß meine Dienste eure Wahl zwingen
„sollen, und ich werde der erste seyn, denjenigen
„dafür zu erkennen, welchem ihr eure Stimmen
„geben werdet. In welchen Rang ihr mich
„auch setzen werdet, so werde ich mich für allzu-
„glücklich schätzen, für die Behauptung unserer
„Freyheit zu streiten, und dafür mein Leben in
„die Schanze zu schlagen.“

Die Stände beantworteten diese Rede mit lauter Lobeserhebungen und Glückwünschungen, welche der Tapferkeit und der Bescheidenheit des Gustavs gebührten. Er wurde mit einhälliger Stimme zum Generalgouverneur, und zum obersten Reichsverweser von Schweden erwählet. Man wollte ihm die Würde eines Königes beylegen; aber er schlug es standhaft aus, und begnügte sich mit einem bescheidenen und dem Zustande seines gegenwärtigen Glücks gemäßern Titul.

Gustav ließ die Versammlung von sich, und war bedacht, seine Eroberungen weiter fortzusetzen. Der glückliche Ausschlag seiner Waffen, die Zahl und die Tapferkeit seiner Truppen, die Gunst und der Beyfall derselben flößten ihm solche Gedanken ein, die mit seinem Heldenmuthe und Ehrbegierde übereinstimmten. Die Haupt-

sache war gleich anfangs, die Dänen aus Schweden zu vertreiben, welche noch immer von der Hauptstadt und von verschiedenen Provinzen Meister waren. Es fehlete Gustaven am Gelde. Er verpfändete alle seine Familiengüter und warb neue Truppen an. Zween seiner Generale belagerten endlich Stockholm, welches sie eine Zeitlang eingesperret gehalten. Der Administrator durchstreifte an der Spitze eines fliegenden Lagers alle Provinzen mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit. Er machte selbst alle Entwürfe. Die Verschwiegenheit seiner Absichten und die Geschwindigkeit seines Marsches ließen denen Dänen keine Zeit, sich denenselben zu widersetzen. Obgleich Gustav Muth genug besaß, so grif er dennoch seine Feinde nicht sogleich an, sondern nur bey vorkommender Gelegenheit und mit Vortheil; er wußte durch geheime Unterhandlungen den Ausgang der Dinge zu richten, und nach seinem Nutzen alle Triebfedern der feinsten Staatsklugheit in Bewegung zu setzen.

Die beyden Generals, welche die Hauptstadt belagerten, wurden von denen Dänen geschlagen, und Gustav sahe wohl ein, daß er diese Stadt niemals einbekommen würde, so lange er keine Schiffe hätte, damit er die Feinde, welche Herren von der See waren, abhalten könnte, Hülfstruppen in die Festung zu werfen. Die Regierung zu Lübeck versahe ihn auf sehr harte Bedingungen mit einer Flotte. Alsdann sahe sich der Administrator im Stande, Stockholm zu belagern. Die Einnahme dieser Hauptstadt sollte alle Unternehmun-

nehmungen des schwedischen Helden krönen. Während der Zeit, daß dieser Fürst bemühet war, sein Vorhaben glücklich zu Stande zu bringen, so erfuhr er eine Nachricht, welche ihm eine ungemein große Freude erweckte, und ihm Hoffnung machte, alle seine kriegerischen Unternehmungen bald auf eine vortheilhafte Art geendiget zu sehen.

Christiern fuhr fort, die Dänen zu unterdrücken. Das über eine so tyrannische Regierung zur Verzweifelung gebrachte Volk emporete sich wider diesen unwürdigen Monarchen. Man setzte ihn ab, und fertigte ihm darauf das abgefaßte Instrument seiner Absetzung gerichtlich zu. Dieser Fürst, welcher die Zusammenverschwörung im ganzen Reiche vor allgemein hielt, dachte nicht daran, die Rebellen zu Paaren zu treiben, noch seine Krone zu verfechten. Er trauete der ganzen Welt nicht; sogar seine Leute und Hofbedienten waren ihm verdächtig geworden. Er fürchtete alle Augenblicke dem Fürsten a), welchen die Aufrührer auf den dänischen Thron gesetzt hatten, ausgeantwortet zu werden. Man sahe Christiern damals bey denenjenigen von seinen Unterthanen, mit denen er auf das schimpflichste umgegangen war, auf eine niederträchtige Art um Beystand und Rath betteln. Sein Unstern stellete ihn denen Augen der Völker, so wie er wirklich war, dar, das ist, als den verachtlichsten unter allen Menschen. Er wollte lieber wie ein schlechter Mensch am Leben bleiben, als wie ein

König

a) Dem Herzog von Holstein, Oheim des Christierns.

König sterben. Er nahm seine Zuflucht zum Kayser, seinem Schwager, in der Einbildung, daß ganz Deutschland die Waffen ergreifen würde, ihn wieder auf einen Thron zu setzen, auf welchem er sich selbst hätte erhalten können, wenn er nicht eben so feig, als grausam, gewesen wäre.

Diese Begebenheit konnte nicht anders, als Gustaven vortheilhaft seyn. Dieser Fürst war damals mit der Belagerung vor Stockholm beschäfftigt. Die geschwächte Besatzung, welche überdem zu Wasser und zu Lande, und noch mehr von denen Bürgern, geängstiget wurde, bot sich zur Uebergabe an, und die Dänen verlangten keine andere Bedingung, als den Sold, der ihnen, so lange sie in der Festung gewesen, nicht ausgezahlet worden war. Gustav wollte aus Staatsabsichten von keiner Capitulation hören. Dieser Fürst, welcher nach der Krone strebte, fürchtete, es möchten die Eroberung der Hauptstadt und der im ganzen Reiche darauf zu erfolgende Friede nur den Undank bey der Sicherheit gebähren. Es war ihm sehr lieb, daß die Ungewißheit der Belagerung von Stockholm denen Schweden einige Unruhe verursachte, und ihn unentbehrlich und wichtig machte.

Gustav, welcher die Früchte seiner Bemühungen nicht verlieren wollte, ließ die Stände der Nation zusammen kommen. Wie man zuerst Reichsräthe wählen mußte, um die Stellen dererjenigen, welche bey dem Blutbade zu Stockholm umgekommen waren, wieder zu besetzen, so sah er dahin, daß keine andere, als solche, die

ihm gänzlich ergeben waren, gewählet wurden. Nach dieser Wahl versammlete man sich zu Stregneß, und der Sprecher von denen Ständen stellete in seiner Rede vor, daß Schweden bey gegenwärtigen Umständen einen wachsamen, arbeitsamen, muthigen König nöthig hätte, und welcher durch seine Tapferkeit und Klugheit vermögend wäre, sich denen ungerechten Ansprüchen der Dänen zu widersetzen. Er durfte sich nicht viel Mühe geben, zu zeigen, daß alle diese große Eigenschaften in der Person des Gustavs vereinigt anzutreffen wären. Der Redner schloß damit, daß man, nach so vielen Diensten, die der Administrator Schweden geleistet, ihm, ohne die größte Unbilligkeit zu begehen, den Titul und die Macht eines Königes nicht versagen könnte.

Die ganze Versammlung fiel dieser Rede bey, und rief Gustaven zum König aus. Dieser Fürst war über die Zuneigung erfreuet, welche ihm die Schweden bey dieser Gelegenheit bezeigten. Anfanglich wollte er sich weigern, die Krone anzunehmen; aber sie brachen alle sämmtlich in Geschrey und Bitten aus, und setzten so stark in ihn, daß er sich endlich darein ergeben mußte. Er bestieg den Thron, zu welchem er sich durch seine Geschicklichkeit und Tapferkeit den Weg gebahnet hatte. Er wurde öffentlich als König von Schweden und beyder Gothen erkannt. Man wollte, daß er sich gleich auf der Stelle sollte krönen lassen; aber er vermied auf eine geschickte Art diese Ceremonie, weil er nicht Willens war, den Eid abzulegen, welchen allezeit

die

die Prälaten des Reichs bey dergleichen Gelegenheit für die Aufrechthaltung ihrer Rechte und ihrer Freyheiten forderten.

Gustav lud alle Reichsräthe ein, zu seiner Armee zu kommen, um der Einnahme von Stockholm mit beyzuwohnen. Diese Stadt ergab sich, und man ließ dem Könige in der ganzen Einrichtung des Vergleichungstractats völlige Macht und Gewalt. Sobald Gustav von seiner Residenz Besitz genommen hatte, so fieng er an, als König, und zwar als ein groser König zu handeln. Das Volk, welches so lange von denen Dänen war unterdrückt worden, fieng an, sich zu erholen, und vergaß seine alten Drangsale. Gustav sandte zu dem Priester, welcher ihm ehemals eine Freystätte eingeräumet hatte; da er aber erfahren hatte, daß er gestorben war, ließ er zum Denkmaal seiner Erkenntlichkeit auf dem Gipfel der Kirche, an welcher der rechtschaffene Geistliche als Pfarrer gestanden, eine Krone von vergoldetem Kupfer setzen.

Der Erzbischof von Upsal erfuhr die Erhebung Gustavs zum Throne von Schweden mit dem äußersten Verdrusse. Trolle verlor dadurch alle Hoffnung, in sein Vaterland wieder zurück zu kehren, und in seine vorige Würde wieder eingesetzet zu werden. Dieser Prälat hielt sich beständig in Dänemark auf, wo er unbekannt, sowohl von denen Dänen verachtet, als am Hofe vergessen lebete, welcher die Verräther niemals anders achtet, als zu der Zeit, da er sie für brauchbar und nöthig hält. Da die-

ser unwürdige Erzbischof sich durch nichts anders, als durch neue Verräthereyen, in Ansehen bringen konnte, so stellete er ihm vor, daß ihm die schwedische Krone rechtmäßiger Weise zugehörete, und daß er dieselbe nicht länger auf dem Haupte des unrechtmäßigen Besitzers lassen sollte. **Trolle** setzete hinzu, daß die Geistlichkeit beständig noch die vorige Zuneigung gegen Dänemark hegete, und daß er unter denen Schweden Anhänger finden würde, so bald er nur seine gerechten Ansprüche wollte geltend machen. **Friederich**, welcher sich durch die Rede des Prälaten blenden ließ, ließ sich zum Könige von Schweden krönen, und schickete in dieses Reich einen Gesandten ab, welcher denen Reichsständen, die zu Südercopine versammlet waren, darthun sollte, daß sie sich nicht entbrechen könnten, nach dem calmarischen Tractate seinen Herrn für ihr Oberhaupt zu erkennen. Der Gesandte strich hierauf mit vieler Weitläuftigkeit die Macht und die guten Eigenschaften **Friederichs** heraus, und setzete hinzu, daß sich die Schweden nach dem Beyspiele der Norweger der Herrschaft dieses Fürsten unterwerfen sollten, welcher dadurch mehr in Stand gesetzet würde, sie wider **Christiern** zu beschützen, welcher sich rüstete, mit der gesammten Macht des Römischen Reichs in seine alte Staaten wieder einzudringen.

Man gab dem Gesandten zur Antwort, daß Schweden seine Könige nicht mehr aus seinen Feinden wählete, daß das ganze Reich, welches **Gustaven** seine Wohlfahrt zu danken hätte,

hätte, ihn zum Oberherrn erwählet, und daß dieser Fürst sich sehr wohl auf dem Throne, dessen Besitz ihm seine Verdienste und Tapferkeit verschafft hätten, zu erhalten wüßte. Man erklärete darauf den Erzbischof von Upsal als einen Verräther und Feind des Vaterlandes, indem er Friederichen gekrönet; und die Schweden in der Hitze ihres Eifers verbanden sich durch eine rechtsbeständige gerichtliche Handlung, alles, was Gustav für die Erhaltung seiner Krone unternehmen würde, gut zu heißen, und es wurde fest ausgemachet, daß seine Feinde für Feinde des Staats und der Nation sollten gehalten und angesehen werden.

Der dänische Gesandte gieng aus Schweden weg, und Gustav sandte einen nach Dänemark. Der schwedische Gesandte that diesem Fürsten in einer öffentlichen Audienz, die ihm Friederich zugestand, die Erklärung, daß der König sein Herr keinesweges gedächte, sich mächtiger und größer zu machen; daß aber auch seine Truppen und Festungen in so gutem Zustande sich befänden, daß er seinen Feinden Trotz böte, sich nur einer Hand breit Landes in seinem Reiche zu bemächtigen. Friederich bemerkte aus dieser standhaften Rede, daß Gustav von Seiten der Dänen nichts fürchtete; er bot dem Gesandten an, mit dem Könige von Schweden ein Angriffs- und Schutzbündniß wider Christiern zu errichten, und er schickete Gustaven die Witwe des Administrators Stenons und alles schwedische vornehme Frauenzimmer, welches

von dem stockholmischen Blutbade an in Dänemark gefangen gesessen hatten, wieder zurück.

Da sich Gustav von seinen Nachbarn gefürchtet und von seinen Unterthanen geliebet sah, machete er einen Anschlag, welcher seinen Vorfahren allezeit traurig gewesen war; er entschloß sich, die Geistlichen zu demüthigen, welche ihm wegen ihrer großen Reichthümer und wegen ihrer Neigung, die sie für die dänische Herrschaft unterhielten, verdächtig und verhaßt waren. Der König wurde in seinem Vorhaben von dem Kanzler Larz Anderson unterstützet. Dieser war ein Mensch von geringer Herkunft, aber voller Ehrgeitz, von einem erhabenen und großen Geiste, geschickt und beredt, kühn in Rathschlägen, fruchtbar an Mitteln und Wegen, dieselben auszuführen, und allezeit mit wichtigen Entwürfen angefüllt: da er bey dem geistlichen Stande, welchen er im Anfange ergriff, sein Glück nicht hatte machen können, so wurde er ein Feind der Geistlichkeit. Gustav, welcher die Gesinnungen des Andersons kannte, sagete ihm im Vertrauen, daß er sich nimmermehr für einen wahrhaftigen König halten würde, so lange er nicht Herr von allen Festungen der Bischöfe wäre, und wenn er nicht die Güter und Gerechtsamen der Krone, die seine Vorgänger zum Besten der Geistlichen davon entwandt hätten, wieder zu seinen Domainen geschlagen hätte; der König gestund ihm aber zugleich seine Furcht, daß dieses Unternehmen neue Unruhen im Reiche anrichten, und daß ihm die Schweden, welche

für

für die Geistlichen eingenommen wären, es als ein Religionsverbrechen anrechen möchten, wenn er sich an denen Einkünften, die das Volk Gott geheiliget zu seyn glaubete, vergriffe, ob sie gleich müßigen und von Pracht und Eitelkeit aufgeblasenen Leuten zu Theil wären, und welche allezeit bereit wären, die Wohlfahrt des Reichs ihrem Ehrgeize aufzuopfern.

Der Canzler, welcher die neuen Meynungen des **Martin Luthers** eingesogen hatte, ermangelte nicht, dem Entwurfe des Königes Beyfall zu geben, und brachte ihm solche Gründe bey, welche den schwedischen Monarchen völlig zu dem festen Entschlusse brachten, diejenige Partey zu ergreifen, welche für die Königliche Gewalt die vortheilhafteste war. **Gustav** betrug sich bey einer so kützlichen Sache als ein erfahrner Mann und großer Staatsverständiger: einmal fest entschlossen, sich von der Unterwürfigkeit der Römischen Kirche los zu machen, gebrauchete er die Vorsicht seine wahren Gesinnungen zu verhelen, aus Besorgniß, seine Unterthanen, welche der Römischen Religion sehr zugethan waren, nicht schüchtern zu machen: er unterstützte heimlich alle diejenigen, welche die Lehre des **Luthers** annahmen; und als er sah, daß diese neue Lehre in dem Reiche weit genug um sich gegriffen, so erhielt er von dem Reichsrathe einen Urtheilschluß kraft dessen dem Könige erlaubet war, zur Verpflegung und Unterhalt der Truppen zwey Dritheile von denen Zehenden, die denen Geistlichen zustunden, zu erheben.

Diese Verordnung war ein Donnerschlag, welcher die Bischöfe, die Priester und die Mönche entsetzete und darniederschlug; sie sahen wohl, daß man ihren Untergang geschworen hatte, und sie beschlossen, sich denen Absichten des Königs entgegen zu setzen. Es wurde alle Jahre ein großer Jahrmarkt ohnweit Upsal gehalten, wo sich eine außerordentliche Menge Bauern, aus allen benachbarten Provinzen einfand: Die Geistlichen machten sich diesen Umstand zu Nutze, das Volk zu einen Aufruhr zu vermögen. Gustav bekam Nachricht davon; er begab sich an der Spitze eines Corpo Reuterey auf diesen Jahrmarkt. Seine unvermuthete Ankunft setzete die Aufrührer in Furcht und Schrecken; er fragete sie mit einer gebieterischen Mine, wer ihnen die Regierung des Staats aufgetragen hätte: „Wisset ihr nicht, sagete er zu ihnen, daß „die Geistlichen weit gefährlichere Feinde sind „als die Dänen selbst? Nur eure Erleichterung „hat man zum Zweck, und ihr ergreifet die „Waffen wider eure Wohlthäter? Wollet ihr, „um der Geistlichkeit wohl zu wollen, daß man „euch mit Auflagen beschwere?„ Der König schmeichelte sich, sie zu besänftigen, und sie durch diese Rede auf seine Seite zu bringen; da aber diese Bauern mit aller Wuth ausgeschrien hatten, daß sie nimmermehr gestatten würden, daß man ihnen ihre Glocken und ihr Kirchengeschirre wegnehme, so wurde Gustav über ihre Verwägenheit aufgebracht, und gab seinen Truppen Befehl, Feuer auf die unruhigen Köpfe zu geben.

ben. Dieser beym Anblick der Gefahr in Schrecken gerathene Pöbel wirft sich zu Füßen, und flehet um Gnade. Der König läßt die am widerspenstigsten gewesen, in Verhaft nehmen; die andern verstecken sich unter den Haufen; die Rotte zerstreuet sich in einem Augenblick, und ein jeder begiebt sich in aller Eile nach Hause, voller Ehrerbietung und Furcht vor einem Fürsten, welcher sich sowohl Gehorsam zu verschaffen wußte.

Die Mönche, und vornehmlich die Bettelmönche, liefen in allen Provinzen umher, unter dem Vorwande der Almosen, die sie zu ihren Unterhalt einsammlen mußten; in der That aber geschahe es, das Mißvergnügen unter dem Volke zu unterhalten. Sie stifteten heimlich in allen Dörfern böse Händel an, sie braucheten ihre Betschwestern zu allerhand Anzettelungen, und redeten vom Könige in den unanständigsten Ausdrücken, gleich als wenn der Eifer, den sie sich stellten für die Vertheidigung des Catholischen Glaubens zu beweisen, den Geist des Aufruhrs gerechtfertiget hätte.

Gustav, welcher sein Vorhaben keinesweges aus den Augen verlor, unternahm es, den Bischöfen alle Festungen, so ihren Bisthümern zugehöreten, aus ihren Händen zu entreißen, und wegen aller der Güter, welche die Geistlichen bishieher sich unrechtmäßiger Weise angemaßet, eine Untersuchung anzustellen. In dieser Absicht berief er die Reichsstände zusammen, und der Canzler machete mit einer dringenden Rede

über die Bedürfnisse des Reichs die Eröffnung. Er stellete im Namen des Königes der Versammlung vor, daß noch keine Anlage wäre errichtet worden, wovon die Truppen sollten besoldet werden; daß die meisten Gränzfestungen nöthig hätten, befestigt zu werden; daß wenig Schiffe in den Häfen vorhanden, und daß die Zeughäuser von allem nöthigen Geräthe entblöset wären. Er vergaß nicht, denen Schweden zu verstehen zu geben, daß Christiern noch auf Ausführungen der Rache gegen sie bedacht wäre, und er erinnerte sie bey dieser Gelegenheit an allen denen Grausamkeiten, die dieser Fürst im Reiche verübet. Er schilderte, auf eine lebhafte und rührende Art, den schrecklichen Zustand, worein Schweden unter der Herrschaft dieses Wüthrichs war gestürzet worden. Den ermordeten Reichsrath, die Plünderung, die Mordthaten, die Feuersbrunst, die Schändung des andern Geschlechts, und alle die entsetzlichsten Schandthaten, die von einem Fürsten waren gebilliget worden, welcher nicht einmal achtete, einen Vorwand zu seiner Wuth vorzubringen; das Ansehen und die Belohnungen der Verräther, welche noch viel unerträglicher als ihre Verräthereyen waren: mit einem Worte er schilderte das ganze Reich als einen Raub der blutdürstigen Feinde, oder der treulosen Schweden, welche noch grausamer als die Dänen selbst waren. „Ihr wisset, fuhr er fort, „daß der König allein den großmüthigen Vor„satz fassete, Schweden von so vielen Drangsa„len zu befreyen, er hat sich vor uns den größ-

„ten

„ten Gefährlichkeiten ausgesetzet, und er hat nie „weder sein Vermögen noch sein Leben für un„sere Beschützung geschonet. Schweden frolo„cket endlich durch die Tapferkeit unsers Königs „über seine Feinde; aber dieselben Dänen, die „Urheber aller unserer Bedrängnisse, sind bereit, „mit der gesammten Macht des Römischen Reichs „in dieses Reich wieder einzudringen. Wie wird „man ihnen widerstehen können, wenn man dem „Könige nicht die Mittel an die Hand giebt, „den Krieg zu unterhalten? Die Krongü„ter sind, durch die unrechtmäßigen Nutzungen „derer Geistlichen so geschwächet, daß die Ein„künfte kaum hinreichend sind, den Hof des Für„sten zu unterhalten.

„Die Religion, ihr wisset es, hat jederzeit „den Bischöfen zur Beförderung ihres Ei„gennutzes und zur Anrichtung ihrer Macht die„nen müssen; sie haben sich durch unrechtmäßi„ge Wege die besten Lehne und die vornehmsten „Festungen des Reichs angemaßet. Diese Prä„laten, welche in der Folge der Zeit reicher und „mächtiger als ihre Oberherren worden sind, „haben sich oft wider unsere Könige empöret: „sie sind es, welche durch ihren Ehrgeiz alle „einheimische und auswärtige Kriege veranlas„set haben, welche Schweden seit mehr als einen „Jahrhunderte her verwüstet haben. Man hat „gesehen, wie sie den Feind ins Reich gerufen, „ihn in ihre Festungen eingelassen, und wie sie „weder Verräthereyen noch Treulosigkeit gespa-

„ret, um ihren Empörungen einen glücklichen „Ausgang zu verschaffen.

„Der Reichsrath, welcher die Bedürfnisse „des Reichs kennt, und welcher weiß, wie sehr „die Macht und die unmäßigen Reichthümer „der Bischöfe, der Ruhe Schwedens nachthei„lig sind, hat weislich verordnet, daß man zur „Pflege und Unterhalt der Truppen die zwey „Drittheile von dem Zehenden anwenden sollte. „Der König verlanget heute eine neue Bestäti„gung dieser Verordnung; daß die Geistlichen „unverzüglich alle Güter, die sie unrechtmäßig „besäßen, wieder abgeben; daß sie wie die an„dern Unterthanen zum Unterhalte der Truppen „das Ihrige beytragen; daß die Prälaten ver„schiedenen Rechten, welche den Familien „verderblich sind, entsagen; daß sie ihre Festun„gen, welche nur oft den Aufrührern und Wi„derspenstigen zur Freystadt dienen, in die Hände „des Fürsten übergeben, und daß man die Bi„schöfe auf ewig von dem Reichsrathe ausschlies„se, ohne daß es ihnen jemals erlaubet sey, sich „künftig in die Regierung zu mischen.„

Man stellet sich leicht vor, daß alle Geistlichen und ihre Anhänger sich äußerst bemüheten, sich denen Wirkungen, welche diese Rede thun sollte, zu widersetzen. Es entstunden unter den verschiedenen Gliedern der Stände heftige Streitigkeiten. Zuletzt wurde durch einen feyerlichen Schluß ausgemachet, daß die Bischöfe an die Officiers des Königs ihre Festungen übergeben; daß sie ihre Truppen und die Besatzungen, die

sie

sie hielten, abdanken sollten; daß die Prälaten nicht mehr zum Reichsrathe zugelassen werden könnten, weil sie dieses an ihren geistlichen Verrichtungen verhinderte; daß sie die rechtmäßigen Erben a) der Geistlichen nicht mehr von ihrer Erbschaft ausschließen; daß sie sich nicht mehr die Strafgelder noch die eingezogene Güter, welche den Rechten der Krone zuständig, anmaßen sollten; daß man das überflüssige Silbergeräthe der Kirchen und die unnöthigen Glocken zur Bezahlung der Regierung b) zu Lübeck anwenden; daß man alle diejenigen Kirchengüter, welche die Geistlichkeit seit dem Verbote des **Königs Canutson** durch gemachte Stiftungen erlangt hätte, wieder mit den Cammergütern des Fürsten vereinigen wollte; daß der Adel die Güter, die er bey der Kirche verpfändet, wieder einziehen könne, wenn er das Pfandgeld erlegete; daß die zwey Drittheile der Zehenden, welche der meiste Theil der Bischöfe und Aebte genoß, auf Rechnung zum Unterhalt der Truppen in Verwahrung gegeben werden sollten, so lange man den Krieg im Reiche befürchten könnte, und daß man während des Friedens diese Güter zu Anlegung und Unterhalt öffentlicher Schulen, und zur Grundlegung der Armenhäuser in allen Provinzen

a) Die schwedischen Bischöfe hatten sich, ein jeder in seinem Kirchspiele, zu Herren über die Verlassenschaft aller Geistlichen gemacht, welche ohne ein Testament zu machen, starben.
b) Die Regierung zu Lübeck hatte Gustaven, ehe er den Thron bestieg, Geld vorgeschossen.

vinzen anwenden wolle; daß man diejenigen von der Geistlichkeit, welche sich unterstiengen, jemanden um blos weltlicher Vortheile willen aus der Kirchengemeine zu stoßen, auf das schärfste bestrafen würde; daß die Stadträthe denen Landstreifereyen der Bettelmönche Einhalt thun, und daß der König über die Gerechtsamen und Freyheiten der Geistlichkeit nach seiner Willkühr freye Macht und Gewalt haben solle.

Vermöge dieser Eröffnung befand sich **Gustav** als Herr so zu reden über die Religion und über die Güter der Kirche. In kurzer Zeit gewann der **Lutheranismus** vielen Fortgang. Der größte Theil der Geistlichen nahm ohne Schwürigkeit eine Lehre an, die ihnen erlaubte, sich zu verheiraten. Diejenigen, welche bey der Religion blieben, wandten sich zu denen Dalecarliern, welche der Römischen Kirche zugethan waren, und die sie mit den Waffen vertheidigen wollten. **Gustav** trieb diese Aufrührer zu paaren, und zwang sie, dem Beyspiele zu folgen, das ihnen der übrige Theil des Reichs gab.

Alles gieng dem Könige nach seinen Wünschen und sogar weit über sein Erwarten und Hoffen glücklich von statten. Die Veränderung, die er in der Religion vornahm, schien ihm das glücklichste und wichtigste Geschäfte in seiner Regierung zu seyn. Es dünkete ihm, als hätte er Schweden zum zweyten male von der Geistlichkeit erobert, die ihm nicht weniger furchtbar war als die Dänen. Es fehlete der Glückseligkeit dieses Fürstens nichts mehr, als daß er

seine

seine Krone, welche eine Wahlkrone war, seinen Kindern a) und Nachkommenschaft versichert sähe. Obgleich der schwedische Adel ungemein stark über das Recht hielt, ihre Landesherren zu wählen, so begab er sich doch dieser schönen Freyheit einem Fürsten zu Gefallen, welcher Schweden zu einer so hohen Stufe des Ruhms erhob. Man machete ein feyerliches Gesetz, welches den Kindern des Gustavs und ihren Nachkommen die Krone und unumschränkte Gewalt versicherte.

Christiern wollte einige Versuche wagen, den Thron wieder zu besteigen; allein sie gelungen ihm nicht. Er spielete in Holland viele Jahre die traurige Rolle eines Königs ohne Krone, und beschloß elendiglich in Dänemark sein Leben, wo er wie ein Gefangener war. Dahingegen lebte Gustav glücklich auf dem Throne; er war allezeit von einem zahlreichen Hofe begleitet, welcher die Neubegierde und die Bewunderung der Völker erweckete. Alle Sachen giengen geradesweges an ihn, und ein ieder fand einen freyen Zutritt zu ihm. Er übete aufs genaueste Gerechtigkeit und so gar mit großer Strenge. Wie er ohne Generale den Krieg geführet, so regierete er auch im Frieden ohne Minister. Dieser große Fürst hatte nie etwas anders als seinen Ruhm und die Glückseligkeit

a) Gustav vermählete sich mit einer Lutherischen Prinzessin, welche die älteste Tochter des Herzogs von Sachsen-Lauenburg war.

ligkeit seiner Unterthanen zum Gegenstande. Angebetet vom Volke und vom Adel verehret starb er im 70sten Jahre seines Alters, und hinterließ die Krone einem Sohne, a) welcher von seinem Vater einen großen Abstand litt, und welcher ohne Zweifel die Ursache war, warum es die Schweden bereueten, dem Rechte, ihre Landesherren zu wählen, entsaget zu haben.

Verschwörung des Wallensteins wider den Kaiser Ferdinand II. 1634.

Ehe ich mich in die umständliche Erzählung dieser Zusammenverschwörung einlasse, so will ich erst denjenigen kennbar machen b), welcher

a) Er hieß Erich. Gustav, welcher ihn nicht liebete, hätte gerne gesehen, wenn er die Krone auf seinen zweyten Sohne hätte vererben können.

b) Sarasin hatte diese Zusammenverschwörung zu beschreiben über sich genommen; er hat uns aber nur den Anfang dieses Werkes hinterlassen, woraus ich das Bildniß des Wallensteins, und einige andere Stücke, so diesen berüchtigten Rebellen betreffen, genommen habe.

welcher der Urheber davon war. Albert Wallenstein war der Sohn eines Freyherrn aus Böhmen. Er wurde in der protestantischen Religion erzogen, und man wollte ihm einigen Vorschmack von denen Wissenschaften beybringen, aber seine Lehrer sahen sich genöthiget, ihn aus ihren Schulen zu jagen, weil er, statt dem Studiren abzuliegen, sich nur damit beschäftigte, wider seine Schulgesellen Rotten anzurichten, und sie wider den Gehorsam und Zucht aufzuhetzen. Man sieht, daß sich seine Neigungen bey guter Zeit äußerten. Nachdem er die Schule verlassen, machete man ihn bey dem Marquis von Burgau, einem Sohne des Erzherzogs Ferdinands von Inspruck zum Pagen. Als der junge Wallenstein eines Tages aus einem sehr hohen Fenster, worauf er eingeschlafen, ohne sich zu beschädigen herabgefallen war, so wurde er Catholisch; und da er sich damals einbildete, daß er zu etwas großen versehen wäre, so fieng er an zu reisen, er durchstrich Deutschland, England und Frankreich, er schickete sich in alle Sitten und Gewohnheiten dieser unterschiedenen Länder, er erkundigte sich nach ihrer Lage, nach ihren Gesetzen und nach ihrer Macht, er nahm von jeglichem, was ihm das beste dünkte, er besuchte Italien und blieb endlich zu Padua. Daselbst bereuete er, daß er die Erlernung der schönen Wissenschaften, die einem großen Manne allezeit nützlich sind, verabsäumet hatte. Er bemühete sich damals, sich einige Kenntniß der Künste zu verschaffen,

schaffen, und trieb vornehmlich die Wissenschaften, die ihm zu seinen Absichten am nützlichsten zu seyn schienen, ich will sagen die Staatskunst und Sterndeuterkunst. Er kam darauf nach Böhmen zurück, den Kopf voll von weit aussehenden Entwürfen. Da er wohl einsah, daß es ihm bey einem so mittelmäßigen Glücke, wie das seinige war, nicht möglich war, nur einen einzigen seiner Anschläge, die ihm sein Ehrgeiz an die Hand gab, auszuführen, so suchte er sich eine sehr reiche Witwe, und die aus einem vornehmen Hause war, zur Gemahlin. **Wallenstein** behielt vor seinen Mitbewerbern, welche die mächtigsten Herren im Reiche waren, den Vorzug. Seine Gemahlin starb ohne Kinder, und setzete ihn zum Erben ein. Da er ein Besitzer von einem so unermäßlichen Vermögen ward, so war wohl nichts zu erdenken, wornach er nicht streben durfte, und es mangelte ihm an keiner von denen Eigenschaften, die einem Haupte einer Zusammenverschwörung nöthig sind.

Albert Wallenstein besaß einen großen und verwegenen Geist, aber er war unruhig und ein Feind der Ruhe; er hatte einen gesunden starken Körper, eine vortheilhafte Leibesgestalt, eine mehr majestätische als angenehme Gesichtsbildung. Von Natur war er sehr mäßig, er schlief fast gar nicht, beständig arbeitsam, er konnte Frost und Hunger sehr leicht ausstehen, er floh die Wollüste, redete wenig, dachte viel, er schrieb alle seine Briefe selbst, im Kriege

tapfer

tapfer und überlegend, bewundernswürdig, wenn es darauf ankam, Truppen auf die Beine zu bringen, oder ihnen Unterhalt zu verschaffen, streng bey Bestrafungen, verschwenderisch mit Belohnungen, allezeit standhaft im Unglücke, bescheiden in der Noth, zu allen andern Zeiten aufgeblasen und stolz, über die Maaßen ehrgeizig, neidisch über eines andern Ruhm, eifersüchtig auf den seinigen, unversöhnlich im Hasse, grausam bey Ausübung der Rache, jachzornig, er liebete die Pracht, die Pralerey und die Veränderung, er war in allem auf seinen Nutzen bedacht, und hatte das Ansehen, als bemühe er sich nur um das gemeine Beste, ein Verächter der Religion, opferte er dieselbe der Politic auf, verschlagen im höchsten Grade, sehr einsehend in die Absichten eines andern, ungemein geschickt, die seinigen zu verbergen, war er um so unergründlicher, indem er bey allen Vorfällen den Schein einer Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit annahm.

Dieser Mann, so wie ich ihn geschildert, nachdem er die Grundsätze und die Aufführung aller Rebellen, welche von einem niedrigen Stande sich zur oberherrschaftlichen Macht empor geschwungen, mit der genauesten Sorgfalt durchsuchet hatte, beschloß bey sich, ihrem Beyspiele nachzuahmen, und sah solche friedliebende Bürger, welche sich nicht aus dem geringen Stande, worinnen der Himmel sie hatte lassen gebohren werden, zu erheben gedenken, für nichts

anders als für niederträchtige Seelen an. Die Unterwürfigkeit kam ihm als ein Schandfleck vor, und er glaubete, die Empörung hörete auf, ein Verbrechen zu seyn, wenn sie eine Krone verschaffen könnte. Bey einer dergleichen Denkungsart ist es nicht zu bewundern, wenn er in der Folge suchete, sich Böhmen wider den Kaiser anzumaßen. Die höchste Würde hatte so viel reizendes für ihn, daß er vor der Zeit einen Vorschmack von ihren Annehmlichkeiten haben wollte. Denn er lebete in seinem Hause als ein unumschränkter Herr. Der Ort, den er bewohnete, schien mehr ein Pallast eines mächtigen Monarchen, als die Wohnung eines Privatmannes zu seyn. Sein Pallast in Prag hatte sechs große Eingänge, wodurch man hinein kam, und der Grund desselben ruhete in einem weiten Umfange auf den Schutthaufen von hundert Häusern, die zu dessen Erbauung waren niedergerissen worden. Die Zimmer darinnen waren groß, prächtig, bequem; die Auszierungen und das Geräthe zeigeten Pracht und Ueberfluß an; und in dem Theile des Pallastes, welchen Wallenstein inne hatte, herrschete beydes auf eine übertriebene Art. Ich würde mich weitläuftig aufhalten können, wenn ich von denen Gärten, von denen Bildsäulen, von denen Springbrunnen, Lustgrotten, Canälen, Vogelhäusern, Pferdeställen, kurz von allen Gegenständen, die man in dem Pallaste bewunderte, welchen Wallenstein zu Gidzin bauen ließ, reden wollte Was den Aufwand betrifft, so war es eine un

erhöret.

erhörete Verschwendung. Mit hundert Gerichten ließ **Wallenstein** seine Tafel besetzen. Funfzig Trabanten hatten allezeit in seinem Vorzimmer die Wache. Außerhalb fand man Schildwachen und überall wohlgewachsene und ansehnliche Bediente. Zwölf Mann giengen beständig um den Pallast umher, das Getümmel zu verhindern, welches **Wallenstein** nicht leiden konnte. Er hielt sechzig Pagen, alles Kinder von altem Adel, und welche von den geschicktesten Lehrmeistern Unterweisung in den Leibesübungen bekamen. Die Livereyen waren prächtig und reich; er hatte eine ansehnliche Menge Edelleute zur Aufwartung. Viere von seinen Cammerherren sahen sich nach denjenigen um, die ihn zu sprechen verlangeten, und brachten sie zur Audienz. Sechs Freyherren und eben so viel Ritter befanden sich allezeit um seine Person, seine Befehle zu erwarten. Cammerjunker beym Kaiser, welche den goldenen Schlüssel trugen, hatten bey ihm dieselben Verrichtungen. Sein Oberhofmeister war ein Herr von vornehmen Stande.

Mit einem Worte, er hatte eine Menge Leute in seinen Diensten, welche der Geburt nach weit vornehmer waren als er. Wenn ich einen umständlichen Bericht von allen diesen einzeln Stücken abgestattet habe, so geschieht es deswegen, zu zeigen, wie alle seine Handlungen dahin abzieleten, ihn weit über andere Menschen zu erheben.

Der Erzherzog Ferdinand kündigte den Venetianern den Krieg an: damals machete Wallenstein den Anfang, sich hervorzuthun. Er warb auf seine eigene Kosten dreyhundert wohlgebildete Reuter, und bot seine Dienste und diesen Haufen Reuterey dem Erzherzoge an, welcher sich eben nicht lange weigerte, eine solche Hülfe anzunehmen. Wallenstein erwarb sich ein grosses Ansehen durch seine Freygebigkeit, welche sich bis auf die Officiere und Soldaten erstreckete, und durch viele kriegerische Verrichtungen, die ihm allezeit glücklich ausschlugen. Er lobete jedermann, redete von sich wenig, verrichtete seinen Dienst mit großem Fleiße, ließ es seinen Truppen an nichts fehlen; kurz, er führete sich so klüglich auf, daß er sich die Freundschaft Ferdinands erwarb und die Stelle eines Obristen über die Militz in Mähren erhielt.

Da die vornehmsten Herren in Böhmen wider den Kaiser Meuterey angefangen, so blieb Wallenstein getreu, ob ihm gleich die Aufwiegeler mit Anbietung der obersten Stellen angelegen hatten, auf ihre Seite zu treten. Er wartete auf günstigere Umstände, eine Partey des Aufruhrs aufzurichten. Was noch mehr war, er übernahm zum Besten seines Landesherrn eine eben so merkwürdige, als außerordentliche Sache, und deren Ausführung für einen geringen Privatmann unmöglich schien. Als Wallenstein sah, daß sich alles in ganz Europa wider das Haus Oestreich in Bündnisse einließ, bot

er

er dem Kaiser an, auf seine Kosten eine Armee von dreyßig tausend Mann unter der Bedingung zu errichten, daß er General darüber wäre. Man nahm sein Anerbieten an, und er brachte das, worzu er sich anheischig gemacht hatte, in Erfüllung. Man gab ihm die Stelle des Marquis von Montenegro, welcher dem Reiche in Siebenbürgen eben keine glückliche Dienste geleistet.

Wallenstein zeigete, daß er fähig war, einer Armee vorzustehen, alle seine Unternehmungen gewannen einen vortrefflichen glücklichen Ausgang. Er war damals auf nichts anders, als auf die Befestigung der Macht seines Herrn bedacht, und ihn in ganz Deutschland zum unumschränkten Herrn zu machen. Weil er wohl wußte, daß die Armuth der Völker, und die Unterdrückung des hohen Adels die sichersten Wege sind, ein freyes Volk dienstbar zu machen, so suchete er diese zwey Mittel in Ausübung zu bringen, ohne zu bedenken, ob sie mit den Regeln der Gerechtigkeit bestehen könnten. Statt diese große Menge Soldaten abzudanken, welche, da sie alles besieget hatte, künftighin ganz unnöthig zu seyn schien, warb er noch neue Truppen an und vermehrete auf eine ansehnliche Art die Anzahl der Officiere, damit er die Noth unter dem Volke, welches ihnen Unterhalt verschaffen mußte, immer größer machete. Der General gieng selbst mit dem Beyspiele eines grossen Aufwandes, einer Verschwendung, der Ge-

waltthätigkeiten und des Raubens vor. Die Frechheit des Soldaten, welche ungestraft blieb, hatte keine Gränzen, und man sah nie mehr Straßenräubereyen. Dieses waren die Folgen von denen Siegen, welche **Wallenstein** davon trug. Ganz aufgeblasen über den glücklichen Fortgang seiner Thaten, fieng er an, Entwürfe der Größe und Erhebung zu machen. Er verurtheilete die Herzoge von Mecklenburg als solche, die eines Einverständnisses mit den Feinden schuldig wären, und maßete sich der Güter und Würden an, die er ihnen raubete. Damals ließ er sich den Titul **Hoheit** beylegen. Er aß allein, er ließ Geld schlagen, er ertheilete nur auf inständiges Anhalten Gehör, und gab sich in allen Stücken das Ansehen großer Beherrscher.

Der Kaiser ließ aus Gefälligkeit gegen die Mönche, welche eine große Gewalt über ihn hatten, das Edict von der Zurückgabe aller der geistlichen Güter, die die Protestanten seit den ersten Unruhen der Lehre des **Lutherus** sich angemaßet, kund machen. Der größte Theil der europäischen Fürsten, welche sich diesem Vorhaben hätten entgegen stellen können, waren viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäfftiget, als daß sie sich in die Geschäffte Deutschlandes hätten einlassen können. Also hatte **Ferdinand** von ihrer Seite nichts zu befürchten. Zudem verließ er sich sehr auf **Wallenstein**, dessen sämtliche Armeen bereit waren, die Empörungen

gen zu dämpfen, die im Reiche entstehen konnten.

Die Protestanten, welche zur größten Verzweiflung gebracht waren, nahmen in dieser äußersten Noth ihre Zuflucht zu Gustav Adolph, Könige von Schweden. Dieser Fürst, welcher nach Ruhm strebete, und über die Gewaltthätigkeiten, so man auf dem baltischen Meere verübete, in Sorgen stand, war erfreuet, daß man ihm Gelegenheit verschaffete, das Oestreichische Haus zu demüthigen; er machete mit den Protestanten in Deutschland ein Bündniß, welches der Kaiser nicht eher erfuhr, als zu der Zeit, da es begunte auszubrechen. Während dieser geheimen Unterhandlungen, schrieb Ferdinand einen Reichstag zu Regensburg aus. Wallenstein verfügete sich dahin, und erschien daselbst mit einer Pracht, welche den größten Theil der Fürsten gegen ihn erbittert machete. Der Hochmuth und die unermäßlichen Reichthümer dieses Generals erregeten in ihnen Mißtrauen und Eifersucht.

Der Kaiser fand auf diesem Reichstage gegen sein Begehren viele Einwendung. Die Catholicken waren ihm nicht günstiger als die Protestanten. Man lag ihm heftig an, die Sachen wieder in den Stand zu setzen, wie sie vor seinem Edicte gewesen. Aber die Geistlichen und vornehmlich die Bischöfe sageten ihm: „Ihro Majestät haben nicht das Recht, die Gü„ter der Kirche zu vergeben; es steht Ihnen nur „ihre Beschützung zu. Sie würden eben so

„strafbar seyn, wenn Sie verabsäumeten, die„selben ihren rechtmäßigen Besitzern wiederer„statten zu lassen, als wenn Sie sie ihnen mit „Gewalt entrissen.„ Die weltlichen Herren, denen diese Sache weniger angieng, stelleten Ferdinanden vor, daß ein Fürst allerdings die Kirche beschützen müßte, aber mit gewisser Behutsamkeit, daß nicht dadurch der öffentliche Friede gestöret und seine Staaten nicht einer gänzlichen Umkehrung ausgesetzet würden. Ohnerachtet dieser weisen Vorstellungen, beharrete der Kaiser auf seiner Meynung. Es wurde aber beschlossen, daß man künftiges Jahr einen andern Reichstag halten wollte, um diese wichtige Sache gänzlich abzuthun.

Da der Herzog von Bayern und einige andere Fürsten wohl merketen, daß der Kaiser als Herr handeln könnte, so lange er eine zahlreiche Armee auf den Beinen hätte, so brachten sie ihm auf eine geschickte Art bey, daß wenn er in seinem Vorhaben glücklich seyn, und die Churfürsten gewinnen wollte, müßte er den größten Theil seiner Truppen abdanken, und Wallensteinen das Commando nehmen. Dieser General, welcher eben ein so guter Staatsmann, als tapferer Kriegsheld war, stellete Ferdinanden den Schaden vor, den er sich thäte, wenn er sich zur Unzeit schwächen wollte. „Lassen Sie, „sagete er zum Kaiser, einen Theil Ihrer Trup„pen in die Gegenden von Regensburg anrücken; „befehlen Sie, daß der übrige Theil derselben „gegen die Staaten der Fürsten, die Ihnen je-

„so

„so Widerstand thun, vordringe, und Sie wer„den gar bald innen werden, daß sich jedermann „Ihren Willen unterwirft. Man drohet Ih„nen mit dem Könige von Schweden, aber „wenn er sich unterstehet, Deutschland zu betre„ten, so gebe ich Ihnen mein Wort, ihn mit „Schlägen daraus zu verjagen.

Ferdinanden gefiel dieser Rath nicht, und er gab seine Einwilligung in die Abdankung dessen, welcher denselben ertheilete. Als man Wallensteinen diese Nachricht überbrachte, so schien er mehr über das Unglück seines Herrn, als über das seinige gerühret zu seyn, und begnügete sich nur zu sagen, daß der Kaiser verrathen wäre. Aber ob er sich gleich stellete, als gienge ihm sein Unglück wenig zu Herzen, so fassete er doch innerlich Anschläge der Rache, und überlegete, wie er sich in Stand setzen möchte, daß er nicht ein andermal mehr abgesetzet würde, wenn man ihm wieder einmal das Commando der Truppen anvertrauen sollte.

Nach Wallensteins Absetzung wurde seine Stelle mit dem Graf von Tilly besetzet. Dieses war ein vorsichtiger, kluger, herzhafter Kriegsheld, aber mit aller seiner Geschicklichkeit zum Kriege konnte er doch nicht den Fortgang der Schweden aufhalten. Gustav Adolph, welcher sich an a) dem Kaiser rächen wollte,

a) Gustav war wider den Kaiser aufgebracht, weil dieser an Siegismund, Könige von Pohlen, Truppen gegeben hatte, die Schweden aus Preußen zu vertreiben.

drang in Deutschland ein, und machte den Anfang mit der Einnahme verschiedener Städte in Pommern. Ferdinand schrieb ihm darüber einen drohenden Brief. Ich werde darauf antworten, sagte Gustav, wenn ich von der Wunde, die mir ein Adler in Arm gemachet hat, werde geheilet seyn.

Frankreich, dem an der Erniedrigung des Hauses Oestreichs sehr gelegen war, errichtete mit Schweden einen Tractat, kraft dessen Gustav versprach, auf seine Kosten eine Armee von dreyßigtausend Mann zu Fuß, und sechstausend zu Pferde zu unterhalten; und Ludewig der Dreyzehende verband sich, ihm jährlich vier mal hundert tausend Thaler zu zahlen. Der schwedische Monarch, welcher von der Geneigtheit aller protestantischen Fürsten versichert war, und durch die Hülfe, die er von Frankreich, England und Holland erhalten, verstärket wurde, setzete den Krieg mit gutem Glücke fort. Der Graf von Tilly kam an, ihn bey Leipzig anzugreifen, die Schweden wurden Ueberwinder, und nahmen fast ohne Schwerdtschlag alles, was auf ihrem Wege von der Elbe bis an den Rhein in einem mit so vielen befestigten Städten versehenem Lande, anzutreffen war, weg. Gustav verfolgete seine Eroberungen bis in die Pfalz, darauf gieng er über den Rhein, und ließ an den Ufern dieses Flusses eine Säule aufrichten, der Nachwelt kund zu thun, daß er mit seinen sieghaften Waffen bis dahin gekommen sey. Niemals war das Reich seinem Untergange so nahe

gewe-

gewesen. Nichts widerstund den Schweden. Sie sahen sich in einem einzigen Feldzuge Besitzer von einem ganzen Lande, welches sich von dem baltischen Meere an bis an die Gränzen der Schweitz und Lothringen erstreckete.

Ferdinand, welcher das Jahr zuvor über Deutschland als unumschränkter Herr geschaltet und gewaltet hatte, sah sich auf den Zeitpunct, in seiner Residenzstadt belagert zu werden. Er nahm, durch so viele Unglücksfälle gedemüthiget, seine Zuflucht zu Wallensteinen, welcher ihm der einzige Mann zu seyn schien, der vermögend wäre, die Reichsangelegenheiten wieder in guten Stand zu setzen. Man hielt dafür, daß dieser General erfreuet seyn würde, wieder in seine Ehrenstelle eingesetzet zu werden, und daß, so groß auch die Beleidigung gewesen, die er bey dem Verluste derselben erlitten, der Ehrgeiz, welcher über seine andern Leidenschaften herrschete, seinen Zorn ersticken würde. Anfänglich wollte man ihn ausforschen, und dahin bringen, daß er selbst dasjenige, was man große Lust hatte ihm zu bewilligen, fordern sollte, damit er sich nachhero nicht zu viel herausnehme. Derjenige, welchen man eine solche kützliche Verrichtung aufgetragen, begab sich zu Wallensteinen in seinen einsamen Aufenthalt nach Zenam, und nachdem er sich mit ihm von allgemeinen Dingen unterhalten hatte, so lenkete er auf eine geschickte Art das Gespräch auf das öffentliche Lob, so man ihm bey gegenwärtigen Umständen gäbe,

und

und auf das Verlangen, so ein jeder bezeigete, daß er die Vertheidigung des Reiches wieder über sich nehmen möchte.

Wallenstein, welcher merkete, wohin diese Rede abzielete, stellete sich, als würde er es nicht gewahr. Er hielt sich lange bey der Annehmlichkeit seines Zustandes und dem Verlangen, den übrigen Theil seines Lebens in Ruhe zuzubringen, auf. „Ich will, sagete er, künftig „nicht mehr das Glück versuchen, es hat mich „zu hart getäuschet; und wenn es mich auch „heute sogar mit seinen größten Gunstbezeigungen überhäufete, so ist es doch allezeit gewiß, daß „es mir die Ruhe rauben würde, welche die „Glückseligkeit des Lebens ausmacht.„ Inzwischen ließ er doch dabey bemerken, daß es nicht so gar unmöglich wäre, ihn zum Entschlusse zu bringen, das Commando über die Kaiserliche Armee anzunehmen.

Der **Fürst von Eschemberg**, ein Freund vom **Wallenstein**, suchete ihn mit solchen Gründen zu bewegen, welche vermögend waren, einen ruhmsüchtigen Mann zu reizen. Man versprach ihm hierauf die größten Vortheile, wenn er darzu seine Einwilligung geben wollte, was man von ihm verlangete. Nachdem **Wallenstein** noch einige Schwürigkeiten gemacht, so glaubete er, daß es nunmehro Zeit wäre, nachzugeben. Er versprach demnach, das Commando, welches man ihm antrüge, zu übernehmen, aber nur auf vier Monate, während derselben er allein und unumschränket zu seyn verlangete, und wollte

sich

sich alsdann von einer so beschwehrlichen Gewalt entledigen. Der Fürst von **Eschemberg** willigte in alles, weil er versichert war, daß er genug gethan, ihn zu Uebernehmung eines Amtes vermocht zu haben, worinnen ihn vielleicht die darbey sich ereignende Vorfälle von selbst zu bleiben nöthigen würden, wenn ihn nicht der Ehrgeiz darbey erhalten könnte.

Wallenstein fieng damals an, in seinem Gemüthe der Wichtigkeit und der Schwürigkeit der Unternehmung, die er eine geraume Zeit im Sinne führete, auf eine beunruhigende Art nachzudenken. Die Schwürigkeit, sich mit Gewalt eine Krone wider einen rechtmäßigen Fürsten anzumaßen, und Völker zum Aufstande zu verleiten, welche es für einen Religionsartikel hielten, ihrem Landesherrn zu gehorchen, die Gefahr ein Geheimniß von dieser Wichtigkeit jemanden anzuvertrauen, die so gewöhnliche Untreue unter den Aufrührern, die nur das Verbrechen zusammen verbindet, die Schande und schmähliche Todesstrafe, welche die Rädelsführer solcher gewaltthätigen Eingriffe zu gewarten haben; alle diese Gegenstände stelleten sich auf eine lebhafte Art seinem Gemüthe dar, und setzeten das Innerste seiner Seelen in Schrecken. Auf einer andern Seite stürzeten ihn die schmerzhafte Empfindung der Beschimpfungen, die man ihm angethan, der Haß, den er gegen seine Feinde hatte, die Rachbegierde, und am meisten die Herrschsucht, blindlings zur Partey des Aufruhrs hinab. Er sah über die Hälfte Deutschlands

lands dem Könige von Schweden unterworfen, fast alle europäischen Potentaten wider den Kaiser verbunden, das Haus Oestreich auf dem Rande seines Untergangs; alle diese Umstände schienen ihm zur Ausführung seines Vorhabens günstig zu seyn. Er sah wohl ein, daß man ihn nur aus Noth wieder in seine Ehrenämter gesetzet hatte, und er rechnete nicht viel auf die Belohnungen, die man ihm versprach; deswegen wollte er lieber die Macht, die seine Feinde ihm anvertraueten, anwenden, es zu wagen, sie zu verderben, und sich zu erheben, als ihnen wieder aufzuhelfen, und sich zu stürtzen.

Wallenstein sah sich überdem von den Kriegesleuten geliebet, und stand in Bereitschaft, einer Armee vorzustehen, über deren Soldaten er freye Macht und Gewalt hatte. Da er verwägen, beherzt, unternehmend, wohl erfahren in der Kriegeskunst war, daß es schwer hielt ihn, zu hintergehen; so hatte er darinnen vor dem Kaiser vieles zum voraus, welcher unempfindlich, von einer sanften Gemüthsart, wenig zum Kriege geneigt, unvermögend, die Fallstricke, so man ihm legete, zu entdecken und eher geschickt war, die Beschimpfungen zu verbergen, als dieselben abzuwenden.

Als sich **Wallenstein** völlig zum Aufruhr entschlossen hatte, so hielt er nicht für rathsam, jemanden in seine Vertraulichkeit zu nehmen. Ehe er seine geheimen Anschläge kund machete, wollte er sich erst eines glücklichen Ausgangs derselben versichern, und verfuhr anfänglich auf

solche Art, daß seine Handlungen bloß auf die Wohlfahrt des Reiches gerichtet zu seyn schienen. Sobald er sich in dem Besitze des Commandos sah, so warb er Truppen an, pflog mit dem Herzoge von Lothringen Unterhandlungen, Hülfsvölker von demselben zu erhalten, schickete so gar nach Italien, die besten Waffen einzukaufen, und streuete überall für seine Partey vortheilhafte Gerüchte aus. Er suchete vor allen Dingen den Leuten von sich eine gute Meynung beyzubringen, und sie zu bereden, daß wenn es den Kaiserlichen Armeen so schlecht geglücket, so wären die Fehler der Obern daran Schuld, die ihnen vorgestanden.

Die Soldaten, welche durch die Freygebigkeit des **Wallensteins** angelocket wurden, kamen haufenweise, unter ihm zu dienen. Er setzete die Hauptleute, die er während seiner Ungnade unterhalten hatte, wieder ein, er vergab zwey oder drey Regimenter an jeden seiner Anverwandten oder Freunde, unter dem Vorgeben die Hauptlöhnungen zu ersparen, und die neu angeworbenen Soldaten unter alten Obristen zum Kriege tüchtig zu machen. Er gewann die vornehmsten Officiere, indem er ihnen die höchsten Kriegesbedienungen versprach und ertheilete; mit einem Worte, er veranstaltete alles so, daß die Armee ohne ihn nicht bestehen konnte, und sich der Kaiser in der Nothwendigkeit befand, ihn zum General derselben zu behalten. Damals nun brauchete **Wallenstein** seine gewöhnlichen Kunstgriffe. Er schrieb nach Wien, daß

er seinen Verbindungen nachgekommen wäre, daß die Armee im Stande wäre, daß er aber wünschete in Ruhe zu leben, und bäte also, man möchte ihm einen andern Befehlshaber an seine Stelle schicken. Er handelte nur darum so, damit er diejenigen Vortheile, die ihm zum Grundsteine seines Eingriffs dienen sollten, erhalten möchte. Man mußte ihn also bitten, den Generalsstab zu behalten, den er eben kein Verlangen trug in andern Händen zu sehen Er stellete sich, als gäbe er dem Anhalten des Fürsten von **Eschemberg** und des Bischofs von Wien nach, welche mit einer weitläuftigen Vollmacht zu ihm gekommen waren, ihm, was er verlangen würde, einzuräumen. Als man ihn befragete, was sein Begehren wäre, so war seine „Antwort diese: „Die Liebe zum Vaterlande „und das Verlangen meinem Fürsten zu dienen, „veranlassen mich, daß ich gegenwärtig ein „Amt antrete, welches weit mühsamer ist, als „es Ehre bringt. Ich habe bereits mein Ver„mögen darangesetzet, ich bin bereit mein Leben „noch zu wagen, und so gar meinen Ruhm zur „Vertheidigung des Staats in Gefahr zu se„tzen. Aber sehet, wie unglücklich ist mein Zu„stand. Ich soll einen kriegerischen und erfahr„nen König angreifen, welcher bis hieher Herr „über Sieg und Glück ist, dem ich nur neuge„worbene oder überwundene Soldaten entgegen „stellen kann. Die Schwäche des Reichs, die „Uneinigkeit in seinem Rathe, die Treulosigkeit „der Bundesgenossen, der Haß und Neid, den

„man

„man wider mich heget, alles dieses, kündiget es
„mir wohl einen glücklichen Ausgang an?
„Gleichwohl trägt man mir bey diesem Zustande,
„da mir alles zuwider ist, das Commando der
„Armeen auf. Ich weiß, daß rechtschaffene
„Leute wünschen, daß ich glücklich sey, aber meine
„Feinde werden mich zu stürzen suchen, wenn
„ich unglücklich bin, und werden die Glücks-
„fehler für Verbrechen ausgeben. Deswegen,
„wenn man will, daß ich dem Erwarten der
„redlichgesinneten Bürger eine Gnüge leisten
„soll, und daß ich nicht ein Opfer meiner Nei-
„der werde, ist es billig, daß man mir die
„Mittel an die Hand gebe, das Reich zu retten
„und meine Ehre und Ansehen zu erhalten.

Nachdem er also ausgeredet hatte, verlangete er, daß man ihm zum Generalissimus der östreichischen Armeen machete, und daß er mit einer unumschränkten und ungebundenen Gewalt über den Frieden gebieten könne, daß sich niemals der König a) von Hungarn bey der Armee aufhielte, daß er nach eigener Willkühr, ohne Theilnehmung der Gerichte des Kaisers, noch der Cammer zu Speyer über die Einziehungen der Güter der Rebellen, über die Ertheilung der Freyheiten und Begnadigungen schalten und walten könne, und daß die Erblande

a) Der Sohn des Kaisers Ferdinands.

lande seinen Truppen zu ihren Winterlägern gegeben würden.

„Wichtige Unternehmungen, sagete Wal„lenstein, haben niemals einen glücklichen Aus„gang gehabt, als unter der Anführung eines „einzigen Menschens. Sieht man nicht, daß „die Römer, nachdem sie ihre Könige verjaget, „bey den dringenden Gefahren ihrer Republik „Dictatores gemacht haben? Da Gustav „allein alles betreibt, so hat er auch seine Un„ternehmungen nach Wunsche glücklich und herr„lich von statten gehen gesehen. Hergegen „bringt die Menge der Anführer das Reich „seinem Untergange nahe. Diese Beyspiele „geben zu erkennen, wie unvermögend die Ge„walt wird, wenn sie getheilet ist. Die Furcht „vor der Schande und die Begierde nach Ruhm „treiben uns kräftig an, wenn sie nur uns an„gehen; man ist aber gemeiniglich wenig um „das Ansehen, und um die Schande bekümmert, „wenn diese Dinge verschiedenen Personen ge„mein sind.„ Er führete noch verschiedene Grün„de an, das was in seinen Forderungen über„trieben war, zu rechtfertigen; man gestund ihm alles zu, und man setzete ihn in den Stand, seine ehrgeizigen Entwürfe auszuführen.

Unterdessen bemühete sich Gustav, neue Bündnisse zu errichten, und vernichtete alle Unterhandlungen des Kaisers. Er drang in Franken ein, machte sich von Nürnberg Meister, und setzete Donawerth wieder in seine alte Freyheit ein. Die Bayern bemüheten sich vergeblich,

ihm

ihm den Uebergang über den Lech streitig machen zu wollen, sie wurden aufs Haupt geschlagen. Der Graf von Tilly, ihr General, verlohr durch eine Canonenkugel einen Schenkel, und starb wenig Tage darnach zu Ingelstadt. Der Herzog von Bayern, welcher für seine Staaten in Sorgen stand, schrieb nach Wien, und verlangete schleunige Hülfe. Wallenstein, welcher erfreuet war, einen Fürsten in Aengsten zu sehen, den er Ursache hatte a) zu hassen, fand beständig einige Ausflüchte, wenn ihm der Kaiser anlag, Bayern zu retten, so daß die Schweden dieses Land ohne die geringste Schwürigkeit eroberten. Ehe Gustav nach München kam, so bat man ihn, diese Hauptstadt und vornehmlich den prächtigen Pallast der Herzoge von Bayern zu verschonen. Dahergegen fielen einige Schweden den König an, an dieser Stadt die Gewaltthätigkeiten, welche der Graf von Tilly zu Magdeburg verübet hatte, zu rächen. „Lasset uns nicht, antwortete Gu„stav, die Grausamkeit der Gothen unserer „Vorfahren nachahmen. Sie haben ihr An„denken dadurch verhaßt gemacht, das sie das, „was schön in der Welt war, zerstöret haben.

Während dieser Zeit rückete Wallenstein in Böhmen ein, und belagerte Prag, welches er

a) Es war der Herzog von Bayern, welcher mehr, als jemand an der Absezung des Wallensteins Schuld hatte.

mit dem Degen in der Faust einnahm. Egra und alle andere Plätze begaben sich wieder unter die Botmäßigkeit des Kaisers. Der glückliche Fortgang des **Wallensteins** richtete den Muth **Ferdinands** wieder auf; dergestalt, daß dieser Fürst sich schmeichelte, bald wieder sein voriges Ansehen und Gewalt in Deutschland zu gewinnen. Einige Zeit darauf lieferte man die berühmte Schlacht bey Lützen a). **Als Gustav** sah, daß seine Truppen wichen, stieg er vom Pferde, und sagete zu seinen Soldaten: „wenn ihr, nachdem ihr über so viele Flüsse ge„gangen, so viele Mauern bestiegen, so viele „Festungen mit Gewalt zur Uebergabe gezwun„gen, nicht den Muth besitzet, euch zu wehren, „so bleibet wenigstens so lange noch, daß ihr „mich sterben sehet.„ Die Schweden, welche durch diese Rede ermuntert wurden, setzeten wieder an, und wurden geschlagen. Der König, welcher sich durch seine Herzhaftigkeit zu weit verleiten ließ, befand sich mit einem male mitten unter den Feinden. Er bekam darauf zwey Pistolenschüsse, welche kaiserliche Reuter, saget man, ohne ihn zu kennen, auf ihn abbrannten. Da er zur Erden gefallen war und seine beyden Stallmeister mit ihm, so kam sein Pferd von ihm selbst mit seinem von Blute bespritzten Sattel ins schwedische Lager zurück; daraus man muthmaßete, daß der König geblieben sey. Also beschloß dieser kriegerische Fürst seinen Lauf.

Gustav

a) Zwo Meilen von Leipzig.

Gustav wird von denenjenigen für einen Held gehalten, welche glauben, daß die Tapferkeit und die Macht große Könige ausmachen. Der hauptsächliche Verdienst eines Landesherrn ist die Menschenliebe, die Liebe zur Gerechtigkeit und zum Frieden. Die Eroberer sind nur in den Augen eines Weisen Geißeln des menschlichen Geschlechts.

Die Schweden ließen durch den Tod Gustavs ihren Muth nicht sinken; sie stritten wie Leute, die ihren König nicht überleben wollten; und nach einem der blutigsten Gefechte blieben sie Meister von Schlachtfelde. Den andern Morgen nach dem Treffen fand man den nackenden Körper Gustavs, welcher voller Blut, von Pferden ganz zertreten war. Seine beyden Stallmeister lagen neben ihm ausgestrecket, der eine todt, und der andere fast sterbend. Der letztere hatte noch so viel Kräfte zu erzählen, wie sein Herr war getödtet worden.

Der Leichnam Gustavs wurde nach Stockholm gebracht. Die Schweden, die Protestanten in Deutschland, in Frankreich, in England, in Pohlen, in Dänemark, in der Schweitz, in Holland waren über den Tod eines Fürsten untröstlich, welchen sie für die stärkste Stütze ihrer Religion ansahen. Es war Niemand als der Kaiser, der Churfürst von Bayern und der König von Spanien, welche sich über diesen Vorfall freueten. Ohngeachtet Gustavs Tode, dauerte der Krieg beständig zwischen der catholischen und protestantischen Par-

tey in Deutschland mit aller Macht fort. Die Vortheile waren auf einige Zeit fast gleich. Man eroberte und verlohr Städte; man trieb große Brandschatzungen bey, welche die Völker vollends zu Grunde richteten; und wenig Provinzen im Reiche waren von den Verwüstungen befreyet.

Wallenstein, welcher sein Vorhaben nicht aus dem Gesichte verlohr, hätte die Schweden gaiz und gar aus Pommern vertreiben können; aber er dachte an nichts weniger, als die Angelegenheiten des Kaisers wieder auf guten Fuß zu bringen. Er gab den Feinden die Staaten des Herzogs von Bayern preiß, und bemühete sich, alle Absichten der Spanier zu nichte zu machen, welche Ferdinanden mit beynahe dreyßig tausend Mann waren zu Hülfe gekommen. Indessen verbarg Wallenstein seine Handgriffe auf eine sehr geschickte Art, und fand ein Mittel, die spanischen Truppen zu zerstreuen, welche seinem ehrgeizigen Vorhaben sehr hinderlich seyn konnten.

Da er die schlechten Dienste, die man ihm an dem Hofe zu Wien erwiese, erfuhr, glaubete er, daß es nunmehro Zeit wäre, seine Empörung ausbrechen zu lassen. Da er von den Protestanten einer guten Aufnahme versichert war, mit denen er ein heimliches Verständniß unterhielt, so entschloß er sich, ihnen seine und seiner Truppen Dienste anzubieten. Der größte Theil seiner Officiere verbanden sich endlich, seinem Schicksale zu folgen, und seine Person zu beschützen.

Ferdi-

Ferdinand, welcher von diesem heimlichen Anschlage Nachricht erhalten hatte, versammlete den kaiserlichen Rath, worinnen **Wallenstein** nebst drey oder vier andern der vornehmsten Mitschuldigen der Zusammenverschwörung zum Rebellen und in die Reichsacht erkläret wurde. Als der aufrührische General von denen Maßregeln, die man wider ihn nahm, Bericht eingezogen hatte, verließ er Pilsen, wo er sich damals aufhielt, und begab sich nach Egra. **Butler** a) **Gordon** und **Lessi**, alle drey Ausländer und welche des **Wallensteins** Vertrauteste waren, macheten einen heimlichen Anschlag, ihn umzubringen, damit sie aber nicht befürchten durften, daß seine Anhänger seinen Tod rächeten, und sie dem Herzoge von Sachsen-Weimar Egra in die Hände spieleten, beschlossen sie zugleicher Zeit, alle diejenigen mit zu ermorden, die ihm gänzlich zugethan waren.

Gordon lud den 15. des Februars 1634. **Tertski**, **Kinski**, **Illo** und **Neumann**, welche die Hauptanführer der Zusammenverschwörung waren, zu einem Abendessen ein. **Wallenstein** schlug die Mahlzeit aus, weil der Verdruß und die Unruhe, die ihm sein Vor-

a) Butler war ein Irrländer, Obrister eines Regiments leichter Reuter bey der Armee des Wallensteins; Gordon ein Schottländer und Obristlieutenant des Regiments von Tertski; und Lessi, welcher auch ein Schotte, und Hauptmann unter der Leibwache des Wallensteins war.

haben verursacheten, die Einsamkeit suchen hießen. Die andern Mitverschworenen fanden sich darzu ein. Gegen das Ende des Abendessens wurden die vertrauten Soldaten heimlich in das Schloß zu Egra eingelassen, und man versteckete etliche davon in das nah gelegene Zimmer, wo gegessen werden sollte. Da die zur Ausführung angesetzte Stunde gekommen war, gab Gordon das verabredete Zeichen. Sogleich traten die Soldaten bewaffnet hinein, und schrien, es lebe der Kaiser und das Haus Oestreich! Kinski und Terrski waren erstochen, ehe sie sich zur Wehre stellen konnten. Illo drängete sich in die schiefe Oeffnung eines Fensters, both Gordons Angriffe Troz, tödtete zween Soldaten, verwundete einen Hauptmann und ward zulezt über den Haufen gestochen. Neumann entweichet aus dem Saale; aber er wird im Hofe angehalten und wie die andern ermordet. Butler läuft so gleich zum Zimmer des Generals und sprenget die Thüren auf. Wallenstein, welcher ganz bestürzt ist, einen seiner Obristen mit Waffen zu sehen, ihn damit umzubringen, versuchet es, sich aus dem Fenster zu stürzen; aber Butler sticht ihn in dem Augenblicke mit dem Eisen eines Spontons durch den Leib. Wallenstein fällt von dem Stoße darnieder und giebt, ohne ein deutliches Wort von sich zu geben, seinen Geist auf. Auf solche Art starb dieser berühmte General in dem 50sten Jahre seines Alters, welcher allein im Stande war, das Glück des schwedischen Helden zum Weichen zu bringen,

und

und welcher einen unsterblichen Ruhm würde erworben haben, wenn er dem verhaßten Stande eines unrechtmäßigen Beherrschers den rühmlichen Namen eines Befreyers des Vaterlandes vorgezogen hätte.

Zusammenverschwörung einiger Hungarischer Herren wider den Kaiser Leopold.

Als die hungarische Krone, welche im Anfange eine Wahlkrone war, auf das Haus Oestreich gekommen war, wurde sie darinnen a) erblich. Die hungarischen Herren sahen nicht ohne Verdruß, daß sie des Rechts einen Landesherrn zu wählen beraubet worden waren. Da man täglich in ihre Freyheiten Eingriffe that, so empöreten sie sich end-

a) Hungarn wurde erst unter Leopolds Regierung erblich erkläret; vor dieser Erklärung aber haben verschiedene Prinze aus dem östereichischen Hause nach einander in diesem Lande regieret; und die Hungarn hatten schon nicht mehr die Freyheit, diejenigen zu Landesherren zu wählen, die sie für gut befanden.

lich wider den Kaiser, und man weigerte sich, ihm die gewöhnlichen Abgaben zu entrichten. Was vornehmlich das Volk am meisten aufbrachte, war, daß **Leopold** in allen hungarischen Gränzörtern deutsche Besatzungen einlegete. Man war dergestalt wider die östereichische Regierung schwührig, daß selbst die Mönche öffentlich sageten, sie wollten lieber unter der Botmäßigkeit der Türken als Deutschen stehen.

Da der Kaiser von diesen aufwiegelnden Reden Nachricht bekam, so glaubete er, daß er sich Niederhungarn versichern müsse, um den Aufruhr in seiner Geburth zu ersticken. Die Aufrührer nahmen auch ihre Maaßregeln; und der Graf von **Serin**, welcher einer der vornehmsten Häupter der Zusammenverschwörung war, warb gemeinschaftlich mit **Nadasti** Truppen an, unter dem Vorwande sich den Türken zu widersetzen; aber die wahre Absicht der beyden hungarischen Herren war, sich Ihro Kaiserlichen Majestät zu versichern. Zu dem Ende stelleten sie fünfhundert wohl bewaffnete Leute um Puttendorf a) herum, wo **Leopold** vorbey reisen mußte, und der Commendant versprach, den Kaiser, wenn er in den Hinterhalt fiele, zu ermorden. Dieser abscheuliche Anschlag mißlung nur deswegen, weil die Zusammenverschwornen nicht wachsam genug waren.

Die Würde eines Palatins von Hungarn stand offen, und der Graf von **Nadasti** hielt bey

a) Dieser Platz gehörete dem Grafen Nadasti zu.

bey dem Kaiser darum an; aber derselbe hielt es nicht für rathsam, einen Mann, dessen Treue mehr als verdächtig war, und welcher bereits nur gar zu viel Ansehen beym Volke hatte, zu der höchsten Stelle im Königreiche zu erheben. Nadasti, welchen diese abschlägliche Antwort verdroß, setzete sich vor, sich deswegen zu rächen. Er ließ in dem kaiserlichen Pallaste Feuer anlegen, damit die Verschwornen während der Verwirrung, welche der Brand anrichten würde, den Kaiser entweder umbringen oder wenigstens sich seiner Person bemächtigen könnten. Dieser Fürst hatte noch das Glück, den Nachsetzungen seiner Mörder zu entgehen, sein Pallast aber brannte gänzlich darnieder. Einige Zeit darauf schmiedete Nadasti, welchen man nicht im Verdachte hatte, daß er der Urheber dieses Brandes sey, neue Anschläge wider das Leben Leopolds. Er lud die ganze kaiserliche Familie zu einer Fischerey nach Puttendorf ein. Auf diese Belustigung sollte ein prächtiges Mahl folgen; und man hatte beschlossen, für den Kaiser eine vergiftete Torte von jungen Tauben setzen zu lassen. Die Gräfinn von Nadasti warf sich zu den Füssen ihres Gemahls, ihn von der Vollziehung dieses entsetzlichen Vorhabens abzuhalten; da sie aber sah, daß sie nichts erhalten konnte, stellete sie sich, als pflichtete sie ihres Mannes Meynung bey, und ließ eine Torte machen, die derjenigen ähnlich sah, so für den Kaiser bestimmt war. Der Graf wurde es nicht eher gewahr, daß er betrogen

war,

war, als bis er **Leopolden** von der Tafel aufstehen sah, ohne daß ihm der geringste Zufall begegnet war.

Während daß der Kaiser sich bearbeitete, dem Aufruhre der Hungarn vorzubauen, stattete der Graf von **Tettembach** bey dem Grafen von **Serin** einen Besuch ab. Nachdem sie von unterschiedenen Neuigkeiten geredet hatten, fielen sie auf das Gerüchte, welches herum gegangen war, daß der **König von Spanien** todt wäre, und daß **Leopold**, welcher nach Madrid gieng, Besitz von der Krone zu nehmen, die Kaiserinn in den Erblanden als Regentinn zurückgelassen hätte. Der Graf von **Serin** nahm daher Gelegenheit zu sagen, daß wenn diese Nachricht wahr wäre, sie sehr unglückselig seyn würden, wenn sie genöthiget wären einer Frau zu gehorchen; und er setzete darauf hinzu: Wenn wir zu Schakerton seyn werden, will ich euch etwas zeigen, so ferne ihr mir versprecht, verschwiegen und getreu zu seyn. Einige Tage darauf kamen **Tettembach** und der Graf von **Serin** wider zusammen, und derselbe machete damit den Anfang, daß er sich bitterlich beklagete, daß die Hungarn und Croaten bey Hofe in keinem Ansehen mehr stünden, und daß man sie zu keinen Bedienungen mehr ließe, obgleich nach den Landesgesetzen die vornehmsten Ehrenämter im Königreiche niemanden als den Hungarn allein sollten gegeben werden. Er eröffnete, daß der Adel zur Erhaltung seiner Freyheiten, und sich von der Tyranney der Deutschen zu befreyen, ein

Bünd-

Bündniß machete. Er legete darauf den ganzen Entwurf der Zusammenverschwörung dar.

Obschon Tettembach eben keinen zu dringenden Verstand besaß, so unterließ er doch nicht, dem Grafen von Serin viele Schwürigkeiten wegen der Ausführung seines Vorhabens zu machen. Diese Einwürfe gaben den Rebellen zu erkennen, daß es ihnen nicht gelingen könnte, wenn sie nicht die Türken auf ihre Seite brächten. Es wurde demnach beschlossen, daß man Unterhändler nach Constantinopel schicken wollte; allein wie zu befürchten stand, daß der Resident des Kaisers die Unterhandlung entdecken möchte, so brauchete man Siebenbürgen darzu, welche, da sie unter dem Schutze des Großherrn standen, Abgeordnete senden konnten, ohne bey dem wiener Hofe den geringsten Verdacht zu erwecken.

Die Türken waren erbötig, auf die Seite der Rebellen zu treten, wenn die letztern ihnen zinsbar werden wollten; allein diese Bedingung schien den Hungarn so hart, daß der größte Theil lieber seinem rechtmäßigen Oberherrn getreu bleiben wollte, als einen andern Herrn annehmen, und sich ein schwereres Joch aufladen; die vornehmsten Häupter des Aufruhrs aber beharreten auf ihrem Vorhaben; und weil sie wollten, daß das ganze Reich von ihren Absichten unterrichtet seyn sollte, so ließen sie eine Fahne machen, auf welcher ein Arm vorgestellet war, der zween mit Blute gefärbte Säbel hielt,

und

und über dieſelben einen halben Mond, damit anzuzeigen, daß ſie unter dem Schutze der Türken ihr Bündniß feſt zu halten vermeyneten. Unterdeſſen ſchien der Großherr nicht ſonderlich geneigt, mit **Leopolden** zu brechen, weil er die Perſianer befürchtete, und weil er nicht gerne gegen zwo ſo furchtbare Mächte zu gleicher Zeit einen Krieg unterhalten wollte. Dieſes war die Urſache, daß er nicht für gut hielt, den Hungarn beyzuſtehen, auch nicht einmal das Geheimniß zu verſchweigen; dergeſtalt daß **Leopold** Nachricht bekam, daß man wider ihn eine Zuſammenverſchwörung anſpinne, dennoch aber kannte er nicht die Rädelsführer davon.

Als der Graf von **Tettembach** einen von ſeinen Cammerdienern wegen beſchuldigten Diebſtahls hatte ins Gefängniß werfen laſſen; ſo glaubete dieſer Bediente, welchem die heimlichen Anſchläge ſeines Herrn nicht unbekannt waren, zu gleicher Zeit ſich zu rächen und ſich ſeine Freyheit verſchaffen zu können. Er hatte zwo von **Tettembachs** eigner Hand geſchriebene Abſchriften, die eine war von dem Vergleiche, welchen derſelbe mit dem Grafen von **Serin** geſchloſſen hatte, die andere betraf den Entwurf deſſen, was ein jeder thun ſollte, wenn es Zeit ſeyn würde, die Waffen zu ergreifen. Man ſandte dieſe Schriften an den Kaiſer, welcher Befehl gab, **Tettembach** in Verhaft zu nehmen.

Es wurde endlich die ganze Zusammenverschwörung durch einen Brief entdecket, den man auffieng, und welcher von dem Marquis **Frangipani**, dem Schwager des Grafen von Serin an den Hauptmann **Tscolnitsch** geschrieben war. Hier ist der Inhalt dieses Briefes:

Man muß, lieber Freund, Gott loben, daß ihr mit günstiger Antwort zurückgekommen seyd. Ich habe von dem Minister verschiedene Briefe erhalten, worinnen er mir befohlen, sogleich zu ihm zu kommen, damit wir anfangen mögen, Hand ans Werk zu legen. Ich verliere darinnen nicht einen Augenblick. Ich arbeite darinnen Tag und Nacht. Meine Truppen sind alle bereit, und ich sterbe vor Ungedult, meine Mütze gegen einen Turban zu vertauschen. Mein Gott, was wollen wir für deutsche Köpfe abhauen! Man hat hier schon die Zurückkunft des **Bekovaski** erfahren; aber man weiß vor Unentschlüssigkeit nicht, wo man den Anfang machen soll. Man hat diese Nacht von Carlstadt einen Curier abgehen lassen, den man nach Gratz schicket, um noch ein Regiment zu haben, man kann aber wegen des Ortes nicht einig werden, wo der Sammelplatz seyn soll. Wir werden demohngeachtet einige Plätze angreifen, ehe die kaiserlichen Truppen auf den Beinen sind. Man stößet hier gewaltige Drohungen wider mich aus, aber

Niemand

Niemand hat das Herz, sie in Erfüllung zu bringen. Ich will heute mit zehen Reutern in dem Gesichte von Carlstadt abgehen, und es sollen mir dreyhundert andere wohl bewaffnete nachfolgen, mit welchen ich die Elenden, welche diesen Platz besetzet haben, nicht in geringsten fürchten will. Rechtschaffene Leute werden mir nichts sagen; die Kaufleute und die Künstler werden mich nicht einmal dürfen ansehen. Daselbst wollen wir wegen des Tages, an welchem man die Larve wird abziehen müssen, einig werden. Ich bin entschlossen, wenn es nöthig ist, selbst zum Bassa von Bossine zu gehen, damit ich mich mit ihm bequemer über alle Umstände berede, und ich hoffe, daß unser Vorhaben einen glücklichen Ausgang haben wird. Wenn wird doch die Zeit kommen, da wir die Köpfe unserer Feinde werden abschlagen, und verhüten können, daß sich die Deutschen nicht in eine Armee zusammen ziehen? Wenn der Minister meinem Rathe folgen wollte, so würde alles gut gehen. Ich wollte, daß man mir die Führung dieser Sache überließe, weil ich weiß, wie man mit diesen Ungeschliffenen umgehen muß. Ich hätte mich gerne mit euch besprechen wollen, ihr habt aber wohl gethan, daß ihr euch wegen der wider die Mißvergnügten ergangenen Verordnung verborgen haltet. Ich glaube, daß ihr wohl werdet dem Minister den Eifer, welchen ich für Seine Hoheit habe, zu erkennen gegeben haben, und wie sehr mir

daran

daran gelegen, unsern gefaßten Entschluß geheim zu halten, er soll sich darauf verlassen, was ihr ihm gesaget, ohne mehr Sicherheit zu verlangen. Ich werde meine Schuldigkeit gegen ihn nicht verabsäumen, auch nicht zugeben, daß es von andern geschehe. Ich kan euch nichts mehres berichten, als bis unser Vergleich mit dem Minister geschlossen ist. Bauet auf meine Freundschaft, und seyd versichert, daß ich zu allen Zeiten Gelegenheit suche, euch zu dienen. Euer gehorsamer Diener, **Franz Christoph Frangipani, Marquis von Tersatz.**

Man sieht aus diesem Briefe, daß die Hungarn ein Verständniß mit den Türken unterhielten; ehe dieselben aber sich öffentlich herausließen, wollten sie erst sehen, wie die Sachen ablaufen würden; also übereileten sie sich nicht, denen Rebellen zu Hülfe zu kommen. Da **Tschollnisch** sich vor den Folgen des Aufruhrs fürchtete, begab er sich aufs schleunigste nach Wien, fiel dem Kaiser zu Füßen, bat ihn wegen seines Verbrechens um Gnade, und händigte demselben den Brief des **Frangipani** ein.

Unterdessen machte sich der Fürst **Ragozi**, welcher das Haupt der Zusammenverschwörung war, fertig, den Krieg anzufangen. Er hatte versprochen, sich Montcatsch zu bemächtigen und sich von allen Schätzen Meister zu machen, die sein Vater, seit der Zeit derselbe Woywode von Siebenbürgen gewesen, daselbst gesammlet hatte.

Der Graf von **Serin** übernahm es, in Croatien zu agiren, und die Wallachen zu unterstützen, welche sich auf die Seite der Rebellen gewandt hatten. **Leopold**, welcher einen allgemeinen Aufstand befürchtete, wollte anfänglich die Wege der Gelindigkeit versuchen, bis er erst im Stande wäre, Gewalt zu brauchen die Hungarn wieder zum Gehorsam zu bringen, aber der Graf von **Serin** schrieb zu eben der Zeit an alle große Herren im Reiche, und ermahnete sie, ihm getreu zu bleiben. Die Hungarn, welche durch diese Erinnerungen vorher eingenommen worden, weigerten sich, den Befehlen des Kaisers nachzuleben. Sie unterzeichneten so gar eine Vereinigung, und warben Truppen an, darüber **Ragotzi** das Commando haben sollte. Dieser junge Fürst begab sich vor Moncatsch in der Absicht, sich dessen zu bemeistern, aber er fand die Brücken aufgezogen und die Canonen gepflanzet, seine Forderungen zu beantworten. Er unterließ nicht, seiner Mutter, welche in diesem Platze das Commando führete, den Antrag zur Uebergabe zu thun, allein diese beherzte Fürstinn schlug es ihm ab, und gab ihm alle Verweise, die ein widerspenstiger Sohn von einer Mutter, welche ihre Pflichten kennet und dieselben erfüllen will, erwarten muß.

Der Kaiser, welcher wohl sah, daß es Zeit wäre, Gewalt gegen die Hungarn zu brauchen, ließ Truppen anrücken, den Unternehmungen des Grafen von **Serin** Einhalt zu thun. Die-

ser Herr, welcher sich damals außer Stande sah, seinem Oberherrn zu widerstehen, schickete einen Trompeter nach Wien, dem Kaiser seine Treue zu versichern; aber **Leopold** ließ sich durch alle diese schöne Betheuerungen keinesweges blenden, und er gab dem General **Spankau** Befehl, ohne Zeit Verlust Schacketorn zu belagern. Als der Graf von **Serin** davon Nachricht bekam, machete er Anstalten, diesen Ort zu vertheidigen. Da man ihm aber zu verstehen gegeben, daß er ohngeachtet aller seiner Tapferkeit bald würde gezwungen worden, sich zu ergeben, so entschloß er sich endlich, die Gnade des Kaisers anzuflehen. Der Graf schickete einen Augustiner Mönch nach Wien, sich zu bemühen, einen Vergleich zu treffen. Der Unterhändler wandte sich an den Fürsten von **Lobkowitz**, und bat denselben, sich des Schuldigen anzunehmen. „Ich gehe es ein, antwortete der Mini„ster **Leopolds**, aber wenn der Graf will, daß „man mit gutem Erfolge für ihn sich bemühen „soll, so muß er seinen Sohn als Geißel für „seine Treue nach Wien schicken, und „dem Kaiser völlige Macht und Freyheit laßen, „wenn er einen so klugen Entschluß faßet; so „wird man ihm nicht nur seinen Aufstand ver„zeihen, sondern er wird auch noch bey seinen „Gütern, seinen Ehren, seiner Freyheit und sei„nen Aemtern erhalten werden; wenn er das „Amt eines Viceköniges von Croatien willig „niederlegen will, so will man ihm dagegen ein „ander ansehnliches Gubernement geben.

Der Mönch kehrete über seine Unterhandlung vergnügt zu dem hungarischen Herrn zurück, welcher seinen Sohn demselben seinen Händen übergab, nebst einer Vollmacht, welche mit einem Versprechen angefüllet wurde, daß man in allen Plätzen, wo der Graf von Serin das Commando hatte, deutsche Besatzung einnehmen und die Mitschuldigen der Zusammenverschwörung anzeigen wollte. In der Zeit, da der Augustiner eine zweyte Reise nach Wien that, so kam Spankau mit der Kaiserlichen Armee vor Scacketorn an, und schloß es sogleich ein. Der Graf schickete einen Edelmann an den General, um einen Waffenstillestand anzusuchen, und ihm zu wissen thun zu lassen, daß er sich alleweile mit dem Kaiser vergliche. Spankau antwortete, daß er von dieser Sache keine Kenntniß hätte, und daß er nur die Befehle seines Herrn ausrichtete. Er setzete folglich die Belagerung mit allen Eifer fort, so daß der Graf von Serin und Frangipani, sein Schwager, welche den Platz nicht mehr vertheidigen konnten, den Entschluß fasseten, ihn zu verlassen. Sie giengen durch eine geheime Pforte aus der Stadt, aber der Graf von Keri hielt sie an, und führete sie nach Wien: statt daß man sie ins Gefängniß hätte sperren sollen, so gab man einen jeden unter die Aufsicht eines Officiers, und man begegnete ihnen mit vieler Gelindigkeit. Sie wurden alle Tage von Personen vom ersten Range besuchet, und man bewirthete sie prächtig. Aber nach und nach nahmen die Besuche

suche ab, daraus die beyden Gefangenen urtheileten, daß ihre Angelegenheiten eben keinen günstigen Lauf nähmen. Sie dachten nicht ohne Grund also. Man hatte ihnen sehr schlecht gedienet. Leopold war anfänglich geneigt, ihnen ihres Verbrechens halber Gnade angedeihen zu lassen, aber die Minister an dem wienerischen Hofe, welche von der nachgelassenen Beute dieser zween hungarischen Herren ihren Vortheil zu ziehen vermeyneten, erbitterten dergestalt das Gemüthe des Kaisers, daß er sich entschloß, mit der strengsten Gerechtigkeit wider sie zu verfahren.

Unterdessen warnete der Graf von Serin, seine Begnadigung zu verdienen, Leopolden, der scheinbaren Stille der Türken nicht zu trauen, und versicherte ihn, daß es nicht lange dauern würde, dieselben mit einer mächtigen Armee in Oberhungarn eindringen zu sehen. Der Kaiser ließ dem Grafen sagen, daß weil er sich vor das Beste und den Vortheil seines Oberherrn so eifrig bewiese, er sich bemühen solle, die Unruhen, damit Hungarn bedrohet würde, zu dämpfen, und daß wenn er es bey Ragotzi vermitteln und machen wolle, daß derselbe wieder zu seiner Pflicht zurückkehrete, er ihm zur Belohnung vor einen solchen Dienst, seine Begnadigung, seine Freyheit, die Wiedergabe seiner Güter, und das erste Gubernement, so offen werden würde, verspräche.

Der Graf von Serin ließ sich durch so schöne Versprechungen blenden, er schrieb an

Ragozi und ermahnete ihn, wieder zu seiner Pflicht umzukehren. Da der Fürst von Siebenbürgen sah, daß es ihm unmöglich war, den Krieg fortzusetzen, so legete er die Waffen nieder, und bat beym Kaiser um Gnade. Ragozi erhielt seine Begnadigung; die andern Mitverschwornen waren nicht so glücklich. Man fieng an ihnen den Proceß zu machen, und man fand Briefe von dem Grafen von Serin und von Frangipani, welche zur Ueberführung dieser beyden Gefangenen dieneten, und ihre Mitgesellen anzeigeten. Man nahm Nadasti in Verhaft und brachte ihn nach Wien, wo er nicht sobald angekommen war, als er sich schuldig bekannte.

Frangipani und sein Schwager wurden nach Neustadt gebracht und in unterschiedene Gefängnisse geworfen. Der Graf Serin, welcher glaubete, daß man seinen Proceß in die Länge ziehen wollte, bat den Kaiser um schleunige Beendigung. Während dieser Zeit legete Tettembach, welcher auch ein Gefangener war, das Bekenntniß seines Verbrechens ab, und zeigete schriftlich den ganzen Entwurf der Zusammenverschwörung an. Er entdeckete, daß man den Anfang mit der Anzündung der Stadt Gratz machen sollte, und schilderte mit den lebhaftesten Farben den jämmerlichen Zustand, worinnen sich die Kranken, die Schwachen, die schwangern Weiber, die Kinder, die Alten würden befunden haben. Er bat sie, gegen ihn keinen Groll zu behalten, daß er sie einem so grau-

samen

samen Tode hätte übergeben wollen. „Wenn „ich mir, sagete er, diese unglückliche Nacht vor„stelle, welche zum Morden, zu Niedermetzelun„gen und zur Verwüstung angesetzet war, verwir„ret dieses schreckens volle Bild meinen Verstand, „und zernaget mein Herz mit den schärfsten Ge„wissensbissen. Ich danke dem Himmel, daß „er verhütet hat, daß dieses unmenschliche Vor„haben keinen Fortgang gehabt, und ich er„mahne alle Menschen, denen mein Unglück be„kannt werden wird, nicht die Stimme des Gei„zes und der Ehrsucht anzuhören, die mich mei„nem Oberherrn untreu gemachet haben.

Unter allen Mitverschwornen war **Tadasti** der strafbarste und hartnäckigste, seine Unschuld zu behaupten. Er schrieb an seinen Sohn ohngefähr in diesen Ausdrücken: „Haltet bey dem „Kaiser auf das inständigste, so viel wie mög„lich ist, an, daß er über mein Schicksal gebie„the, ohne wider mich mit tausend unnöthigen „Umständen verfahren zu lassen. Lasset euch „nicht abschrecken, mein lieber Sohn, die Ge„duld hilft uns alle Hindernisse überwinden, und „die härtesten Herzen können einem langen be„ständigen Anhalten nicht widerstehen. Ich „bin auf den Ruhm meines Herrn so eifersüch„tig, daß ich nicht suchen werde mich zu recht„fertigen, es sey denn, der Kaiser schenke mir „seine Achtung, und ich will nicht, daß man in „der Welt sagen könne, daß ein so weiser Fürst „mich ungerecht hat leiden lassen. Es ist wahr,

„daß ich einige Wissenschaft von den Anschlä-
„gen der Gräfinn Wesselini a) gehabt, aber
„ich habe nicht geglaubet, solche eröffnen zu
„müssen, weil es nur eitele Entwürfe waren.
„Weit entfernt, daß ich daran Theil gehabt ha-
„be, ich habe mich vielmehr denenselben aus al-
„len meinen Kräften entgegen gesetzet. Diese
„Aufführung hat mich dergestalt bey den Miß-
„vergnügten verdächtig gemachet, daß sie sich
„vorgenommen hatten, sich von mir loß zu ma-
„chen. Se. Kaiserliche Majestät kann aus mei-
„nen Briefen, so bey den Acten liegen, erse-
„hen, daß ich nie einen andern Ehrgeiz besessen,
„als denjenigen, zur Bedienung eines Palatins
„zu gelangen; und wenn ich diese Würde erhal-
„ten hätte, so würde ich durch meine Dienste
„mich bestrebet haben, neue Gnadenbezeigungen
„zu verdienen. Stellet dem Kaiser vor, daß
„meine Gefangenschaft den Ruhm beflecke, wel-
„chen mir meine Vorfahren durch ihre Helden-
„thaten erworben haben. Was mich am meisten
„bey meinem Unglücke kränket, ist, daß meine
„Kinder und vornehmlich meine Tochter bey ei-
„ner so lang dauernden Haft von dem Wege der
„Tugend abweichen können, den ich mir jederzeit
„habe angelegen seyn lassen sie zu lehren. Ich
„empfeh-

a) Der Graf Wesselini, Palatin von Hungarn, war einer der vornehmsten Häupter der Zusammenverschwörung gewesen. Nach seinen Tode gieng die Gräfinn seine Gemahlinn dieselben Anschläge mit ein.

„empfehle euch, mein lieber Sohn beym Kaiser „meine Dienste geltend zu machen, die ich ihm „geleistet habe, erinnert ihn, daß ich hundert„mal mein Leben für die Wohlfahrt des Staats „gewaget.

„Da dieser Fürst das lebendige Ebenbild „Gottes ist, so soll er auch nach dem Beyspiele „der Gottheit einem Menschen vergeben, welcher „seinen Fehler mit Schmerzen erkennet, und „welcher von einer aufrichtigen Reue durchdrun„gen ist.

Man wird sich ohne Zweifel höchst wundern, einen Menschen, welcher noch bey der Eigenschaft eines Rebellen den Namen eines Vergifters a) führete, sich beklagen zu sehen, daß seine Gefangenschaft ihn außer Stand setzet, seinen Kindern Beyspiele der Tugend zu geben. Die Bemühungen, welche der Graf Nadasti anwandte sich zu rechtfertigen, waren vergeblich. Man hatte gegen ihn zu überzeugende Beweise. Unterdessen schrieb doch eine Privatperson (man hat auf einen Bischof, der es gewesen, Verdacht) zum Besten des Verbrechers an den Papst. Der Brief, den man Sr. Heiligkeit zuschickete, enthielt überhaupt das in sich, daß

a) Man muß sich erinnern, daß Nadasti durch Zubereitung einer vergifteten Torte von jungen Tauben, Leopolden suchete aus dem Wege zu räumen. Er ließ auch todte Katzen und Hunde mit Kalk in die Brunnen werfen, daraus man für die Küchen des Kaisers Wasser holete.

Nadasti jederzeit die Vortheile der Religion und des heiligen Stuhls mit Eifer behauptet, daß er ein unversöhnlicher Feind der Ketzer und ein Beschützer der Witwen, der Unmündigen und Waisen wäre, daß es eine Unmenschlichkeit wäre, einen Menschen hinrichten zu lassen, welcher alle Augenblicke den Unglückseligen mit seinem Vermögen beystünde; daß wenn er auch ein wenig von seinen Pflichten abgewichen, er gewissermaßen durch die Verfolgungen und Ungerechtigkeiten derer Minister des Kaisers darzu wäre gezwungen worden; daß Ferdinand III. allezeit viel auf diesen hungarischen Herrn gehalten, und daß er niemals, weder zu Friedens- noch zu Kriegszeiten, etwas vorgenommen, ohne denselben vorher um Rath gefraget zu haben. Man brachte noch andere Gründe bey, welche bey dem Hofe zu Rom a) mehrern Beyfall haben mußten, als an dem wienerischen. Um aller dieser Betrachtungen willen hielt man bey Sr. Heiligkeit an, den Kaiser um die Begnadigung des Grafen Nadasti zu bitten. Der Papst glaubete, daß er einen Menschen nicht verlassen müßte, welcher der römischen Kirche große Dienste geleistet, und er schrieb an Ihro kaiserliche Majestät in diesen Worten:

Clemens

a) Man sagete zum Exempel, Nadasti zu rechtfertigen, daß dieser Graf ein Collegium der Jesuiten, ein Augustiner und Serviten Kloster hätte bauen lassen. Ein Mensch kann fromme Stiftungen machen, und dennoch ein großer Bösewicht seyn.

Clemens Papst X.

An unsern sehr theuern und vielgeliebten Sohn in Jesu Christo, Leopold IV.

Unser sehr theurer Sohn in Jesu Christo!

Unter allen Tugenden, damit Eure Majestät prangen, zweifeln Wir nicht, daß nicht die Gnade die erste Stelle hat. Alle Welt versichert, daß die Sanftmuth denen Prinzen aus dem Hause Oestreich natürlich ist. Folgen Sie also dem Beyspiele Ihrer Ruhmwürdigen Vorfahren. Sehen Sie die drey Stände des Königreichs Hungarn vor Ihren Füßen liegen, um bey ihnen für den Grafen Nadasti, den Präsidenten des obersten Gerichts dieses Reiches, und Rath in Ihrem Staatsrathe, der in Ihrem Gefängnissen liegt, um Gnade zu flehen. Ob Wir gleich, wenn Wir Ihre Großmuth erwägen, sehr versichert sind, daß Sie ihre allerunterthänigste Bitten günstigst erhören werden, so sind Wir nichtsdestoweniger dem Grafen Nadasti wegen des Eifers, den er für die Fortpflanzung des Catholischen Glaubens bewiesen hat, zu lieben verbunden, und Wir haben ihm unser Vorwort bey Ihnen nicht abschlagen können. Wir halten uns auch verpflichtet, Ihnen vorzustellen, daß Sie, wenn Sie ihm vergeben, Ihren Namen ehrwürdiger machen, und sich die Segenswünsche aller Hungarn zuziehen werden, da Wir des mehrern Unserm Botschaf-

ter

ter übertragen, welcher Ihnen Unsere Meynungen weitläuftiger erklären wird. Unterdessen ertheilen wir Ihnen unsern Apostolischen Segen. Rom, den 7. Märzmonats 1671.

Dieser Brief hatte nicht die Wirkung, deren sich vermuthlich der **Papst** geschmeichelt hatte. Man fuhr mit den angegangenen Processen wider die Grafen von **Serin**, **Frangipani** und **Nadasti** fort, und als sie völlig des Verbrechens des Aufruhrs überführet waren, ernannte der Kaiser Gevollmächtigte, das letzte Urtheil über sie zu sprechen. Man verurtheilete die drey hungarischen Herren, ihres Adelstandes entsetzet zu werden, daß ihnen die rechte Hand und der Kopf abgehauen werden sollte, und man zog alle ihre Güter ein. Als man dem **Nadasti** sein Urtheil vorlas, antwortete er, er bedanke sich bey dem Kaiser, daß er ihm nicht eine härtere Strafe aufgeleget hätte und er wäre überzeuget, daß ein so frommer Fürst nichts begehen könne, als was gerecht wäre. Er that noch einen Versuch seine Begnadigung zu erlangen, und schrieb an **Leopolden** folgenden Brief.

Allerdurchlauchtigster Kaiser,

Wenn ich es so lange verschoben habe, zu der Gnade Ew. Kaiserl. Majestät meine Zuflucht zu nehmen, so ist es deswegen geschehen, weil ich mich in Betracht der Größe meines Verbrechens, der Vergebung unwürdig gehalten habe. Ich habe durch meine Kühnheit

Dero

Dero gerechten Zorn nicht noch vermehren wollen, und durch andere Leute mein allerunterthänigstes Bitten vortragen zu lassen mich begnüget. Da ich aber statt der Begnadigung, die ich erwartete, das Todesurtheil, so wider mich gefället worden, angehöret, so darf ich mich getrösten, daß Ew. Kaiserl. Majestät nicht ungnädig nehmen, wenn ich Denenselben diese wenige Zeilen überreiche, welche mit meinen Thränen benetzt sind, zu einer Zeit, da ich von Seiten der Menschen aller Hülfe beraubet bin. Lassen Sie mir die Wirkungen Dero Erbarmens erfahren, indem Sie das unglückliche Schwerd zurück, halten, welches mein Haupt von meinem Körper trennen soll, und mir erlauben, den übrigen Theil meines Lebens in einem Kloster zuzubringen, wo ich für meine Verbrechen büßen kann. Die Sanftmuth ist denen Prinzen aus Dero durchlauchtigsten Hause von Natur so eigen, daß ich keinen Zweifel trage, Dieselben werden die Schärfe meines Urtheils mildern. Die Gnade der Könige offenbaret sich niemals mehr, als bey denen Gelegenheiten, da sie am meisten beleidigt zu seyn scheinen. Gott, welcher uns so ernstlich die Vergebung der Beleidigungen anbefiehlet, wird Sie in dieser und der zukünftigen Welt dafür nicht unbelohnet lassen. Unterdessen wünsche ich Ihnen eine lange und glückselige Regierung, in Erwartung der Wirkung der allerunterthänigsten Bitten, welche Ew. Kais.

Maje-

Majeſtät vorträgt Dero allerunterthänigſter und unwürdigſter Unterthan, Franz Nadasti.

Der Kaiſer ließ ſich keinesweges erweichen. Er wollte durch ein Beyſpiel der Strenge bey den Hungarn Furcht erwecken; man kündigte demnach dem Nadasti an, daß er ſich zum Tode bereiten ſollte. Als der Augenblick der Vollziehung herangekommen war, führete man ihn zum Gerichtsplatze. Es war ein Saal unten in dem gewöhnlichen Gerichtspallaſte. Nachdem ihm der Gerichtſchreiber das Urtheil vorgeleſen hatte, kündigte man dem Miſſethäter an, daß ihm die Hand nicht ſolle abgehauen werden. Der unglückliche Graf empfand über dieſe Nachricht einige Freude. Da er vor einem Altar, welchen man an dieſen Ort hatte aufrichten laſſen, hingekniet war, betete er mit lauter Stimme ein bewegliches Gebet, er erkannte die Größe ſeiner Miſſethat und bat Gott, ihm barmherzig zu ſeyn. Nachdem er ſein Gebet vollendet, ließ er ſich von einem ſeiner Edelknaben, welcher ihm die Augen verband, auskleiden. Er ſtellete ſich darauf auf eine Art einer niedrigen hölzernen Bank, und der Scharfrichter hieb ihm mit einem Streiche den Kopf vom Körper in Gegenwart einer ſehr geringen Anzahl von Leuten. Er wurde in einen Sarg geleget, auf ein mit ſchwarzem Tuche behangenes Gerüſte gebracht und ſieben Stunden dem Volke zur Schau hingeſtellet. So war das jämmerliche Ende des Grafen Franz Nadasti beſchaffen, welchen ſein altes adeliches Geſchlecht, ſeine gro-

großen Güter, seine vornehmen Anverwandschaften von der schimpflichen Todesstrafe nicht erretten konnten, deren er sich durch seine Empörung, und hauptsächlich durch die Anschläge, die er wider das Leben seines Oberherrn geschmiedet, würdig gemacht hatte.

Man kündigte auch den Grafen von **Serin** und **Frangipani** an, daß sie zum Tode verurtheilet wären. Ersterer schien ziemlich ruhig zu seyn, als man ihm eine so schreckliche Nachricht hinterbrachte, aber sein Schwager beklagete sich, daß man ihm nur zwey Tage zur Zubereitung zum Sterben zugestünde; er stellete den Commissarien in sehr rührenden Ausdrücken vor, daß er noch sehr jung und der einzige von seinem Hause übrig wäre, daß diese Betrachtungen dem Kaiser bewegen sollten, ihm das Leben zu schenken, weil er bereit wäre, Sr. Kaiserl. Majestät zu schwören, Ihnen ins künftige getreu zu bleiben. Er sagete, es wäre kein Exempel vorhanden, daß man einen hungarischen Herrn um des ersten Vergehens halber von dieser Art mit dem Tode bestrafet hätte, daß mehrere Personen, die eben so strafbar als er wären, vom Kaiser wieder wären begnadiget worden, und daß man ihm also ohne Ungerechtigkeit eine dergleichen Vergebung nicht versagen könnte, weil es das erstemal wäre, daß er von seiner Schuldigkeit abgewichen wäre.

Ob man gleich **Frangipani** zu verstehen gab, daß er vergeblich seine Zuflucht zur Gnade des Kaisers nehmen würde, so schrieb er dennoch

noch an diesen Fürsten. „Ihro Kaiserl. Maje-
„stät, sagete er, müssen meine Empörung als
„eine That eines jungen Menschen ansehen, wor-
„an der Unverstand mehrern Antheil gehabt hat,
„als die Bosheit. Ich hoffe, daß Sie in
„meiner Person ein Haus nicht ausrotten wollen,
„welches Dero Durchlauchtigen Vorfahren große
„Dienste gethan. Ich würde an der Spitze
„Dero Armeen den Tod nicht scheuen, es ist
„aber was sehr hartes für mich, mein Leben
„durch die Hand des Henkers zu endigen. Ich
„werde allezeit bereitwillig seyn, in dem Dienste
„meines Landesherrn mein Leben aufzuopfern,
„dem ich die Erhaltung desselben schuldig seyn
„werde. Unterdessen wenn mein Untergang be-
„schlossen ist, so ergebe ich mich gänzlich in Dero
„Willen.

Da dieser Brief von gar keiner Wirkung war, so dachte Frangipani an nichts mehr, als sich zum Tode zuzubereiten; er trug den Commissarien auf, dem Kaiser seinen Unmuth zu bezeugen, den er empfände, daß er sich gegen ihn vergangen hätte. Er bildete ihnen den Schmerz ab, den sein trauriges Ende einer geliebten Gemahlinn verursachen würde und bat um Erlaubniß, an dieselbe zu schreiben a) um

von

a) Brief des Grafen von Frangipani an die Gräfinn seine Gemahlinn.

Meine sehr werthe und vielgeliebte Julie, weil mein widriges Schicksal will, daß ich heute zur

Büßung

von ihr auf ewig Abschied zu nehmen, mit dem Ersuchen, daß sie für dieselbe bey Leopolden vorbitten sollten, damit dieser Fürst ihr einen Theil seines Vermögens zurück geben möchte. Die Unterredung, die er mit den Commissarien hielt, war so rührend, daß Niemand von den Umstehenden sich der Thränen enthalten konnte.

Da

Büßung meiner Fehler, die ich wider den Kaiser meinen Herrn begangen habe, das Leben verliehre, so habe ich nicht geglaubt, aus dieser Welt gehen zu müssen, ohne dich zu umarmen, und dir durch diese wenige Zeilen auf ewig Abschied zu sagen. Ich beschwöre dich, mir zu verzeihen, wenn ich dir während unserer Verehligung einigen Verdruß verursachet habe, wie ich dir von meiner Seite verspreche, alle hitzige Vergehungen, die du gegen mich etwa hast erweisen können, zu vergessen, weil ich völlig überzeuget bin, daß sie nur von dem sanften Gefühle deiner Empfindungen und allzugroßen Zärtlichkeit herrühreten. Ich bitte dich, meine letzten Empfehlungen an alle meine Anverwandte und guten Freunde zu machen, und die Gütigkeit zu haben, für die Ruhe meiner Seele Messen lesen zu lassen, welche, wie ich hoffe, in wenig Augenblicken das Anschauen ihres Erlösers genießen wird. Ich hätte gerne gesehen, meine liebe Julie, daß ich dir Kennzeichen meiner zärtlichen Zuneigung zurück lassen könnte, aber mein bejammernswürdiges Geschick erlaubet mir nicht, über das geringste zu gebieten. Ich habe bey dem Kaiser auf das inständigste Ansuchung gethan, die Treue, die du mir bewiesen hast und die ununterbrochene Freundschaft, davon ich so viele Merkmaale erhal-

Da sich die Commissarien zu dem Graf von Serin verfüget hatten, so fragete er sie, zu welcher Art der Todesstrafe er wäre verurtheilet worden. Man gab ihm zur Antwort, daß er nach der Schärfe der Gesetze die grausamsten Martern verdienet hätte, daß aber der Kaiser vermöge seiner natürlichen Gütigkeit, das Urtheil hätte lindern wollen, und daß ihm nur der Kopf und die Hand sollte abgehauen werden. Man gab ihm zu verstehen, daß ihm dieses

Ueber-

ten habe, zu vergelten. Ich zweifle nicht, daß dieser so gerechte als vortreffliche Fürst nicht seine Gunstbezeigungen und Gnade über dir, so weit du sie verdienst, ausschütte. Ich ersuche dich auch bey Orpheus Frangipani meinen letzten Abschied abzustatten und ihn zu bitten von meinetwegen, daß er alle Ursachen zur Klage, die ich ihm könnte gegeben haben, vergessen möchte. Ermahne ihn um der zärtlichen Freundschaft willen, die uns allezeit verbunden hat, daß im Fall er einige Fehler wider Se. Kaiserl. Majestät begangen hat, seine Gnade unverzüglich anflehen solle, und versichere ihn, daß er eine gänzliche Gnugthuung erhalten werde; sage ihm ja, daß ich in der größten Verzweiflung wäre, ihm keine Merkmaale meines Andenkens geben zu können. Mein Unglück hat mir über nichts freye Gewalt gelassen. Lebe wohl, meine liebe Julie, die Zeit unserer Trennung nahet heran. Wenn du in dieser Welt alle meine Zuneigung gehabt, so kannst du versichert seyn, daß ich in jener unablässig unsern göttlichen Erlöser bitten werde, dich mit seinen Gnadenwohlthaten zu überschütten. Erinnere dich jederzeit, meine liebe Julie, deines sehr ergebenen und getreuen Mannes, Franz Frangipani.

Uebermaß der Linderung außerordentlich rühren müßte. Der unglückliche Graf bat die Commissarien flehentlichst, es dergestalt zu vermitteln, daß seine Strafe nur bis auf die Enthauptung eingeschränket würde. Man wollte ihm auf diesen Fall nichts versprechen. Ehe diese beyden Missethäter abgethan wurden, erlaubete man ihnen, sich zu sehen, und **Frangipani** redete zu dem Grafen von **Serin** in diesen Worten:

„Mein lieber Bruder, weil es Gott gefällt, „daß wir beyde, unsere Verbrechen zu büßen, an „diesem Tage sterben müssen, so habe ich mich „nicht entschließen können aus diesem Leben zu „gehen, ohne euch das letzte Lebewohl zu sagen, „und euch demüthigst um Vergebung zu bitten, „daß ich die Hauptursache eures Untergangs gewesen bin. Ich wollte von ganzem Herzen „wünschen, daß ich durch die Vermehrung meiner Strafen euch der Todesstrafe, die man „euch zubereitet, entreißen könnte; weil mir „aber dieses nicht möglich ist, so darf ich mich „schmeicheln, daß ihr dem Tode ohne Schwachheit Trotz bieten werdet, und ich will mich bemühen, euch ein Beyspiel der Entschlossenheit „und Standhaftigkeit zu geben. Kaum hatte **Frangipani** zu reden aufgehöret, als er auf die Knie fiel, und da sein Schwager desgleichen gethan, so umarmten sich diese beyde Herren mit allen Zeichen einer zärtlichen Zuneigung.

Der Graf von **Serin** dankete **Frangipani** für seinen Besuch, und versicherte, daß er alles

dessen nicht mehr gedenken wolle, was sie mit einander hätte entzweyen können. Er übergab darauf den Commissarien einen Brief a), den er an seine Gemahlinn geschrieben, und bezeugete seine herzliche Reue, die er empfände, den Kaiser

a) Brief des Grafen von Serin an seine Gemahlinn.

Ich bitte dich, meine liebe Frau, dich nicht zu betrüben, wenn du meinen letzten Abschied erhältst. Morgen Vormittags, um zehen Uhr, sollen dein Bruder und ich, weil es Gott also gefällt, enthauptet werden. Wir haben heute einer von dem andern mit den größten Freundschaftsbezeigungen Abschied genommen. Du wollest also erlauben, daß ich ihn auch in diesem Briefe von meiner lieben Frau nehme, und daß ich dieselbe tausendmal wegen der Verdrüßlichkeiten, die ich ihr so vielfältigemal verursachet habe, um Vergebung bitte. Gott sey Dank, ich habe mich gänzlich dem Tode ergeben, und ich fürchte mich nicht vor seiner Annäherung. Ich habe zu seiner göttlichen Gnade die Hoffnung, daß da er mir das natürliche Leben gegeben, er mir auch das ewige genießen lassen wird. Ich will ihn bitten, wenn ich im Himmel seyn werde, uns die Gnade zu thun, daß wir dereinst daselbst mit einander vereiniget seyn mögen, daselbst Zeugen seiner Herrlichkeit zu seyn. Ich weiß nicht, was ich dir in Ansehung meines Sohnes und wegen des Verlustes unserer Güter melden soll. Ich habe alles dem Willen Gottes anheimgestellt. Ich ersuche dich inständigst, diese widrige Schicksale mit Gedult zu ertragen. Neustadt, den 29. April 1671. den Tag vor meinem Abschiede aus dieser Welt, Abends um 7 Uhr. Gott breite über dich und über Aurora Veronica meine Tochter, seine Gnade und Segen aus.

ser beleidiget zu haben. Da die Stunde der Hinrichtung herbey gekommen war, schickete der Richter, welcher dieser traurigen Ceremonie beywohnen sollte, zu denen Commissarien, und ließ anfragen, ob keine Gnade für die armen Sünder zu hoffen wäre; sie ließen zur Antwort sagen, daß der Graf von Serin von Abhauung der Hand wäre befreyet worden. Man ließ endlich diesen unglücklichen Herrn auf ein schwarz bekleidetes Gerüste steigen. Man verband ihm die Augen, und der Scharfrichter hieb ihm auf den zweyten Streich den Kopf ab. Hierauf wurde Frangipani herbey geführet, und ließ viel Standhaftigkeit bey einer Gelegenheit sehen, wo die unerschrockensten Männer manchmal Schwachheit beweisen. Er hielt an die Anwesenden ohngefähr in diesen Ausdrücken eine Rede: „Sehet mich an, und ziehet alle aus „meinem Beyspiele und aus dem schmerzlichen „Schauspiele meines Unglücks eine nutzbare „Lehre; handelt niemals wider die Treue, die „ihr eurem Oberherrn schuldig seyd, und bleibt „unverletzt eurer Pflicht zugethan. Lasset euch „nicht von denen schmeichelerischen Reizen des „Ehrgeizes verführen, welcher den Menschen „eingebildete Güter vorhält, sie ins Verderben „zu stürzen. Sehet, ich bin bereit das Leben zu „verlassen, bittet Gott um die Ruhe meiner „Seele; wenn ich im Himmel seyn werde, so „will ich daselbst euer Fürbitter werden. Lebet „wohl. Lebet wohl.

Als Frangipani hierauf auf ein sammten Küssen niedergekniet, bot er sein Haupt dem Henker dar. Er bekam den Hieb, aber in die Schulter, a) die herab flog. Er wendete sich sogleich um, und da er mit dem Kopfe geschüttelt, wollte er aufstehen. In dem Augenblicke wurde ihm der zweyte Hieb beygebracht, und der Kopf fiel auf das Gerüste hin. Man legete die Körper der beyden Grafen in einen mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Sarg, und sie wurden mit den gewöhnlichen Ceremonien beerdiget. Nadasti war zu Wien abgethan worden. Zu Neustadt wurden Serin und Frangipani enthauptet.

Die Bestrafung dieser drey aufrührischen b) Herrn erstreckete sich bis auf die Nachkommenschaft. Man veränderte die Wappen ihrer Nachkommen, und man verbot ihnen, die Namen der großen Häuser, woraus sie abstammeten, zu führen. Die Hungarn hielten sich vielleicht vermöge eines besondern Freyheitsbriefes, welcher ihnen von einem ihrer Könige war ertheilet worden, berechtiget. Andreas II. ließ im Jahre 1222. eine Verordnung kund machen, kraft

a) Man nahm den Henker in Verhaft, weil man wissen wollte, ob er aus Versehen oder aus Bosheit die beyden Grafen verfehlet hätte. Die deutschen Scharfrichter sind in dieser Art der Hinrichtung sehr geschickt.

b) Der Graf von Tettembach wurde sieben oder acht Monate darnach hingerichtet.

kraft welcher er einem jeden hungarischen Edelmanne das Recht ertheilete, die Waffen so gar wider den König zu ergreifen, wenn er sich unterstünde, in die Freyheiten der Nation einen Eingriff zu thun. Eine Freyheit von dieser Art, welche für das Volk so vortheilhaft zu seyn schien, kann nicht anders als Uneinigkeit und Krieg zwischen den Unterthanen und dem Landesherrn anstiften. Demnach dienete die Verordnung des Königes Andreas mehr, im Staate Unruhen zu erregen, als darinnen die Ruhe zu erhalten. Indem dieser Fürst seinen Abscheu vor der Tyranney zu erkennen gab, zeigete er, wie wenig er die Staatskunst verstand. Er hatte bloß die Glückseligkeit seiner Unterthanen zu seinem Augenmerke, er bedienete sich aber nicht der füglichen Mittel, zu dem Zwecke zu gelangen, den er sich vorsetzete. Ich untersuche nicht, ob die Nachfolger dieses Monarchen die Hungarn genöthiget haben, Rebellen zu werden. Man lese nur das Manifest, welches diese Völker zu einer Zeit ausgehen ließen, da sie glaubeten Ursache zu haben, sich über die östreichische Regierung zu beklagen. Sich zu rechtfertigen, sageten sie:

Daß das Reich zum Nachtheile ihrer Freyheiten durch fremde Truppen bedrücket würde, welche ohne Noth wären herein geschickt worden, und die Eingebohrnen im Lande mit einer Grausamkeit ohne Beyspiel mißhandelten.

Daß die Hungarn, die man zu den Ehrenämter im Reiche erhoben, nicht die Freyheit hätten, denenselben vorzustehen.

Daß die Landtäge beständig unruhig wären, und sich dabey lauter Widerspruch fände; daß sie die meiste Zeit wären zerrissen worden, ohne daß was darauf wäre ausgemachet worden, und daß die darinn abgefasseten Sachen, fast niemals wären befolget worden.

Daß man denen Protestanten die freye Ausübung ihrer Religion nicht gestattete, daß man ihnen ihre Gotteshäuser mit Gewalt weggenommen, und ihre Geistlichen davon gejagt.

Daß man den Großen im Reiche nicht erlaubete, ihre Freyheiten zu genießen, welche besagten, daß sie um eines jeglichen Verbrechens halber, vor keinen andere Richten, als von ihrer Nation stehen dürften.

Daß man um der Fehler willen, so von Privatpersonen wären begangen worden, berechtiget zu seyn glaubte, das ganze Reich zu züchtigen.

Daß man ferner viel Geld aus den Bergwerken und Salzniederlagen im Königreiche zöge, und daß Se. Kaiserl. Majestät große Summen zum Unterhalte der Truppen verschickete, da dieselben nichtsdestoweniger so schlecht besoldet würden, daß man sie nöthigte, um sich Lebensunterhalt zu verschaffen, ins Land der Türken Streifereyen vorzunehmen, und daß die Türken aus Gegenrache die Gränzdörfer brandschatzeten, sengeten und

brenne-

brenneten, oder diejenigen, welche kein Geld geben wollten, zu Sclaven macheten.

Ich will wohl glauben, daß die Klagen, welche die Hungarn führeten, übertrieben waren, es ist aber allezeit gewiß, daß man ihren Freyheiten gewaltig zu nahe trat. Was hauptsächlich die größten Herren im Reiche aufbrachte, war dieses, daß sie die Krone von Hungarn, welche eine Wahlkrone war, unvermerkt in dem Hause Oestreich erblich werden sehen mußten. Dieses war auch eben ein Hauptbewegungsgrund zu ihrem Aufruhre. Sie konnten ohne Herzeleid nicht ansehen, daß ihnen das Recht einen Herrn zu wählen genommen wurde, ein Recht, welches in der That fast allezeit betrübte Folgen nach sich zieht, das aber einem Volke ungemein schmeichelt.

Die Maßregeln, welche die Hungarn nehmen wollten, ein so schönes Freyheitsrecht zu erhalten, waren Ursache, daß sie es verlohren; denn **Leopold**, nachdem er diese Rebellen bezwungen, gieng mit dem übrigen Theile der Nation wie mit einem eroberten Volke um. Er machte demnach bekannt, daß da er und seine Vorfahren Hungarn theuer erkaufet hätten, es billig wäre, daß die Krone desselben in seinem Hause erblich würde. Die Stände sahen sich genöthiget, den Erzherzog **Joseph** ältesten Sohn des **Leopolds**, für ihren Oberherrn zu erkennen, und die Thronfolge den männlichen Nachkommen des Hauses Oestreichs, welches in Deutschland regierete, und nach deren Abgange,

den Prinzen von der spanischen Linie zu bestätigen. Die Stände erhielten nur dieses, daß im Fall des Aussterbens der männlichen Kinder aus beyden Stämmen, denen Hungarn frey stehen solle, die Wahl eines Landesherrn vorzunehmen. Man hob darauf die Verordnung des Königs **Andreas II** auf, welche nur zu neuen Unruhen hätte Anlaß geben können.

Der Tod dieser drey widerspenstigen Herren machete den Unruhen in Hungarn kein Ende. Die Mißvergnügten trugen das Commando ihrer Armeen **Tekeli** a) auf, und waren in kurzer Zeit im Stande, ihren Oberherrn in Schrecken zu setzen. Der neue General griff die Truppen des Kaisers an, erfochte unterschiedene Siege, machete sich von einer großen Anzahl Plätze Meister, und war in allen seinen kriegerischen Verrichtungen so glücklich, daß man ihm den Titel eines Beschützers des Vaterlandes beylegete. Da er zu viertausend Türken gestoßen war, setzete er den Krieg sehr glücklich fort. Zur Belohnung der Dienste, die

a) Tekeli war ein Sohn des Stephan Tekeli, Grafen von Kersmark, Erb-Obervogt von Arsa und Baron von Schasnitz. Er war einer der reichsten Herren in Oberhungarn. Er war ein Lutheraner. Die schlechten Begegnungen, die ihm an dem Hofe zu Wien wiederfuhren, nöthigten ihn, sich nach Siebenbürgen zu wenden, wo er bey dem Fürst Abaßi der erste Minister wurde.

die er dem ottomannischen Hofe erwies, schickete ihm der Großvezier eine Weste, einen Säbel und eine Standarte mit einem Patente vom Sultan, darinnen er ihn zum Fürsten von Oberhungarn erklärete.

Tekeli ließ ein Manifest ausgehen, worinnen bekannt gemacht war, daß der Großherr alle Hungarn, welche zu den Mißvergnügten übergehen würden, in seinen Schutz aufnehmen, und daß er sie bey ihren Rechten, ihren Freyheiten, ihren Gütern, ihren Gesetzen und ihrer Religion schützen wollte, aber mit diesem Beyfügen, daß man keinen von denenjenigen schonen würde, die sich weigern würden, sich zu unterwerfen. Dieses Manifest brachte die Wirkung hervor, die Tekeli davon gehoffet hatte, und viele Städte öffneten den Rebellen ihre Thore. Die Türken drungen mit einer fürchterlichen Armee in Oestreich ein. Als der Herzog von Lothringen, welcher die kaiserlichen Truppen commandirete, sich nicht stark genug hielt, die Feinde anzugreifen, so fassete er den Entschluß, sich unter die Kanonen von Wien zurück zu ziehen.

Die Türken rückten gegen diesen Ort und belagerten ihn; aber die Oestreicher vertheidigten ihre Hauptstadt mit vieler Tapferkeit, überstiegen das Lager der Feinde, und schlugen sie in die Flucht. Der glückliche Ausgang der Kaiserlichen erweckete in den Gemüthern der Hungarn ein Schrecken, so, daß der größte Theil der aufrührischen Herren für rathsam hielt, sich

zu

zu demüthigen. Die Armee des Tekeli wurde alle Tage schwächer und dieser Abgang setzete ihn außer Stand, das geringste nur zu unternehmen. Da ihn die Türken ungerechter Weise wegen eines Einverständnisses mit dem Könige von Pohlen a) und dem Hause Oestreich im Verdacht hatten, so ließen sie ihn gefänglich einführen und in Ketten werfen.

Der unglückliche Zufall des Tekeli veränderte gänzlich die Gestalt der Sachen. Petheraſi sein Lieutenant wurde wegen seines Aufruhrs begnadiget. Er durchstrich Hungarn, die Mißvergnügten wieder unter den Gehorsam des Kaisers zu bringen, er gewann einige durch den Anschein der Belohnung, andere schreckete er mit Drohungen, und war glücklich seine Landesleute wieder zu ihrer Schuldigkeit zurück zu führen. Die Thätigkeit seines Eifers löschete das Verbrechen seines Aufruhres aus.

Unter allen Plätzen in Hungarn, welche sich wider den Kaiser empöret hatten, war keiner mehr, der sich hätte unterwerfen sollen, als die Stadt Moncasch, welche zwey Jahre lang eingeschlossen war, und welche die Gräfinn von Tekeli vertheidigte: die Soldaten von der Besatzung, welche durch ihre Gegenwart ermuntert wurden, hielten die Angriffe der Kaiserlichen mit Herzhaftigkeit aus. Da aber zuletzt die Lebensmittel

a) Der König von Pohlen war zum Kaiser gestossen, die Türken zu bekriegen.

mittel und Kriegsbedürfnisse in dem Platze angefangen hatten zu fehlen, so machete sich Leopold den Zustand zu Nutze, worinnen sich die Gräfinn befand, und that ihr Friedensvorschläge. Sie nahm sie doch nur mit dem größten Widerwillen an, und weil sie keinen längern Widerstand thun konnte. Nach der Uebergabe von Moncasch sah sich der Kaiser als unumschränkter Herr von ganz Oberhungarn.

Der Krieg währete zwischen den Kaiserlichen und Türken immer fort. Während der Zeit, als sie sich einer dem andern in den Haaren lagen, starb Michael Abassi, Woywode von Siebenbürgen. Er hatte seine Kinder dem Kaiser empfohlen. Leopold sah auf diese Empfehlung, und ernannte den ältesten Sohn des Michaelis zum Woywoden. Der Großherr aber vergab das Fürstenthum Siebenbürgen an den General der Rebellen in Hungarn. Als Tekeli sich mit dieser ansehnlichen Würde bekleidet sah, so hieng er mit noch mehrerem Eifer als er niemals gethan an die Partey des ottomannischen Hofes. Er griff viertausend Mann kaiserliche Truppen an, hieb sie darnieder, und machte den General Heisler, der sie anführete, zum Gefangenen. Einige Zeit darnach hatte er eine Schlacht wider den Prinzen August von Hanover auszuhalten. Dieser Letztere verlohr darbey das Leben, so auch eine große Anzahl Officiere. Die strenge Jahrszeit gestattet Tekeli nicht sich diesen erhaltenen Vortheil zu Nutze

zu

zu machen. Er kam in die Wallachey zurück und bezog daselbst die Winterläger.

Nach einem achtzehenjährigen Kriege sahen sich die Türken genöthiget Frieden zu machen. Sie verlohren das berühmte Treffen bey Zenta, und der Fürst **Eugenius**, welcher ihr Ueberwinder war, schloß mit ihnen einen Tractat a) welcher dem Reiche die Ruhe schenkete: Die Türken konnten für **Tekeli** nichts auswirken. Unterdessen traten sie ihm zur Erkentlichkeit der Dienste, die er ihnen geleistet hatte, Lugos, Corensibes und Vidin mit dem Titul eines Fürstenthums ab.

Leopold hatte nur Oberhungarn unter seine Botmäßigkeit bringen können. Der übrige Theil des Reichs war immer noch im Aufruhre wider den Kaiser, und die Mißvergnügten verheereten Oestreich, und streiften bis an die Thore vor Wien. Se. Kaiserlichen Majestät hatte **Ragotzi** in Verhaft nehmen lassen, welcher, wie man sagete, die Hungarn zum Aufstand aufzuhetzen suchete. Dieser Prinz fand ein Mittel aus dem Gefängnisse zu entkommen, wo er drey Jahre gefangen saß. Da er sich in Freyheit sah, reitzte er die Hungarn zum Aufruhre, unter dem Vorgeben, daß man sie in ihren Freyheiten kränkete, und sie wegen der Religion beunruhigte. Sie schicketen indessen Abgeordnete nach

a) Der Tractat zu Carlowitz, welcher im Jahr 1698. geschlossen wurde.

nach Wien ab, daselbst ihre Beschwerden vorzustellen. Die Mißvergnügten verlangeten, daß der Königlichen Capitulation gemäß, welche vom Kaiser unterzeichnet und beschworen, die bürgerlichen und Kriegsbedienungen, und die ansehnlichen Pfründen nur denen Einheimischen des Landes sollten ertheilet werden. Daß die Fürstinn **Ragotzi**, welche gefangen säße, sollte auf freyen Fuß gestellt und in den Besitz aller ihrer Güter eingesetzet werden, daß zuletzt das wider den Fürsten ihren Gemahl gesprochene Urtheil vor null und nichtig sollte erkläret werden. Der Hof zu Wien konnte sich zu diesen Foderungen nicht verstehen. Unterdessen da der Kaiser keine Wahrscheinlichkeit vor sich sah, die Rebellen mit Gewalt wieder zu paaren zu treiben, so that er ihnen von seiner Seite folgende Vorschläge:

Ihro Kaiserl. Majestät wäre es zufrieden, daß das hungarische Reich ein Wahlreich nach den Tode des römischen Königes würde, welcher sich des zu seinem Vortheile getroffene Erbvertrages begeben solle, woferne ihm der Adel und das Volk einen neuen Eyd der Treue ablegeten; daß die römische und protestantische Religion gleicher Weise erlaubt und in ihre alte Freyheiten wieder eingesetzet werden sollten; daß Se. Kaiserl. Maj. und der römische König eine allgemeine Verzeihung ohne Ausnahme allen denenjenigen wollten angedeyhen lassen, welche die Waffen ergriffen hätten, oder sonst den Vortheilen und Nutzen des östreichischen Hauses zuwider, Bündnisse

eingegangen wären; daß man alle neue Auflagen abschaffen, indem man der hungarischen Nation Freyheit in aller Art von Handel und Wandel verstatten wolle, ohne daß sie die geringsten andern Abgaben, als diejenigen, welche bereits von alten Zeiten her von denen Ständen des Reiches sind angeordnet worden, dafür entrichten sollten; daß man drey Monate nach der Bestätigung des getroffenen Vergleichs einen allgemeinen Reichstag in Hungarn ansetzete, darauf die Beschwerden der Nation zu untersuchen; daß aller drey Jahre und noch öfter, wenn man es für nöthig hielt, eine dergleichen Zusammenkunft hielte, über die allgemeinen Reichsangelegenheiten Rath zu pflegen; daß zuletzt denen Ständen von Hungarn erlaubt seyn solle, einen oder zwey Abgeordnete zu ernennen, welche sich zu Wien aufhalten könnten. Man verglich sich, daß die Abgeordneten den Character der Räthe des Königs von Hungarn haben, und denen Rathsversammlungen, wo von den Angelegenheiten des Königreichs würde gehandelt werden, beywohnen sollten.

Der Kaiser war damals wider Frankreich in Krieg verwickelt; dieses war die Ursache, warum er Vorschläge that, welche den Rebellen sehr vortheilhaftig hätten vorkommen sollen. Unterdessen wollten sie dieselben doch nicht annehmen, weil sie zur vorgängigen Abhandlung des Vergleichs eine völlige Gnugthuung wegen ihrer Forderungen verlangten. Sie konnten dreiste

reden,

reden, und ihrem Herrn Gesetze vorschreiben, weil sie sich im Stande sahen, dem Hause Oestreich mehr als achtzigtausend Mann entgegen zu stellen. Eine dergleichen ansehnliche Macht flößete den Hungarn einen Hochmuth ein, und sie schicketen sich an, ihre Anforderungen mit den Waffen zu behaupten. Da dieses vorgieng, starb der Kaiser a) und sein Nachfolger war **Joseph** sein ältester Sohn, welcher seit einigen Jahren her zum Könige von Hungarn war gewählet worden.

Als der Fürst **Ragozi** den Tod **Leopolds** erfahren hatte, berief er eine große Rathsversammlung zusammen, wobey sich der größte Theil der hungarischen Herren einfand. Man kam darinnen mit einander überein, daß man von dem Hofe zu Wien keinen Vorschlag anhören wollte, welcher dahin abzielete, sie mit einander uneins zu machen, daß man die Waffen nicht eher wollte niederlegen, bis man nicht für das Volk überhaupt, und für den Adelstand insbesondere eine weitläuftige Genugthuung wegen aller ihrer Beschwerden erhalten hätte, daß man den neuen Kaiser nöthigen wolle, die Jesuiten auf ewig aus Hungarn zu verweisen, die auf dem im Jahre 1687. gehaltenen Reichstage zu Presburg abgefasseten Schlüsse als solche aufzuheben, die den alten Landesgesetzen ganz entge-

a) 1705.

entgegen wären, welche dem Adelstande und dem Volke das Vorzugsrecht einräumeten, ihren Landesherrn zu wählen, daß man ins künftige nicht zugeben wolle, daß in den Plätzen des Königreichs fremde Truppen zur Besatzung oder in die Winterläger gelegt würden; zu verhüten, daß die Aufsichten über die Provinzen, Städte und Schlösser, die Bisthümer, die Abteyen und andere sowohl geistliche als weltliche Ehrenämter keinen andern als denen eingebohrnen Hungarn sollten anvertrauet werden, es sey denn, daß es der Reichstag für gut befände, irgend einen Fremden zur Vergeltung wichtiger Dienste, die er der Nation geleistet hätte, damit zu beschenken. Zuletzt beschworen die Glieder dieser Rathsversammlung sowohl vor sich als im Namen der Abwesenden die Festhaltung aller dieser Artikul, mit dem Versprechen, diejenigen als Verbrecher und Verräther des Vaterlandes zu bestrafen, welche von dieser Verein würden abgehen, oder einigen andern besondern Vergleich mit dem Hause Oestreich treffen. Die Hungarn, wie man sieht, wollten die Macht ihres Landesherrn nur auf geringe Sachen einschränken.

England und Holland boten ihre Vermittelung an, die Hungarn mit ihrem Landesherrn wieder zu vereinigen. Der Kaiser und Ragotzi nahmen sie an, aber alle diese Unterhandlungen brachten keinen Vergleich zu Stande. Man fuhr auf beyden Seiten mit dem Kriege

fort, und die Rebellen, welche sich bey Scibo verschanzet hatten, wurden, nachdem man ihre Verschanzungen überstiegen, in die Flucht geschlagen. Sich wegen des Verlustes, den sie erlitten hatten, zu rächen, verwüsteten sie Niederhungarn, Mähren und Oestreich. Sie plünderten, brannten und sengeten Marktflecken und Städte, und kamen allezeit mit einer reichen Beute wieder zurück. Der Kaiser, welcher in dem Gehölze bey Eberdorf eines Tages auf der Jagd war, wäre beynahe von den Rebellen gefangen worden. Sie hatten zweyhundert Reiter mit Handpferden und über dreyhundert Mann zu Fuß, welche in kleine Haufen vertheilet waren, versteckt. Ihr Vorhaben wäre ihnen gelungen, wenn nicht zwey reitende Jäger, welche einen Hirsch verfolgeten, angebundene Pferde und verschiedene mit dem Bauche auf der Erde liegende Leute erblicket hätten. Der Kaiser, welcher von diesem Orte nicht weit entfernt war, bekam Nachricht davon, und kehrete mit verhängtem Zügeln nebst den Herren von seinem Gefolge nach Wien zurück.

Die Rebellen, ob sie gleich bey verschiedenen Vorfällen geschlagen wurden, weigerten sich standhaft, sich dem Joche zu unterwerfen, womit sie das Haus Oestreich belegen wollte. Ragozi und die andern Häupter der Partey höreten nicht auf, sich über die Gewaltthätigkeiten, so man an ihnen verübete, und über die Eingriffe, so man in ihre Freyheit that, zu beschweren.

Der Kaiser, um die Mißvergnügten zu besänftigen, schrieb einen Reichstag zu Presburg aus; allein es wurde darauf kein Schluß gefasset, welcher vermögend gewesen wäre, die Unruhen zu dämpfen. Die Hungarn beschäftigten sich nur mit Ausarbeitungen von Aufsätzen im Namen der ganzen Nation wider die östreichische Regierung. Sie verlangeten, daß der Kaiser Joseph die Verordnung seines Vorgängers bestätigen solle, kraft derselben man sie versicherte, daß sie nach ihren Gesetzen und Freyheiten sollten regieret werden. Sie wollten ferner, daß man eine andere Verordnung ausgehen ließe, welche in sich enthielte, daß Se. Kaiserl. Majestät, und Ihre Nachfolger weder durch Schenkung noch durch ein Testament zu jemandes Besten, wer es auch immer seyn möchte, über das Königreich gebieten könnten, und wenn die männlichen Erben des Kaisers in der geraden Linie aussterben sollten, so sollten alsdenn die Stände wieder ihr altes Recht bekommen, einen Landesherrn nach ihrem Gutachten zu wählen, daß kein hungarischer Edelmann nicht einmal um Verbrechens der beleidigten Majestät halber könnte gefänglich eingezogen werden, es sey denn, daß er auf der That wäre ertappt worden, in welchem Fall er sodann nach den Gesetzen solle gerichtet werden; daß der Adel von der Einquartierung der Soldaten solle befreyet seyn, er gebe denn seine Einwilligung darzu; daß man ohne Bewilligung der Stände keine Beysteuern einforderte; daß man

alle

alle Brandschatzungen, welche alsdenn gefordert würden, aufheben ließe; daß man anbefehle, aller drey Jahre einen allgemeinen Reichstag im Reiche auszuschreiben; daß wenn Se. Kaiserl. Majestät über die hungarischen Angelegenheiten Berathschlagungen halten wollten, so sollten Sie zu Ihrer Rathsversammlung nur gebohrne Hungarn berufen, und daß Sie nur unter ihnen die bürgerlichen sowohl als die Kriegsbedienungen austheilen sollten; daß alle geistliche Aemter nur den Landeskindern sollten gegeben werden, und alle Fremden, die dergleichen besäßen, genöthiget werden, dieselben aufzugeben, damit sie den Hungarn könnten aufgetragen werden; daß man die freye Ausübung der Religion, so den Protestanten wäre verstattet worden, bestätigen sollte; daß die Einkünfte des Reichs von einem hungarischen Schatzmeister sollten verwaltet werden, welcher nicht vom kaiserlichen Hofe abhienge; daß die fremden Truppen aus Hungarn rücken sollten, und zuletzt daß Se. Kaiserl. Majestät die Führung der Reichsgeschäffte einer Rathsversammlung überlassen sollten, davon die Glieder aus den vier Ständen des Königreichs gehoben würden.

Ohngeachtet der Kaiser **Joseph** ein ungemein großes Verlangen trug, die Unruhen in Hungarn zu stillen, so konnte er doch diese glückselige Zufriedenheit nicht erlangen. Dieser Fürst starb, und man war zu Wien in Furcht, daß nicht die Türken sich den Zustand der Sa-

chen zu Nutze macheten, die Hungarn in ihren Schutz zu nehmen. Die Furcht war nicht ungegründet; denn der Pacha von Budin hielt bey der Pforte an, sich vor die Mißvergnügten zu erklären. Da die Kaiserinn als Regentinn davon Nachricht bekam, so schrieb sie an den Grafen **Palfi**, daß er die Unterhandlungen wieder anfangen und mit dem Grafen **Caroli**, welcher im Namen der Rebellen die Angelegenheiten besorgete, einen Vergleich schließen solle. Die Amnestie wurde zu Zathmar den 29. April 1711. unterzeichnet, und von einem Theile der hungarischen Herren angenommen. Der Tractat enthielt in sich, daß **Ragotzi** sich des Genusses aller seiner Güter erfreuen könne, soferne er den Eid der Treue ablegete; daß wenn dieser Fürst im Reiche nicht bleiben wollte, er Pohlen zu seinem Aufenthalte nehmen könnte; daß die Religion nach den Gesetzen sollte gehandhabet werden; daß es der Nation erlaubt seyn solle, auf nächst kommendem Reichstage die Beschwerden vorzutragen; daß endlich wenn **Ragotzi** die Amnesti in der vorgeschriebenen Zeit a) nicht annehmen, die andern Herren und der übrige Theil des Adels nicht unterlassen wollten, die Begnadigung zu genießen, welche der Hof zu Wien bereitwillig wäre, ihnen angedeihen zu lassen.

Ragotzi und die andern hungarischen Herren waren auf der Gränze von Pohlen. Da sie dem

a) Man gab ihm drey Wochen Bedenkzeit.

dem Grafen Caroli keine Vollmacht gegeben, so erkannten sie den Tractat nicht für gültig, den er geschlossen hatte. Dieses hielt zwey und zwanzig hungarische Regimenter, einige Festungen und Schlösser eben nicht ab, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Ragotzi, welcher sich ohne Truppen, ohne Plätze und ohne Geld befand, irrete einige Zeit in Pohlen umher, wo er nach England und von daraus nach Frankreich übergieng; er stieß hierauf zu den Türken, welche den Kaiserlichen den Krieg angekündigt hatten, und sie versprachen ihm das Fürstenthum Siebenbürgen. Da er einer mächtigen Hülfe von der ottomannischen Pforte versichert war, zog er alle seine Truppen zusammen, und ließ ein Manifest ausgehen, sein Betragen darinnen zu rechtfertigen. Der Kaiser Carl VI. welcher an der bösen Neigung dieses Fürsten nicht mehr zweifeln konnte, erklärete ihn als einen Rebellen und des Hochverraths schuldig. Se. Kaiserl. Majestät versprach demjenigen zehntausend Gulden, welcher ihm denselben lebendig überliefern, und sechstausend einem jeden, der es auch sey, welcher darthun würde, daß er ihn umgebracht hätte. Unterdessen macheten die Höfe zu Wien und zu Constantinopel Frieden. Da die Rebellen in Hungarn von den Türken nicht mehr unterstützet wurden, waren sie gezwungen, wieder zum Gehorsam zurück zukehren. Also endigten sich diese blutigen Zerrüttungen, welche viele Jahre gedauert hatten.

Zusammenverschwörung der Wiedertäufer wider verschiedene Regenten in Deutschland.

Unter die Zahl der Zusammenverschwörungen werde ich die häufigen Empörungen der Wiedertäufer gegen ihre rechtmäßige Landesherren mitrechnen. Man wird sehen, zu welchem Grade der Ausschweifungen die Menschen fähig sind, wenn sie sich von der Schwärmerey verblenden lassen. Nichts ist schrecklicher, als diejenigen Kriege, welche um der Religion willen erreget werden. Deutschland hat davon während des sechzehenten Jahrhunderts die traurige Erfahrung gehabt. Dieses Land war nicht der einzige Ort, wo man die Menschen um der Behauptung ihrer Meynungen oder ihrer Irrthümer willen sich auf eine erbärmliche Art umbringen sah. Der Unterschied des Glaubens brachte fast ganz Europa in Verwirrung und Aufruhr. Dieses waren die Folgen derjenigen Verbesserung, die ein entlaufener Mönch a) in die Kirche einführen wollte. Lasset uns

a) Martin Luther.

uns das Unglück sehen, welches dieselbe in einigen Fürstenthümern Deutschlands angerichtet hat.

Die Lehre des Lutheri hatte sich in den meisten Provinzen Deutschlandes ausgebreitet. Unter den Schülern dieses vermeyntlichen Religionsverbesserers befanden sich einige, welche, da sie des geringern Standes überdrüßig waren, als Obere eine neue Lehre anfangen wollten. Sie bedieneten sich einiger Grundsätze, die sie in der Schule von ihren Lehrmeistern erlernet, um eine neue Secte aufzubringen, welcher man den Namen des Anabaptismus beylegete. a) Der Geist des Aufruhrs war allezeit der herrschende Character dieser verhaßten Schwärmer. „Der All„mächtige, sagete einer ihrer vornehmsten An„führer, erwartet von allen Völkern, daß sie sich „der Tyranney der Obrigkeiten entledigen, ihre „Freyheit durch die Waffen verschaffen, und ihre „Güter gemeinschaftlich besitzen sollen. Zu mei„nen Füßen soll man sie niederlegen, wie man „sie ehedem zu den Füßen der Apostel zusam„menbrachte. Das ist der Wille des Herrn, „welcher mich insgeheim unterrichtet, welcher in „meine Brust kommt, mir einzugeben und euch „zu sagen, daß der Sinn des Christenthums „darinnen bestehe, den Fürsten die Entrich-

 „tung

a) Einer der Hauptlehrsätze der Anabaptisten war, daß diejenigen, welche in ihrer Kindheit wären getauft worden, vom neuen müßten getauft werden.

„tung der Auflagen, damit sie uns beschweren, „zu verweigern.„

Die Wiedertäufer säumeten nicht, die Lehrsätze dieses aufrührischen Priesters in Ausübung zu bringen. Sie griffen zu den Waffen, und macheten mit dem Kirchenraube zu Müllerbach a) den Anfang. Münzer, welcher die Völker angestiftet hatte, dergleichen Unheil zu begehen, wendete sich darauf nach Mühlhausen in Thüringen. Er wählete diese kaiserliche Stadt zum Hauptsitze, darinnen seinen Aufruhr recht anzurichten. Die Obrigkeiten wollten sich dem Fortgange seiner Irrthümer widersetzen; allein er fand ein Mittel, daß alle Glieder des Raths abgesetzet, daß sie verwiesen, daß andere Leute, welche seinem Anhange zugethan waren, an ihre Stelle gesetzet wurden, und er die völlige Herrschaft bekam. Hierauf überließ er sich allen Ausschweifungen, welche die Schwärmerey nur eingeben kann. Er zog alle Güter in eine Gemeinschaft zusammen, und theilete sie nach Gefallen aus. Die Reichen sahen sich mit Gewalt alles dessen, was sie besaßen, beraubet, und die Armen höreten auf, zu arbeiten, weil man ihnen alles, was sie zum Lebensunterhalte nöthig hatten, darreichete.

Nicht nur in Sachsen und Thüringen lehneten sich die Wiedertäufer wider die Regierung auf. Man sah, daß dasselbe an verschiedenen

a) Eine Stadt in Sachsen.

nen Orten in Deutschland geschah. Diese Aufrührer griffen zu den Waffen, fielen Städte an, und entwendeten daraus alle Reichthümer. Der Herzog von Sachsen rückete gegen sie an, sie zu vertilgen. Da Münzer sah, daß seine Truppen schienen furchsam werden zu wollen, hob er mit einem male seine Augen und Hände gegen den Himmel auf, hielt eine ungemein nachdrückliche Rede, seinen Soldaten Muth einzusprechen, kündigte ihnen einen vollkommenen Sieg an, und beschloß seine Rede damit: „Unsere Feinde „werden es mit ihrem Geschütze gegen uns aus „einer strafbaren Ruchlosigkeit vergeblich dem „Donner des Herrn, der allein im Himmel erschallen soll, nachthun. Ich will alle Kugeln „in meinem Rockärmel auffangen, und er allein „soll euch zur Brustwehre dienen, dahinter ihr „in Sicherheit seyn könnt.„

Die Versprechungen des Münzers munterten die Einfältigen und Leichtgläubigen wieder auf; aber sie macheten auf gewisse Gemüther nicht gleichen Eindruck. Ein sehr gewöhnlicher Zufall bewegete alle Aufrührer, das Schicksal der Waffen zu versuchen. Es entstand auf einmal in der Luft ein Regenbogen, welchen die Soldaten aufmerksam betrachteten. Da Münzer einen auf seinen Fahnen hatte malen lassen, so zog er aus diesem Umstande eine günstige Vorbedeutung. „Es ist Gott, sagete er, es ist „Gott allein, welcher uns durch ein neues Wunder einen Sieg anzeiget, welcher den Frieden in

„diesen

„diesen Gegenden herstellen soll. Durch dieses „ewige Zeugniß seines Bundes mit uns, giebt „der Herr gleichermaßen sowohl den Triumph „seines Volkes, als auch die Niederlage unserer „Feinde zu erkennen. Lasset uns auf den Feind „loß gehen, kommet, lasset uns denen Vorher„verkündigungen, die uns der Himmel schenkt, „folgen, und uns gänzlich auf die ohnfehlbare „Hülfe des Allmächtigen verlassen.„

Die Wiedertäufer wurden bald gewahr, daß der Himmel nicht mit ihnen war. Sie lieferten eine Schlacht a) und wurden überwunden. Man richtete ein erschreckliches Blutbad unter ihnen an. Die Hartnäckigsten ließen sich erschlagen unter Anrufung der Hülfe von Gott, welchen sie durch ihre Gottlosigkeit und Empörung beleidigten. Man setzete **Münzern** gefänglich ein, welcher bekannte, daß seine Absicht wäre, überall eine Gleichheit der Stände und Gemeinschaft der Güter einzuführen. Er gab alle seine Mitschuldigen an, und gestund, daß er in Willens gehabt habe, sich des ganzen mühlhausischen Landes und der Landgrafschaft Hessen zu bemächtigen, um daselbst eine neue Regierung anzufangen, die den Grundsätzen der neuen Secte gemäß gewesen wäre. **Pfeiffer**, welcher einer der vornehmsten Häupter der Aufrührer war, fiel auch in die Gewalt der Ueberwinder, und wurde

a) Die Schlacht bey Frankenhausen in Thüringen.

wurde eben wie **Münzer** zum Schwerdte verurtheilet. Dieser letztere schwur noch vor seinem Ende seine Irrthümer ab; **Pfeiffer** aber war unbeweglich und verharrete in seiner Halsstarrigkeit.

Gottfried von Berlingen und **Metzler**, welcher mit einer Armee von vierzig tausend Mann Schwaben und Franken verheereten, hatten versuchet, **Münzern** und seinen Anhängern zu Hülfe zu kommen. Die Schlacht bey Frankenhausen geschah eher, als die Vereinigung der Aufrührer hatte vor sich gehen können. Es hielten demnach die Niederlage der Anabaptisten in Sachsen, die Todesstrafe des **Münzers** und die Flucht des **Storchs** a) nach Schlesien das weitere Vordringen der Armee der Rebellen auf. Sie setzeten ihre Streifereyen in der Pfalz, am Rheinstrohm, an dem Neckar, im obern Theile Deutschlands, Würtenberg und in dem würzburgischen Gebiethe fort.

Truchses, Freyherr von Walpurg, war der Held, welchen die Vorsehung ausersehen, den Anfang zum Verderben dieser wüthenden Feinde der Religion und der Regierung zu machen. Er rückete unter dem Commando des **Churfürstens von der Pfalz** gegen sie an, und schlug sie bey verschiedenen Vorfällen. In Craigku verbrannte man alle Häupter des Aufruhrs.

a) Er war einer der vornehmsten Lehrer der Secte.

ruhrs. Mit der kleinen Stadt Brüssel in dem Gebiethe von Speyer verfuhr man sehr hart. In ihren Mauern hatte man einen fürchterlichen Schwarm von Aufrührern erzeugen sehen. Als man sich Meister von der Stadt gemachet hatte, machete man den Anfang mit der Enthauptung von siebenzig dieser Rebellen. Es blieb deren noch eine große Anzahl übrig, die man auf den öffentlichen Platz in einen Kreiß stellete, und denen man anbefahl, ihre Häupter unter das Schwerdt des Henkers zu neigen. Man hatte bereits davon fünfe enthauptet, als die Officiere der Truppen baten, daß man mit der weitern Vollziehung bis auf neuen Befehl anhalten möchte. Man floh zum Churfürsten, und bat für den übrigen Theil dieser Unglückseligen um Gnade. Dieser Fürst ließ sich erbitten, und schenkete ihnen mit der Bedingung das Leben, daß sie sich allem, was er ihnen vorschreiben würde, unterwerfen sollten. Die Furcht vor dem Tode machete, daß sie alles annahmen. Alle Städte, welche an dem Aufruhre Theil gehabt, wurden zu einer Geldstrafe von zwanzig tausend Goldkronen verurtheilet, und mußten ihre Waffen der Obrigkeit übergeben.

Truchses verfolgete den Lauf seiner rühmlichen Kriegesverrichtungen. Er drung in das maynzische Gebiethe ein, belagerte verschiedene Städte, machete sich davon Meister, und breitete das Schrecken unter die Rebellen aus. Als der Churfürst von der Pfalz sah, daß alles

in

in seinen Staaten ruhig war, hielt er es für gut, dahin wieder zurückzukehren, und seine Truppen mit zu nehmen. **Truchses** befand sich alsdann so geschwächet, daß er nichts wichtiges ausrichten konnte. Man hatte sogar Ursache zu fürchten, daß dieser tapfere Held nicht durch die Anzahl der Feinde zu Grunde gerichtet würde. Ihn aus der Verwirrung zu reißen, schickete man ihm **George Fronsperg** zu Hülfe, welcher mehr als einmal Proben seiner Tapferkeit abgeleget hatte, und welcher nur erst einen Brand ausgelöschet hatte, den ein Aufruhr von Bauern in Tyrol erreget hatte. Der neue General übernahm es, dem Kriege ein Ende zu machen, und er brachte es durch die Wege der Unterhandlung glücklich dahin. Da die unruhigen Köpfe sich fürchteten, es mit einem Manne zu thun zu haben, dessen Geschicklichkeit und Tapferkeit weit und breit gerühmt wurde, fasseten sie den Entschluß ihr Lager zu verlassen, und wieder in ihr Vaterland zurück zu kehren. Man meldet nicht, was aus **Berlingen** und **Metzlern** geworden, welche der Armee der Rebellen vorstunden. Nachdem **Storch**, welcher die Hauptstütze der Secte der Wiedertäufer war, seine Lehre in Schlesien und Pohlen geprediget hatte, flüchtete er nach München, der Hauptstadt in Bayern, wo er das Vergnügen hatte, die Zahl seiner Schüler sich vermehren zu sehen. Das Ende seines Lebens war ungemein traurig. Von Elend und Noth gedrückt, und durch die Schmerzen einer heftigen Krankheit ausgezehret starb er, ohne

seine

seine Irrthümer zu erkennen, oder wenigstens dieselben zu verabscheuen.

Unter allen Städten in Deutschland war Münster diejenige, wo die Wiedertäufer die größten Verwirrungen und Unheil anrichteten. **Johann von Mathis** und **Bocold** an der Spitze einer großen Menge von ihren Bauern, macheten den Anschlag, sich von dem Pallaste und dem Zeughause Meister zu machen. Sie führeten ihr Vorhaben aus, und ließen hierauf kund machen, daß alle diejenigen, welche sich nicht wollten wieder taufen lassen, aus Münster gehen sollten, außerdem würden sie den Tod leiden müssen. Die Rathsherren, welche sich nicht im Stande befanden, Widerstand zu thun, überließen die Stadt der freyen Macht und Gewalt eines Haufen von rasenden Leuten. Diese Schwärmer wähleten einen neuen Rath, welchen sie bald nachher wieder absetzeten. **Mathis** bemächtigte sich bald der völligen Gewalt. Seine erste Sorge war, genug Vorrath zusammen zu bringen, um eine Belagerung auszuhalten, und Soldaten zu machen, sich wider den Feind zu wehren. Er warb in der Stadt Truppen an, und gewöhnete sie zu einer scharfen Mannszucht. Ein alter General hätte nicht mehr Geschicklichkeit können sehen lassen. Er ließ an den Festungswerken des Platzes arbeiten, und machete ihn fast unersteiglich. Als er mit allen Arbeiten fertig war, gieng er mit seinen besten Soldaten aus Münster, und rückete denen Truppen des Bischofs entgegen, welche beständig

um die Stadt herum streiferten. Anfänglich erhielt er verschiedene Vortheile; da er sich aber einsmals zu weit gewaget, fiel er in einen Hinterhalt, wo er blieb.

Auf ihn folgete **Johann von Leyden**, und er hatte die Verwegenheit, sich zum Könige ausrufen zu lassen. Dieses hieß wider die Grundgesetze seiner Secte gehandelt, welche keine Oberherrschaft erkennen wollte. Dieser vermeyntliche Monarch ernannte vornehme Kronbediente, und regierete mit einer unumschränkten Gewalt; seine Pracht verdunkelte der mächtigsten Könige ihre. Er ließ Geld münzen, er ließ einen Befehl ausgehen, welcher verschiedene Artikul in sich enthielt, welche gleichsam das Grundgesetz der neuen Monarchie ausmacheten.

Ein dergleichen kühnes Unternehmen erzürnete den größten Theil der deutschen Fürsten. Der Erzbischof von Cöln und der Herzog von Cleve stießen zum Bischof von Münster, und dieser letztere that mit ihrer Hülfe neue Versuche gegen den Ort, den er lange Zeit belagert hielt. Die Wiedertäufer wehreten sich mit vieler Hartnäckigkeit, und hielten so gar eine grausame Hungersnoth aus, ohne daß es möglich war, sie zur Uebergabe zu vermögen: die Schwärmerey hatte unter ihnen so tiefe Wurzel gefasset, daß eine Frau von ihrer Secte, welche sich einbildete, eine andere Judith zu seyn, aus der Stadt gieng und sich auf die Seite der Belagerer wandte, in der Absicht, den Bischof zu ermorden;

aber man nahm sie beym Kopfe und sie wurde mit dem Tode bestrafet.

Das Elend nahm von Tage zu Tage in der Stadt Münster überhand. **Johann von Leyden** nahm seine Zuflucht zu verschiedenen Mitteln, die Einwohner von dem Nachdenken über ihren traurigen Zustand abzubringen. Die Tänze, die Schauspiele, die Schmausereyen trösteten gewissermaßen die Belagerten über den Mangel der Lebensmittel; da aber dieser Betrüger sah, daß seine Kunstgriffe den Uebeln, damit die Stadt bedruckt wurde, nicht abhalfen, so versammlete er die Einwohner von Münster auf den öffentlichen Platz, und ermahnete sie, lieber den Tod zu leiden, als sich der Wuth des Feindes zu ergeben. Er verkündigte ihnen, daß der Himmel in kurzem zu Erlösung seiner Auserwählten ein Wunder thun würde. Aber der große Haufen fieng an, sich nicht mehr mit leeren und erdichteten Vorspiegelungen abspeisen zu lassen. Alle verlangeten, daß man ihnen entweder Brod geben, oder erlauben solle, sich selbst was auf dem Lande zu hohlen. Man öffnete den Unzufriedensten die Thore, und die Stadt wurde also von einer Menge unbrauchbarer Mäuler befreyet.

Unter denen, so sich heraus begaben, fand sich ein Mensch von Entschließung, welcher zum Bischoffe kam, und ihm versprach, daß wenn er ihm etliche Soldaten mitgeben wollte, er es dahin bringen wolle, daß die Belagerer zum Besitz von Münster gelangen sollten. Man

trauete

trauete seinem Versprechen, und man hatte auch nicht Ursache, sich es leid seyn zu lassen. Er brachte die Soldaten in den Platz und öffnete den Truppen des Prälaten ein Thor. Einige von denen Rebellen wollten Widerstand thun; aber sie wurden gezwungen, sich zu ergeben, und man nahm sie auf Gnade und Ungnade an.

Johann von Leyden wurde mit Ketten geschlossen vor den Bischof geführet, welcher ihm sagete: „Unglückseliger, was für eine Ra„serey hat dich denn verleitet, mein Volk ins „Unglück zu stürzen, welches du verursachet „hast? Mein lieber Waldeck a) antwortete „der Betrüger, das Uebel, darüber ihr klaget, ist „nicht so groß, als ihr es wollet zu verstehen „geben. Münster war eine schwache Stadt, als „wir die Regierung derselben über uns genom„men, wir übergeben sie euch wieder in einem „bessern Zustande. Ueberdem kann ich euch das „Geld, was sie euch gekostet, hundertfach ver„schaffen. Sperret mich in ein Vogelbauer; „lasset mich in alle Provinzen von Europa um„herführen; nehmt nur von denen Neugierigen, „welche den König von Zion sehen wollen, „Mann vor Mann einen Gulden, und ich ver„sichere euch, daß ihr so viel zusammen bringen „werdet, davon ihr eure Schulden bezahlen,

a) Dieses war der Name des Bischofs von Münster.

„und noch dadurch eure Einkünfte werdet ver-
„mehren können. Damit soll dir gedienet
„werden, sagete der Bischof; ich will dich in ein
„Bauer stecken, aber auf eine andere Art, die
„du nicht vermuthest.

Man führete **Johann von Leyden**, und zween seiner Mitgesellen von Stadt zu Stadt, sie dem Volke sehen zu lassen. Man machete ihnen alsdann den Proceß, und als sie verurtheilt waren, richtete man auf dem öffentlichen Platze ein Gerüste auf, selbst auf der Stelle, wo sich das Haupt der Schwärmer oft das Vergnügen gemacht hatte, sich in aller Herrlichkeit des Königsreichs zu zeigen. Er erschien damals in einem ganz unterschiedenen Zustande. Man band ihn zwischen seinen beyden Mitgenossen an einen Pfahl. Die Henker fiengen an, ihm das Fleisch mit glühenden Zangen zu zerreißen. Er stund anfänglich diese abscheuliche Quaal mit vieler Standhaftigkeit aus; nach Verfließung einiger Zeit aber presste ihm der Schmerz ein entsetzliches Angstgeschrey aus, worunter er rührende Gebeter aussprach, die Barmherzigkeit des Herrn zu erbitten. Endlich nachdem man ihn eine Stunde lang zerfleischet und gebrannt hatte, machte man durch einen Degenstoß den Garaus mit ihm. Seine beyden Mitschuldigen erlitten die nämliche Todesstrafe. Man schloß den Körper des **Johann von Leyden** in einen eisern Bauer, welchen man auf die Spitze eines Thurms stellete. Also war das Ende des Reichs der Wiedertäufer beschaffen,

welche

welche, nachdem sie die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet hatten, dergestalt, nach der Einnahme von Münster zerstreuet wurden, daß sie sich nicht mehr im Stande befanden, eine Republik auszumachen, noch Unruhen in den verschiedenen Provinzen Deutschlands zu erregen.

Zusammenverschwörung

wider den Czar

Peter Alexiowitz.

Die Sclaverey, darinnen die Czare ihre Unterthanen erhalten, hatte sie in eine Barbarey gestürzet, davon man fast kein Beyspiel hat. Die Kriegeskunst, die Schiffahrt, der Handel, die Wissenschaften und Künste waren denen Moscoviten ganz unbekannte Dinge. Die Unwissenheit ist fast allemal die Mutter des Lasters; man sah auch, daß bey diesen groben und tummen Völkern alle Laster herrscheten, welche am meisten die Menschheit verunehren. Sie achteten die Lügen, den Meineid, die Unkeuschheit und die Völlerey für nichts. Man bestrafete nur in dem Falle den Diebstahl und den Mord, wenn die Thäter kein Geld hatten, ihre Richter zu bestechen. Die Weiber waren nicht gesitteter als die Männer, und genossen

eben kein sonderlich a) glückliches Schicksal bey ihren Männern. Die Knechtschaft fand bey denen Moscoviten statt: jeder Vater konnte seinen Sohn viermal verkaufen, und wenn das Recht des Vaters aufhörete, so verkaufte sich oft der Sohn selbst wieder. So waren die Geringern Sclaven von den Großen, und beyde waren es von dem Landesherrn. Sie erkannten den Czar vor den Herrn über ihre Vermögen und über ihr Leben und glaubeten, daß sein Wille die einzige Richtschnur ihrer Handlung seyn müßte. Es findet sich in einem Lande, wo

a) Man muß unterdessen nicht glauben, wie einige Schriftsteller vorgegeben haben, daß die Weiber den Grad der Freundschaft ihrer Männer nur nach der Anzahl der Stockschläge, die sie von ihnen bekamen, beurtheileten; so viel aber ist gewiß, daß sie fast gar keine Gewalt im Hause hatten. Wenn der Mann sich mit seiner Frau nicht vertrug, konnte er sie wegjagen und eine andere heurathen. Diese Veränderung war ihnen bis auf viermal nachgelassen; wenn man nach den viertenmale wieder mit der Frau ändern wollte, mußte man einen Erlaß von dem Patriarchen haben, den er für einiges Geld nicht abschlug. Man heurathete sich, ohne sich zu kennen, und man sah sich nicht eher, als nach der ehelichen Einsegnung. Dieses gab zu einer Menge übel gerathener Ehen Anlaß. So bald ein Mädchen verlobet war, rief sie der Vater zu sich, und wies ihr ein Bündel Ruthen; so bald sie derselben gewahr wurde, nahm sie die Stellung an, sich damit peitschen zu lassen, und der Vater schlug sie zwey bis dreymal, nach diesen

wo die Künste und Wissenschaften nicht getrieben werden, eine große Anzahl unnützer und sogar gefährlicher Bürger. Dieser Theil vom Volke, welcher anderwärts Handwerksleute und Künstler von aller Art abgiebt, brachte in Moscau nichts als einen Haufen Bettler, welche alle mit einander, so viel deren waren, Spitzbuben und Mörder waren. So waren die Russen beschaffen, als Peter Alexiowitz zur Krone gelangete. Dieser Fürst, welcher mit so vielem Rechte den Beynamen des Großen verdienet hat, erblickete das Licht der Welt zu Moscau den 11. Junius 1672. er war ein Sohn des Czars

diesem sprach er diese Worte zu ihr: „Meine liebe „Tochter, dieses sind die letzten Streiche, die ihr „von meiner Hand bekommet. Sie kündigen euch „an, daß ihr schon nicht mehr unter der väterli„chen Gewalt stehet; aber gedenket zu gleicher „Zeit, daß ihr nur zu einer andern übergehet, „und daß dieses die ganze Veränderung ist, so eu„rem Stande begegnet. Wenn ihr eurem Ehe„manne nicht den Gehorsam leistet, den ihr ihm „schuldig seyd, so wird er euch nunmehro mit die„ser Ruthe züchtigen, euch damit zu eurer Schul„digkeit anzuhalten.„ Nach Endigung dieser Worte ließ er die Ruthe seiner Tochter, welche dieselbe eben so sorgfältig verwahrete, als ihren Trauring. Die Priester verheurateten sich in Moscau, sie konnten aber nicht anders zur andern Ehe schreiten, als mit Ablegung ihres Priesteramts. Sie wurden alsdann weltliche Personen; und damit sie sich Lebensunterhalt verschafften, wurden sie Schneider, Schuster oder Scharfrichter.

Alexis Michaelowitz a) und von Natalien Karilowna aus dem alten Geschlechte der Naresskiner. Peter bestieg den Thron im zehnten Jahre seines Alters, und besaß ihn gemeinschaftlich mit einem seiner Brüder Iwan genannt. Dieser letzte war ein blödsinniger Prinz, so wie er seyn mußte, die Moscowiten b) ruhig in ihrer Unwissenheit und Dunkelheit leben zu lassen; aber der Czar Peter hatte mit seiner Nation andere Absichten vor, und er unternahm es, dieselbe auf dem Schauplatze Europens eine ansehnliche Rolle spielen zu lassen. Hierzu wurde ein erhabener Geist erfordert, welcher allein einen solchen Entwurf zu machen im Stande war. Aber wie viel Geduld und Standhaftigkeit gehörete nicht darzu, die Sitten eines rohen Volkes gänzlich umzukehren, und es aus der dicken Finsterniß, worein es in einer so geraumen Zeit schon vergraben lag, zu reißen! Peter wollte über Menschen herrschen, und er hatte das

a) Die Russen setzen allemal zu ihren Namen, den Namen Sohn dessen und dessen. Zum Beyspiel Alexis Michaelowitz will sagen Alexis Sohn des Michaelis, und Peter Alexiowitz heißt Peter ein Sohn des Alexis.

b) Man nennet die Unterthanen des Czars Russen oder Moscoviten. Sie werden wegen Rußland, welches der Name der Staaten des Czars ist, Russen, und von Moscau, das sonst die Hauptstadt in Rußland war, Moscoviten genannt. Heute zu Tage ist Petersburg die Hauptstadt des Reiches.

das Glück, ein so edles Verlangen zu befriedigen.

Der Stolz einer einzigen Frau hätte beynahe mit einemmale solche vortreffliche Anschläge zu Schanden gemachet. **Sophia**, die Schwester der beyden Czare, hätte gerne gewünscht, daß **Iwan** allein den Thron besessen hätte. Die Prinzessinn hätte alsdann alle Gewalt in ihre Hände bekommen. Sie hatte zu dergleichen unter der Regierung des andern Czars keine Hoffnung, welcher bereits anfieng, das von sich blicken zu lassen, was er einsmals seyn würde. Da er wußte, wie er die Krone tragen sollte, so suchete man auch, sie ihm zu entreißen. Die ehrgeizige **Sophia** spann wider ihren jüngsten Bruder Verrätherey an, und wurde in ihrem Vorhaben von einem Russen Namens **Cuvanski**, welcher Präsident in dem Gerichte der Strelitzen a) war, unterstützet. Dieser treulose Unterthan strebete nicht weniger nach dem Throne der Czare, oder seinen Sohn durch eine Vermählung mit einer von denen Schwestern der regierenden Prinzen denselben besteigen zu lassen. **Sophia** wußte damals nicht, daß er seine Absichten so hoch gerichtet hatte, sondern sie hielt

a) Die Strelitzen waren ein Corpo Truppen, die fast mit den Janitscharen eine Aehnlichkeit hatten, und das Amt des Präsidenten in der Cammer der Strelitzen war mit der Würde eines Aga der Janitscharen von gleicher Beschaffenheit.

ihn für einen Menschen, der alles zu wagen im Stande war, und eben darum entschloß sie sich, ihn zu ihrem abscheulichen Anschlage mit zu gebrauchen.

Cuvanski ließ nicht nach, die Strelitzen wider die Großen des Reichs, welche dem Czar Peter sehr zugethan waren, aufzuwiegeln. „Es „sind die a) Bojaren, sagete er ohne Aufhören zu „seinen Truppen, welche Födor Alexiowitz b) „ermordet haben. Ihr seyd es, die ihr seinen „Tod rächen müsset. Die Strelitzen noch mehr aufzubringen, ergriff Sophia ein Mittel, welches die gottlose Betrügerey und Schändlichkeit des Characters dieser Prinzessinn zu erkennen gab. Sie ließ ein Gerücht verbreiten, daß man alle Strelitzen mit Gifte vergeben wollte, und gab ihnen

a) Man gab den vornehmen Herren am Hofe den Namen der Bojaren.

b) Födor Alexiowitz war der Bruder und Vorgänger der beyden Czare, welche damals regiereten. Die russischen Monarchen hatten die Gewohnheit, eine Gemahlinn von ihrer Nation zu nehmen. Födor vermählete sich mit einem Pohlnischen vornehmen Frauenzimmer, ohne sich an die Gebräuche seines Landes zu kehren. Die Bojaren waren dargegen so unwillig, daß sie den Czar und dessen Gemahlinn vergifteten. Födor besaß große Eigenschaften, und er hatte zum Wohl seiner Nation Entwürfe gemachet, welche Peter, sein Bruder und Nachfolger, nach der Zeit ausführete.

ihnen Beweise davon, welche a) überzeugend zu seyn schienen. Sie geriethen sogleich in Wuth, und griffen zu den Waffen, sich zu rächen. Das Volk schlug sich auf ihre Seite. In einer Stunde war die ganze Stadt mit Blut und Morden angefüllet. Man fiel auf die Bojaren loß und richtete unter ihnen ein erschreckliches Blutbad an.

Als Sophia die schrecklichen Gewaltthätigkeiten der Rebellen erfuhr, fürchtete sie, daß es gar zu weit gehen, und der Befehlshaber der Strelitzen so gar sie selbst nicht verschonen möchte. Diese Prinzessinn gab sich demnach Mühe den Lärm zu stillen. Sie ließ Cuvanski kommen lobete ihn wegen seines Eifers, dankete ihm

a) Bey dem Leichenbegängnisse des Czars Födor Alexiowitz, theilete man nach Gewohnheit unter die Strelitzen Brandtewein aus. Sophia ließ einen starken Gift in dieses Getränke thun, und gab den Truppen Nachricht, daß man ihren Brandtewein vergiftet hätte, damit sie umkommen sollten. Damit ihr ihr Vorhaben besser gelingen möchte, so brauchete diese arglistige Prinzessinn die Vorsicht, einem von denen Strelitzen keine Wissenschaft davon zu geben. Es hatte der eine von diesen Unglückseligen dieses unglückliche Getränke nicht so bald zu sich genommen, als er seinen Geist aufgab. Alle Strelitzen, welche Zeugen von dem Tode ihres Mitgesellen waren, blieben überzeugt, daß die Bojaren sie hätten mit Gift umbringen wollen, und daß sie die Urheber von dem Tode des Czars Födor Alexiowitz wären.

ihm für seine Dienste und bat ihn, dem Morden Einhalt zu thun. Er gehorchete, und die Truppen unterbrachen auf eine Zeitlang den Lauf ihrer blutigen Verrichtungen.

Während der Zeit da das zu Moscau vorgieng, saßen die Czare in dem Kloster der Dreyfaltigkeit, welches etliche Meilen von der Residenz liegt, eingesperret. Die Anhänger dieser beyden Prinze waren der Meynung, die deutschen a) Officiere und Soldaten kommen zu lassen, sie den Rebellen entgegen zu stellen, im Fall dieselben den Vorsatz hätten, auf die Czare loßzugehen. Dieses wurde befolget, und die Deutschen wiesen, daß sie bereit wären, ihr Leben für die Beschützung der jungen Prinzen aufzuopfern. Die Strelitzen hatten nicht so bald Nachricht davon, als sie nach den Vorstädten liefen, welche die Deutschen bewohneten, mit dem Vorsatze, an den Weibern und Kindern dieser verhaßten Fremdlinge ihre Rache auszuüben. **Cuvanski** wehrete der Wuth seiner Truppen keinesweges; er war vielmehr erfreuet, sie gegen die Deutschen unversöhnlich zu machen, deren Tapferkeit und Erfahrenheit im Kriege seinen ehrsüchtigen Absichten gewaltigen Schaden thun konnten.

Als

a) Der Czar Födor hatte viele Fremden und besonders Deutsche nach Moscau gezogen, sich zu bemühen, seiner Nation einen Geschmack an den Künsten, an der Handlung und der Kriegszucht beyzubringen.

Als die Strelitzen im Begriffe waren, ihr grausames Vorhaben auszuführen, so erhob einer unter ihnen, welchen sein Alter und seine Haare ehrwürdig machten, seine Stimme so viel ihm möglich war, und sagete zu seinen Mitgenossen: „Lieben Freunde, was ist wohl euer „Vornehmen? Ihr wollet Unschuldige ums Leben „bringen, die euch kein Leid gethan. Fürchtet „euch vor der Reue, die ihr einmal über ein so „barbarisches Verfahren haben werdet. Schwe„den beschützet diese Fremdlinge und wird dieselben „rächen. Diese Rede machete auf die Strelitzen einen Eindruck, und sie ließen es dabey bewenden, daß sie die Weiber und Kinder, welche sie umbringen wollten, als Geißeln hinweg führeten.

Unterdessen hielten die Verwirrungen in Moscau immer an; die Strelitzen liefen als die Rasenden in der Stadt umher, und ermordeten die Einwohner. Man fand in einem Viertel dieser Residenz an die fünftausend Erschlagene. **Cuvanski** ermahnete die Strelitzen, sich ruhig zu halten; aber die Strelitzen, welche nur ihrer Wuth folgeten, droheten alles auszurotten, wenn man ihnen nicht den Prinz **Iwan** zeigete. Da dieser nun sah, daß seine Gegenwart nöthig war, das Feuer der Rebellion zu dämpfen, begab er sich in aller Eil nach Moscau, und zeigete sich den Truppen, welche ihn zum Czar ausriefen. Die Freunde des **Peters** hielten nicht für rathsam, sich dieser Ausrufung zu widersetzen, weil sie

versichert

versichert waren, daß man des Iwans bald würde überdrüssig werden, welcher untüchtig war, seine weitläuftige Staaten zu regieren; aber es betraf den Umstand, die Prinzessinn Sophia, deren Geschicklichkeit und Ehrgeiz man kannte, von der Regierung auszuschließen, man fand sich gezwungen, derselben die Regierung anzutragen, man errichtete aber einen Rath, welcher auf die Aufführung dieser Prinzessinn genau Acht haben sollte, und sie verhindern, daß sie nichts wider den Nutzen und Vortheile der Prinzen ihrer Brüder vornehme. Sophia, welche erzürnt war, daß sie sich, so zu reden, unter der Vormundschaft sehen mußte, nahm noch einmal ihre Zuflucht zu Cuvanski. Er brachte vom neuen seine Soldaten zur Empörung, welche das Oberhaupt a) und alle Glieder des regierenden Raths ermordeten. Nach dieser blutigen Vollziehung glaubete Cuvanski, daß es nunmehro Zeit wäre, die Früchte von seiner Grausamkeit einzuerndten. Zu seinem Zwecke zu gelangen, mußten beyde Czare aufgeopfert werden. Eine so abscheuliche That war nicht vermögend ihn abzuhalten. Aber wie er wußte, daß die Moscoviten der Familie ihrer Landesherren ungemein zugethan waren, so merkete er wohl, daß er für seinen Sohn eine Prinzessinn vom Geblüte zur Gemahlinn erhalten mußte. Cuvanski war versichert, daß das Volk nach dem Tode der Czare nicht ermangeln würde,

a) Der Großcanzler Dolgoruki.

würde, den neuen Gemahl auf den Thron zu setzen, auf welchem es leicht seyn würde, denselben durch Hülfe der Streliţen zu erhalten. Von diesen Gedanken eingenommen, begab er sich zu Sophien, und schlug derselben diese Vermählung vor. Die Prinzessin konte kaum ihren Zorn zurück halten, wie sie aber auf eine bewundernswürdige Art die Verstellungskunst besaß, so stellete sie sich, als billigte sie das Vornehmen dieses verwägenen Moscoviten, und versprach ihm ihren Schuß.

Sophia ermangelte nicht, den Antrag, den man ihr gethan hatte, dem Fürsten a) Galliczin, ihrem Günstlinge und Vertraueten zu offenbaren. Dieser war zum wenigsten eben so ehrgeizig als Cuvanski: er verrichtete aber seine Angelegenheiten mit weit mehrerer Vorsicht; er war gesittet und so gar hatte er etwas Gelahrheit. (Gewiß zu denen Zeiten eine außerordentliche Sache unter den Moscoviten.) Er gab der Prinzessinn zu erkennen, daß Cuvanski ein gefährlicher Mann wäre, und daß man ihm auf das schleunigste aus dem Wege räumen müßte. Kurz darauf fiel das Fest der heiligen Catharine

a) Galliczin war aus Lithauen gebürtig, und stammete aus der vornehmen Familie der Jagellonen ab, welche Pohlen viele Könige gegeben hat; Man nannte ihn den großen Galliczin entweder wegen seiner Leibesgestalt, aber ihn von andern Prinzen gleiches Namens zu unterscheiden.

rine ein, davon die Prinzessinn, welche Cuvanski für seinen Sohn zur Gemahlinn bestimmte, den Namen führete. Sophia und Galliczin nahmen der Gelegenheit wahr, das Oberhaupt der Strelitzen zu stürzen. Man begieng das Fest mit vieler Pracht, und man lud alle Bojaren zu einem großen Gastmahle ein. Cuvanski und sein Sohn sahen dieses Mahl, worzu sie mit gebeten waren, als ein Vorspiel der Vermählung an. Des Abends gegen eilf Uhr, als sie sich nach dem Pallast begaben, bemächtigten sich verlarvte Leute ihrer Personen, brachten sie außerhalb der Stadt, und hieben ihnen den Kopf ab.

Als den Morgen darauf nach dieser Hinrichtung die Strelitzen Cuvanski nicht erscheinen sahen, ahndete es ihnen, daß man ihm den Tod angethan. Sie rotteten sich sogleich zusammen, verlangten mit heftigem Geschrey, daß man ihnen ihren Befehlshaber wieder geben solle, außerdem droheten sie alles zu verheeren und zu verwüsten. Sophia, welche bey dem Anblicke der Gefahr in Schrecken geräth, flüchtet mit Galliczin in das Kloster der Dreyfaltigkeit zu den Czaren. Die Strelitzen fiengen an zu plündern und zu morden. Man wurde schlüßig, gegen diese Wüthenden deutsche Truppen anrücken zu lassen; das war aber nicht nöthig, denn die Rebellen, welche sich ohne Anführer sahen, und welche überdem sich fürchteten, mit einer wohl eingerichteten Mannschaft es zu thun zu haben, wollten lieber ihre Zuflucht zu der Gnade des

Landes-

Landesherren nehmen, als sich denen entsetzlichen Strafen aussetzen, die sie mit ihrem Aufruhre verdieneten. Sie wurden begnadiget, und der Lärm hörete auf. Vier Tage darnach kamen die beyden Czare nach Moscau zurück, und fanden die Ruhe in ihrer Residenz wieder hergestellt.

Da die Prinzessinn sich von dem größten Theile ihrer Feinde befreyet sah, fieng sie an, als eine unumschränkte Gebieterinn zu herrschen. Die vornehmsten Staatsbedienungen vergab sie an Galliczin, welcher der erste Minister wurde. Alle Anverwandte und Freunde des Czars Peters wurden von den Aemtern ausgeschlossen, und man ließ keinen darzu, welcher sein Bestes wahrnehmen konnte. Galliczin war bedacht, ihn vom Throne zu stoßen, damit er seine Stelle besitzen konnte. Sophia unterstützete das Vorhaben des ehrgeizigen Ministers, und rieth ihm an, sich durch den Tod Peters Alexiowitz den Besitz der Krone zu verschaffen. Galliczin, welcher glaubete, seine Maaßregeln zu Ausführung eines so wichtigen Streichs noch nicht gut genug genommen zu haben, begnügete sich damit, daß er dem jungen Czar Ergötzlichkeiten verschaffete, die ihm den Verstand verrücken und in ihm das Verlangen zur Regierung ersticken könnten. In dieser Absicht ließ man ihm die stärksten gebrannten Wasser trinken, und er gewöhnete sich so stark daran, daß er es nach der Zeit niemals hat lassen können. Die-

ses war der Ursprung von aller der übermäßigen Wuth, worein er zu manchen Zeiten gerieth.

Die gefährlichen Ergötzlichkeiten, davon man diesem Prinzen einen Geschmack beybrachte, konnten niemals die edeln Gesinnungen, die die Natur seinem Herzen eingepräget hatte, ersticken. Sophia war deswegen ganz außer sich, und beschloß, das äußerste zu wagen, um sich von diesem beschwerlichen Gegenstande zu befreyen; Galliczin, welcher einsichtsvoller, oder vielleicht furchtsamer war, stellete der Prinzessinn vor, daß Peter Alexiowitz von dem Volke geliebet würde, und daß man einen Aufruhr zu besorgen hätte, wenn man ihn umbringen wollte. Der oberste Minister schlug der Prinzessinn ein ander a) Mittel vor, welches nicht weniger straf-

bar

a) Galliczin stellete der Prinzessinn vor, daß statt den Czar Peter umzubringen, es besser wäre, dem Prinzen Iwan, welcher zur Ehe untüchtig zu seyn schiene, eine Gemahlinn zu geben; daß man jemanden ins Bette der neu vermählten brächte, daß das Kind, welches daraus erzeugt würde, das Volk von dem Czar Peter abwendig machen würde, daß es alsdann viel leichter seyn würde, diesen in ein Kloster zu sperren, und daß man sodann den Ehebruch beweisen könnte, eine Ehescheidung vornehmen, die Czarinn in ein Closter stecken, dem Iwan eine andere Gemahlinn geben, welche außer Stand wäre Kinder zu gebähren. Er setzete hinzu, daß dieser Prinz nicht lange leben könnte, und daß sie ihm auf dem Throne folgen würde, ohne daß es nöthig wäre, das Blut des Czars Peters zu vergießen.

bar war= und welches man billigte: aber der Himmel, welcher die Verbesserung der Moscoviten beschlossen hatte, erhielt ihnen den Prinz, welcher allein im Stande war, dieses große Werk hinaus zuführen.

Der Anhang des jungen Monarchen, welcher beständig über die Anschläge der Sophie und des Galliczin unruhig war, gab auf ihre Handlungen so viel als möglich Achtung. Es ereignete sich eine Gelegenheit, den ersten Minister zu entfernen, und man ergriff dieselbe. Man machete, daß er zum Generalissimus über die moscovitischen Truppen gewählet wurde, die man nach der crimmischen Tatarey schickete, dem Kaiser zu Gefallen, welcher mit den Türken und Mißvergnügten in Hungarn Krieg führete, einen Einfall zu thun. Galliczin durfte diese Bedienung nicht ausschlagen, damit er keinen Argwohn erweckete. Er sah wohl ein, daß diese Verrichtung, die man ihm auftrug, seinem Vorhaben ungemein schädlich war. Unterdessen gieng er an der Spitze einer zahlreichen Armee ab, und zeigete eben keine große Geschicklichkeit zum Kriege. Nach zwey Feldzügen, die ihm nicht viel Ehre brachten, kam er nach Moscau wieder zurück. Peter gab ihm die heftigsten Verweise, und drohete ihn scharf zu bestrafen, wenn es noch einmal geschähe, daß er so wenigen Eifer für den Dienst seiner Herren bewiese. Galliczin gieng voller Wuth in seinem Herzen aus dem Pallaste, und erzählete alles der Sophia. Diese Prinzessinn blieb anfänglich ganz

bestürzt, aber einige Augenblicke darnach, rief sie aus: Das soll ihm das Leben kosten. Da Galliczin sie bat, sich darüber zu erklären, hielt sie ihm diese Rede: „Der Czar Peter fängt „an, uns empfinden zu lassen, daß er unser Herr „ist. Er schonet meiner nicht mehr, und die „Art, mit welcher er dem Manne begegnet, der „mir auf der Welt der liebste ist, läßt mich gnug„sam urtheilen, was ich für meine Person zu „befürchten habe. Ich bin es gewiß, daß er „schon den Anschlag machet, mich in ein Kloster „zu stecken, und euch nach Syberien zu verweisen. „Ihr müsset einsehen, daß euer Untergang von „dem meinigen unzertrennlich ist, und ich darf es „euch nicht erst beweisen. Jetzt kommt es dar„auf an, daß ihr eure Unentschlossenheit über„windet, und es ist Zeit, einen wichtigen „Streich zu wagen, welcher uns von unserm „Schrecken und Furcht befreyet; mit einem „Worte Peter muß sterben. Ich habe die „Strelitzen auf meiner Seite. Tekelawitaw, „welchen ich zu der Würde eines Präsidenten er„hoben, ist ein beherzter Mann, welcher mir „gänzlich zugethan ist. Meine und eure Frey„gebigkeiten haben uns eine große Menge An„hänger unter den a) Okolnitzen, unter den Of„ficieren der Armee und so gar unter denen Bo„jaren zuwege gebracht. Der Streich kann gar „nicht

a) Die Okolnitzen machen denjenigen Stand des Adels aus, woraus die Bojaren genommen werden.

„nicht fehl schlagen, und ich darf nur meine An-
„hänger das Werk treiben lassen.

Galliczin wollte einige Einwürfe machen, aber Sophia unterbrach ihn, indem sie zu ihm sagete: „Nehmet nur meine Hand und die „Krone an, und für das übrige lasset mich sorgen. „Es kommt auf uns an, den Thron, das Elend, „oder den Tod zu wählen: es ist nichts als eine „Mordthat, welche uns vor alle Gefahren, die „uns drohen, in Sicherheit setzen kann. Wenn „der Czar Peter, welcher, so zu sagen, noch „unter der Vormundschaft stehet, uns demohn-„erachtet schon mit einem solchen Stolze begeg-„net, wessen haben wir uns zu ihm zu versehen, „wenn erst das Alter, seine Macht und seine „Vermögenheit vergrößert? Galliczin überließ der Prinzessinn die Ausführung des Vornehmens, und wünschete ihr einen glücklichen Ausgang.

Sophia hielt darauf mit Fódor Tekelawitaw, dem Befehlshaber der Strelitzen eine Unterredung. Die Prinzessinn machete ihm viele Lobeserhebungen wegen des Eifers und der Treue, so er ihr bey aller Gelegenheit bewiese: „Es liegt nur daran, sagete sie zu ihm, daß „ich nicht im Stande bin, euch meine Erkennt-„lichkeit zu zeigen: aber seyd versichert, daß „wenn ich unumschränkte Beherrscherinn wäre, „ich euer Schicksal beneidenswerth machen „wollte. Tekelawitaw antwortete, daß er der Prinzessinn völlig ergeben wäre, und daß er jederzeit bereit seyn würde, ihr Proben davon zu

geben. „Födor, erwiederte Sophia, wenn „ihr aufrichtig seyd, so werdet ihr euch über die „Gelegenheit erfreuen, die ich euch verschaffen „will, mir einen wichtigen Dienst zu leisten, dafür „die Belohnung euch zu einem der größten Herrn „im Reiche machen wird, aber es gehöret Ver„schwiegenheit, Herzhaftigkeit und Entschließung „darzu.

Tekelawitaw verband sich mit den schrecklichsten Eidschwüren, die Befehle der Prinzessinn, sie möchten auch seyn wie sie wollten, zu vollstrecken. Da Sophia ihn so geneigt sah, offenbarete sie ihm gerade weg, daß es hier auf die Beraubung des Lebens des Czars Peters und der ganzen Familie a) der Nareskiner angesehen wäre. Der Präsident der Strelitzen schien über diese Offenbarung nicht erschrocken zu seyn, und er versprach der Prinzessinn, sie von allen ihren Feinden zu befreyen. Er ließ sechshundert der kühnesten Strelitzen zusammen kommen, und erinnerte sie an die besondern Gnadenbezeigungen, die sie von der Prinzessinn Sophia und dem Großen Galliczin erhalten hätten. Er suchete ihnen den Czar Peter verhaßt zu

a) Alexis Michalowitz hatte sich zum andernmale mit Natalien Kavilowna aus der Familie der Nareskinen vermählet, und Peter war aus dieser Ehe erzeugt. Der Czar Iwan, und die Prinzessinn Sophia waren von der ersten Ehe. Ihre Mutter hieß Julia Danielowna aus der angesehenen Familie von Miloslawki.

zu machen, da er ihn als einen Prinzen vorstellete, welcher nur die Deutschen auf den Untergang seiner treuesten Unterthanen empor zu heben, bedacht wäre. „Seine Absicht, fuhr er „fort, ist, euch zu verderben, und an eure Stelle „Fremdlinge zu setzen, denen er seine ganze Ge„wogenheit schenket. Wenn ihr Herz habt, so „werdet ihr einer so empfindlichen Beschimpfung „zuvorkommen. So viel bedurfte es nicht, Gemüther aufzubringen, die von sich selbst schon mehr als zu sehr zum Aufruhre geneigt und Liebhaber von außerordentlichen Veränderungen waren. Alle Strelitzen schrien, es lebe der Czar Iwan und die Prinzessinn Sophia und sterben alle Nareskiner. Tekelawitaw machte sich diese günstigen Umstände zu Nutze, stellete sich an die Spitze seiner Truppen, und nahm den Weg nach dem Schlosse Bebrachensko, wo sich der Czar seit etlichen Tagen aufhielt. Die Zusammenverschwornen giengen des Nachts durch die Straßen und Vorstädte von Moscau. Sie marschireten sehr langsam und in der größten Stille, damit sie nicht entdecket würden. Während des Marsches sonderten sich zwey Soldaten, welche einen Abscheu vor dem Verbrechen hatten, das man begehen wollte, und welche ihre Hände nicht mit dem Blute ihres Landesherrn beflecken wollten, von dem großen Haufen der Zusammenverschwörung ab, und liefen nach Bebrachensko, dem Czar die Gefahr zu melden, die ihm bevorstund. Der junge Prinz

konnte anfänglich kaum demjenigen Glauben beymessen, was man ihm erzählete; da er aber dessen versichert wurde, ließ er in der Geschwindigkeit eine Kutsche anspannen, worein er sich mit seiner Mutter und seiner Gemahlinn, welche schwanger und noch halb nackend war, setzete. Seine übrigen Verwandten, seine Freunde, die Officiere und die Minister stiegen eiligst zu Pferde, und folgeten ihrem Herrn nach, welcher sich in das Kloster der Dreyfaltigkeit begab.

Die Strelitzen kamen zu Bebrachensko an, und waren sehr erstaunet, ihr Schlachtopfer daselbst nicht zu finden. Tekelawitaw merkete wohl, daß man ihn verrathen hatte. In der Verzweifelung, daß ihm sein Anschlag mißlungen war, wollte er dem Prinzen durch einen Obristen nachsetzen lassen, welcher den Czar zu ermorden über sich genommen hatte. Aber man stellete ihm vor, daß es vergeblich seyn würde, weil der Czar schon zu weit wäre, man müßte wieder nach Moscau zurück kehren. Tekelawitaw kam daselbst in der größten Bestürzung an, begab sich zur Sophia und erzählete ihr den unglücklichen Ausgang seines Unternehmens. Die Prinzessinn fassete in dem Augenblicke ihren Entschluß, und nahm sich vor, den Anschlag zu leugnen, weil sie sich einbildete, daß man keine starken Beweise gnug haben würde, sie zu überführen.

Das Gerücht verbreitete sich bald in der Residenz, daß der Czar Peter und seine ganze Hof-

Hofstatt ins Kloster zur Dreyfaltigkeit geflüchtet wären. Man sah bald Officiere von diesem Prinzen mit Briefen ankommen, worinnen man alle Bojaren einlud, sich zu ihm zu verfügen. Man vergaß die Strelitzen nicht, und man befahl allen Soldaten dieser Militz, welche nicht in die Zusammenverschwörung eingeflochten waren, ihrem Landesherrn zu Hülfe zu kommen. Tekelawitaw wandte alle seine Kräfte an, sie zurück zu halten, aber sie wollten lieber ihrem Befehlshaber ungehorsam seyn, als den Zorn des Czars auf sich laden.

Es wurde im Kloster zur Dreyfaltigkeit eine große Rathsversammlung gehalten, und man nahm darinnen für die Sicherheit des jungen Monarchen Maaßregeln. Nunmehro fieng Sophia an zu erzittern; diese stolze Prinzessinn sah sich gezwungen wegen ihres Verbrechens um Gnade zu bitten; da sie keine günstige Antwort erhielt, so hielt sie dafür, daß das sicherste Mittel, sich mit ihrem Bruder aus zu söhnen, dieses wäre, wenn sie ihm den Befehlshaber der Strelitzen auslieferte: Sehet, so opfern die Großen diejenigen auf, welche ihnen die wichtigsten Dienste geleistet haben. Inzwischen hatte der Czar seiner Schwester nicht nöthig, sich des Tekelawitaw zu versichern. Er ließ ihn zu Moscau beym Kopfe nehmen, und man führete ihn ins Kloster zur Dreyfaltigkeit. Viele Bojaren versammleten sich, ihn anzuhören. Dieser Unglückselige mußte ein vierstündiges Verhör

aushalten. Da er nun sein Verbrechen nicht gestehen und seine Mitschuldigen nicht angeben wollte, so führete man ihn in den Thurm des Klosters, wo er die Folter a) ausstehen mußte. Die Martern presseten ihm das Bekänntniß seines entsetzlichen Anschlages aus. Er gestund, daß er es auf sich genommen, den Czar, seine Mutter und seine Oheime ums Leben zu bringen. Er erzählete nicht nur die ganze Meuterey nach allen

a) Die Marter der Moscoviten wird die Knute genannt. Wenn sie soll gegeben werden, bedienet man sich eines viertehalb Fuß langen Stocks, an dessen Ende ist ein daumenbreiter Riemen an einen eisernen Ring feste geschnallet, welcher macht, daß er sich wie ein Dreschflegel hin und her beweget. Der Missethäter ist nackend bis an den Gurt auf den Rücken eines starken und gesunden Menschens, welcher ihm die Arme über seine Schultern feste hält, angebunden. Der Henkersknecht hauet mit solcher Gewalt, daß man auf jeden Schlag, den er giebt, das Blut fließen und die Haut einen Finger hoch aufschwellen sieht. Die Henker sind so geschickt, daß sie niemals zweymal auf eine Stelle schlagen. Dies ist die gewöhnliche Marter. Bey der außerordentlichen Folter, die man Pine nennt, bindet man dem Missethäter die Hände mit einen Stricke, welcher durch eine Rolle geht, auf den Rücken, womit man ihn in die Höhe zieht. Seine Schultern werden verdrehet, und seine Aerme kommen über seinen Kopf in die Höhe. Der Henkersknecht hauet darauf eben so, als wenn er die Knute giebt, so daß das Fleisch Stückweise herunter fliegt.

allen Umständen; sondern er gab auch noch alle seine Mitschuldigen und diejenigen Personen an, welche ihn durch vortreffliche Versprechungen zu diesem verfluchten Vornehmen angereizet. Man nahm so gleich alle diejenigen, die er angegeben, in Verhaft, und man brachte zwey Tage zu, über die Bestrafung der Verbrecher zu Rathe zu gehen. Tekelawitaw wurde des Rades schuldig geachtet, und erlitt auch diese entsetzliche Todesstrafe. Einige aber wurden darnach abgethan. Sophia war die größte Missethäterinn, aber der Czar ließ es dabey bewenden, daß er sie Zeitlebens in das Kloster Dewitz einsperren ließ, welches sie in den Gegenden von Moscau hatte bauen lassen. Obzwar dieses eine sehr geringe Strafe war, so kam sie doch einer Prinzessinn, welche sich vor Ehrgeiz ganz verzehrete und die Hoffnung verlohr, sich auf den Thron zu schwingen, abscheulich vor.

Der große Galliczin wäre wie die Mitverschwornen auch am Leben gestraft worden, wenn nicht einer seiner Vettern, welcher bey dem Czar in großen Gnaden stand, für seinen Anverwandten fürgebeten hätte. Man brachte den ersten Minister ins Kloster zur Dreyfaltigkeit, und als er vor dem Thore abgestiegen war, sagete ein Staatssecretarius mit lauter Stimme zu ihm: „Der Czar hat mir befohlen, dir zu „sagen, daß du dich nach Karga wendest, da„selbst deine Lebenszeit in der Ungnade Sr. Ma„jestät zu zu bringen, welche aus einer Regung

„ihrer

„ihrer angebohrnen Gütigkeit dir täglich drey „Copeiken zu deinem Unterhalte wollen reichen „lassen. Alle deine Güter sollen dem Staate „anheim fallen.„ Dieser unglückselige Prinz erwiederte nichts; da es außerdem schwer hielt, sich gegen seinen Herrn zu rechtfertigen. Der Sohn des **Galliczins**, dem man ihm in der Staatsbedienung an die Seite gesetzet, folgete ihm in sein Elend, desselbengleichen seine nächsten Anverwandten, welche nach dem Gebrauche in Moscau, mit in sein Unglück verwickelt wurden.

Da alle die Missethäter entweder mit der Verweisung oder mit dem Tode bestrafet worden waren, begab sich der Czar **Peter** nach Moscau, wo sein Bruder **Iwan** sich beständig aufgehalten hatte, ohne an dieser wichtigen Begebenheit den geringsten Antheil zu nehmen. Die beyden Prinzen umarmeten sich auf das zärtlichste, und gaben sich tausend Freundschaftsversicherungen. **Peter** maßete sich die ganze Gewalt an, und man erwähnete in den öffentlichen Befehlen des Czars **Iwans** gar nicht mehr, welcher, da man ihn, so zu reden, vom Throne jagete, nur eine tumme Gleichgültigkeit blicken ließ. Von dieser Zeit an kann man eigentlich den Anfang der Regierung **Peters Alexiowitz** rechnen, da wir noch sehen werden, was für neue Zusammenverschwörung seine Unterthanen wider ihn angesponnen haben.

Die Prinzessinn **Sophia** ward so genau bewacht, daß es nicht möglich schien, daß sie außer

ihren Schranken nur das geringste Verständniß hätte unterhalten können. Unterdessen fand sie doch ein Mittel, die Wachsamkeit ihrer Hüter zu hintergehen, und von neuem die Strelitzen wider den Czar aufrührisch zu machen. Es hatte ein armes altes Weib in Gewohnheit, sich täglich vor das Gitter des Klosters Dewitz hinzustellen, um Allmosen zu erbetteln. Sophia wurde ihrer von ohngefähr gewahr, und verehrete ihr etliche Rubeln; die Prinzessinn sagete ihr dabey, daß wenn sie einen kleinen Auftrag über sich nehmen, und denselben gut ausrichten wollte, so sollte sie dafür eine gute Belohnung haben. Dei Alte versprach alles, was man nur wollte, und den Morgen darauf stellete ihr Sophia ein Brodt zu, worein man Briefe an die Anhänger der Prinzessinn versteckt hatte. Etliche Tage darnach erhielt Sophia Antwort, so wie sie sie wünschen konnte. Verschiedene Officiere von den Strelitzen, drey Bojaren und ein Cosackenobrister traten zu dieser Zusammenverschwörung.

Die Bemühungen, so der Czar anwandte, seine Unterthanen gesittet zu machen, macheten ihn bey einem Volke verhaßt, welches an seiner Barbarey a) einen Gefallen hatte. Die Strelitzen, welche schon lange Zeit innen wurden, daß man

a) Die Moscoviten konnten es dem Czar nicht vergeben, daß er den Bart und die langen Röcke, welche seine Unterthanen trugen, abgeschaffet hatte.

man ihren Untergang suchete, waren über ihren Landesherrn sehr schwürig. Die Eifersucht reizete sie gegen die Fremden, denen man die besten Stellen unter den Truppen ertheilete; die Moscoviten, welche zu unwissend waren, als daß sie das Gute, was man ihnen erzeigen wollte, hätte einsehen sollen, sahen die Neuerungen, welche Peter in seinen Staaten einführete, mit Widerwillen an. Dieses war es, was die Völker zum Aufruhre erregete. Die Verschwornen fasseten den Anschlag, Sophien auf den Thron zu setzen, und den Czar zu ermorden. Alles war zur Ausführung dieses Vorhabens angeordnet. Man sollte an dem einem Theile des Pallastes Feuer anlegen. Der Czar, welcher sich bey dergleichen Vorfällen unter den Haufen mischete und seine Befehle ertheilete, könnte den Mördern nicht entgehen, und es war ihnen nichts leichter, als ihn in dem Getümmel umzubringen. Der zu dieser schrecklichen That angesetzete Tag war nahe, als zwey Mitverschworne, welche durch die Bisse ihres Gewissens zernaget wurden, zum Czar giengen, und ihm die Gefahr, so seine durchlauchtige Person bedrohete, entdeketen. Peter begnadigte sie, und fragete sie sogar um Rath, wie man es angreifen solle, der Verbrecher habhaft zu werden. Diese nun wurden beym Kopfe genommen, und mit dem Tode bestrafet. Man nagelte ihre Glieder an denselben Ort, wo sie willens gewesen waren, ihr Verbrechen zu begehen. Der Hauptanstifter dieser Meuterey war dem Czar nicht unbekannt,

er

er konnte ohne Ungerechtigkeit das Blut seiner Schwester vergießen; aber er wollte doch lieber den Empfindungen der Natur Gehör geben, als den Regeln der Politik folgen. Sophia wurde viel enger als sonst eingeschlossen, und man gab Befehl, auf ihre Handlungen ein wachsames Auge zu haben.

Wie ich nicht die Absicht habe, die Geschichte des Czars zu beschreiben, so werde ich es dabey nur bewenden lassen, daß ich hier alle Anschläge, so man wider das Leben dieses Fürstens schmiedete, anführe. In der Zeit als er Europa durchreisete, für seine Nation nützliche Kenntnisse einzusammlen; so schickten sich die Moscoviten zu einer Empörung an, welche weit gefährlicher war, als alle vorhergehenden. Diese Völker konnten es ohne den größten Widerwillen nicht ansehen, daß ihr Oberherr die Regierung seiner Staaten verließ, um bey auswärtigen Nationen herumzuschweifen. Es war bey ihnen ein heiliger Gebrauch, nicht auf Reisen zu gehen, und sie hielten es für eine Todsünde, den Fuß außerhalb des Reiches zu setzen, es sey denn, daß es im Kriege geschähe. Es konnte also nicht fehlen, daß nicht der Czar in ihren Augen höchst straffällig wäre. Was die Gemüther am meisten aufbrachte, war das Gerücht, welches sich damals ausbreitete, daß Peter eine Armee von Fremden mitbringen würde, damit er seine Unterthanen zwänge, die Gebräuche und Gewohnheiten der andern Völkerschaften anzunehmen

nehmen. Alles kündigte einen bevorstehenden Aufruhr an, und die Abwesenheit des Fürsten schien ein bequemer Zeitpunct zu seyn, eine große Umkehr zu bewürken.

Die vortreffliche Anordnung der regierenden Räthe hielt die Einwohner in Moscau im Zaume, und Niemand durfte sich rühren. Es verhielt sich im Herzogthume Smolensko nicht so. Sophia fand wieder Gelegenheit, an ihre Anhänger zu schreiben, und die Strelitzen wider ihren Oberherrn aufzuhetzen. Sie ließ den letztern hinterbringen, daß man Anstalten machete, ihre Freyheiten aufzuheben, sie ins Elend zu schicken, und fremde Truppen an ihre Stelle zu setzen. Darauf gab man ihnen zu verstehen, daß sie, um diesem Uebel vorzubeugen, die Waffen ergreiffen müsten, gegen Moscau anrücken, die Prinzessinn aus ihrem Kloster ziehen, und sie auf dem Thron setzen.

Die Officiere ließen sich leicht verführen; aber es war nicht so leicht, die gemeinen Soldaten zu gewinnen; man kam unterdessen doch mit ihnen durch Vermittelung der Priester zu Stande, welche das Feuer der Uneinigkeit anbliesen, und die Strelitzen dergestalt aufbrachten, daß sie sich eidlich verbanden, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis sie sich an den Czar gerochen hätten. Die Aufrührischen, an der Zahl zwölftausend Mann, jageten sogleich diejenigen Obersten weg, welche ihnen verdächtig schienen: sie schicketen darauf hier und dorthin Mannschaften

aus

aus, die Leute zum Aufruhre zu bewegen, mit dem Bedrohen, alle diejenigen, welche auf ihre Seite zu treten sich weigern würden, über die Klinge springen zu lassen.

Diese unangenehme Nachricht kam bald nach Moscau; die Regenten nahmen Maßregeln, den weitern Fortgang des Aufruhrs zu hemmen. Man gab den Generals **Schein** und **Gordon** Befehl, mit denen Truppen, so in der Hauptstadt waren, gegen die Strelitzen anzurücken. Zum Glück entstund unter den Häuptern der Rebellen Uneinigkeit. Ein jeder wollte anführen, so, daß sie mit unnöthigem Streiten die Zeit verlohren, und der Regierung Zeit gaben, sich ihrem Vorhaben zu widersetzen.

Schein und **Gordon** giengen von Moscau mit einer Armee von dreyzehen bis vierzehentausend Mann ab; sie thaten einen geschwinden Marsch, damit sie sich von einem wichtigen a) Platze Meister machen möchten. Die Strelitzen erschienen kurz darauf, und machten sich fertig, über die Jsther b) zu gehen, welche die beyden Armeen von einander sonderte. Es war schwer, ihnen

a) Dieser Ort war das heilige Grab oder das Kloster zu Jerusalem. Man nennt es also, weil zu dessen Aufbauung das heilige Grab zu Jerusalem zum Modell war genommen worden.

b) Es ist ein breiter und tiefer Bach, welcher nahe an den Mauern des Klosters vorbey fließet.

ihnen den Uebergang zu verwehren, und die Truppen des Czars, welche sehr ermüdet waren, hätten keinen langen Widerstand thun können. Der General **Gordon**, welcher befürchtete, bey so gestalten Umständen handgemein mit ihnen werden zu müssen, gieng den Rebellen entgegen, und sagete zu ihnen: „Was ist eure Absicht, „und wo wollet ihr hingehen? Wollt ihr nach „Moscau? Denket, daß die Nacht einbricht. „Würde es nicht besser seyn, euch etwas auszuru„hen und reiflich zu überlegen, was ihr thun „wollt? Glaubet mir, euer Unternehmen ver„dienet einiges Nachdenken; übereilet euch nicht, „es könnte euch gereuen, und vielleicht werdet „ihr morgen im Stande seyn, mit weniger Ge„fahr euren Entschluß zu fassen.

Es ist selten, daß man dem Rathe eines Feindes folget. Unterdessen merketen doch die Strelitzen auf diese Rede, und fanden sie vernünftig. Sie verhielten sich die ganze Nacht ruhig, und dieser Aufenthalt verschaffete dem General **Gordon** Zeit, seine Truppen in Ordnung zu bringen, und sie die vortheilhaftesten Plätze besetzen zu lassen. Den andern Morgen bey Anbruche des Tages hörete man in dem Lager der Rebellen die Trommel schlagen. Als sie sich in Bereitschaft setzeten, über die Isther zu gehen, zeigete sich **Gordon** wieder, an sie eine Rede zu halten, und fragete sie, warum sie die Waffen ergriffen hätten: „Um uns, antworte„ten sie trozig, bey denenjenigen Recht zu verschaf-

„fen,

„fen, welche unser Verderben wollen.„ Je! „meine Kinder, versetzete Gordon, habt ihr eure „Beschwerden angebracht, und hat man euch „damit abgewiesen? Nein gewiß nicht. Worü„ber beklaget ihr euch also? Glaubet mir, bittet „wegen eures unordentlichen Verfahrens um „Gnade, und kehret nach euren Plätzen wieder „zurück, die ihr verlassen habt. Dieses Kenn„zeichen der Reue wird euere Fehler in Verges„senheit setzen, und ihr werdet das Unglück ab„wenden, welches ihr bereit seyd, euch zuzu„ziehen.

Die Aufrührer wollten nichts mehr anhören. Sie thaten ihm zu wissen, daß sie niemandes Gewalt mehr über sich erkenneten, daß sie keines Weges an die Rückkehr dächten, sondern sie wollten vielmehr auf Moscau loß gehen, und daß wenn man ihnen dem Weg versperrete, sie sich denselben mit dem Degen in der Faust öffnen würden: „Ueberdem, fuhren sie fort, euch zu „zeigen, daß wir nicht Willens sind, um Gnade „zu bitten, so melden wir euch, daß, wenn ihr „euch nicht den Augenblick wegbegebet, wir „eure Rede mit einem Flintenschusse beantworten „wollen.„ Eine Begrüßung von dieser Art gab zu erkennen, daß es keine Möglichkeit mehr war, diese rasende Leute durch vernünftige Vorstellungen zu gewinnen, und daß man würksamere Mittel anwenden müßte. Man wollte aber dennoch einen letzten Versuch machen. Man ladete die Canonen nur mit Pulver, und ließ einige Schüsse auf die Rebellen thun, bloß

sie zu schrecken. Als die Strelitzen sahen, daß diese Ladung niemanden getödtet noch verwundet hatte, so schrien die Popen a) ihnen zu: Fürchtet euch inskünftige vor nichts, geliebten Freunde, der heilige Nicolaus erkläret sich vor euren Beschützer, und wird nicht zulassen, daß jemand von euch umkomme. Die Strelitzen, welche durch diese schwärmerische Rede Muth bekamen, gaben eine Salve aus ihren Feuerröhren, und stürzeten sich haufenweise in den Fluß; aber man schoß mit Kugeln auf sie, und die erste Salve aus den Canonen tödtete ihnen viele Leute. Sie wurden sodann gewahr, aber zu spät, daß sie nicht Schußfeste waren. Man ließ das Geschütze auf die Rebellen fortspielen, und man richtete eine so entsetzliche Niederlage unter ihnen an, daß das Wasser der Isther bald mit ihrem Blute gefärbet ward. In solcher äußersten Noth sucheten diese Elenden den Ueberwinder zu bewegen; etliche schrien um Erbarmen mit einem gräßlichen Geheule, andere laufen zum Ufer des Flusses, werfen sich auf die Knie, streckend bittende Hände aus und flehen um Gnade bey demselben **Gordon**, dem sie zuvor auf eine so schnöde Art begegneten. Man befiehlet ihnen, die Waffen wegzuwerfen, und je zwey und zwey über den Fluß zu kommen. Man schloß sogleich ihre Anführer und die Popen,

a) Es ist dieß der Name, den man den Priestern bey den Moscoviten giebt.

pen, welche sie zum Aufruhre erregt hatten, mit Ketten. Dreyßig Strelitzen, welche die größten Aufrührer waren, wurden auf die Tortur gebracht, und da sie nichts gestehen wollten, so wurden ihre zerquetschten und blutigen Körper auf dicke hölzerne Stangen gebunden, welche an Pfählen a) hiengen. Man zündete hierauf Feuer darunter an, die Missethäter zum Bekänntnisse ihres Verbrechens zu zwingen. Sie kamen alle mitten unter diesen abscheulichen Martern um.

Als der Czar, welcher damals zu Wien war, von dem Nachricht erhielt, was in seinen Staaten vorgieng, schwor er, daß keiner von den Bösewichtern seiner gerechten Rache entgehen sollte, er reisete mit der Post ab, und kam in vier Wochen in Moscau an. Man säumete nicht, den Proceß b) der Rebellen anzufangen, und der Czar, saget man, überlegete es, wie er seine Schwester Sophia wollte hinrichten lassen, indem er zu seiner Rechtfertigung das Beyspiel der Königinn Elisabeth anführete,

a) Dieses ist der letzte Grad der bey den Russen gebräuchlichen Tortur, wenn ein Uebelthäter seine Missethat nicht mit allen Umständen bekennt. Diejenigen, so diese Marter ausstehen, ohne etwas zu bekennen, werden frey gesprochen; aber es kommen so wenige davon, daß sie selten die Früchte ihrer Standhaftigkeit oder Hartnäckigkeit genießen.

b) Es waren ihrer dreytausend in Gefängnissen.

welche der Maria Stuard um geringerer Ursachen halber den Kopf abschlagen ließ. Der Herr le a) Fort bat seinen Herrn inständigst, dieser Prinzessinn noch einmal zu verzeihen. Kaum war sie, sagete der Czar, vierzehen Jahre alt, als sie nach meinem Leben trachtete. Das thut nichts, versetzete der Herr le Fort, Ihro Majestät dürfen sie nicht umbringen lassen, wenn Ihnen nicht die Rache lieber ist als der Ruhm. Die Türken können nur das Blut der Geschwister vergießen. Ein christlicher Fürst muß andere Gesinnungen haben.

Peter verzieh seiner Schwester. Er ließ es damit gnug seyn, daß er zu ihr gieng, und ihr die schärfsten Verweise gab, welche sich mit Vergießung der Thränen von beyden Seiten endigten. Die Prinzessinn wandte ihre ganze Beredsamkeit an, sich zu rechtfertigen, und es hätte nicht viel gefehlet, so hätte sie ihr Bruder für unschuldig gehalten. Beym Weggehen des Besuches sagete der Czar zu dem Herrn le Fort:

Meine

a) M. le Fort war aus Genf gebürtig, welcher sich in Moscau niedergelassen, ehe Peter den Thron bestieg. Er war es, welcher dem Czar den ersten Unterricht in der Kriegskunst ertheilete. Er wurde von den russischen Truppen General. Dieser Fremdling leistete seinem Herrn, dessen bester Freund er jederzeit war, sehr wichtige Dienste. Er starb vor des Czars Ableben, welcher ihn sehr bedauerte.

Meine Schwester ist ein großer Geist, es ist Schade, daß sie so böse ist.

Einige Mitverschwornen, denen man die Tortur anlegete, bekannten, daß ihr Vorhaben gewesen wäre, die Fremden auszurotten, und sich Moscau zu bemächtigen, alles daselbst zu verheeren und zu verwüsten, die Bojaren niederzumetzeln, das Bildniß der heiligen Jungfrau und des heiligen Nicolaus in Procession vor sich her tragen zu lassen, dadurch ihrem Aufruhre ein Ansehen der Religion zu geben, das Gerüchte ausstreuen zu lassen, daß der Czar auf seinen Reisen gestorben, die Prinzessinn Sophia auf den Thron zu setzen, und Galliczin aus dem Orte seines Elendes zu helfen, und ihm das Commando über die Armeen zu geben.

Dieses Bekenntniß war mehr als hinreichend, alle Rebellen zum Tode zu verurtheilen; aber wie in Rußland die Gewohnheit ist, keinen Missethäter hinzurichten, bevor er nicht sein Verbrechen bekannt hat; so nahm man den ganzen Monat October darzu, da diese Elenden gemartert wurden: mehr als dreyhundert gaben unter den Martern den Geist auf, ohne etwas zu gestehen. Da einer sich darunter befand, welcher eine unüberwindliche Halsstarrigkeit blicken ließ, vergieng dem Czar die Geduld, er trat zu diesem Missethäter hin, und stieß ihm mit einem großen Stocke in den Mund, zerschmetterte ihm den Kinnbacken und sagete zu ihm: Bekenne doch, du wilde Bestie!

Zween Popen, welche die Strelitzen zum Aufruhre gereizet hatten, wurden mit dem Tode a) gestrafet, so wie fast alle Uebelthäter. Da die Scharfrichter zu allen diesen Hinrichtungen nicht zureicheten, so befahl der Czar, daß ein jeder Richter sein eigen Urtheil vollziehen solle. Er hieb selbst auf dem Platze bey Bebrachensko achtzigen die Köpfe ab. Einer der vornehmsten Herren im Reiche hielt sie bey den Haaren, damit der Fürst desto richtiger treffen konnte. Ein jeder von den Bojaren hatte eine gewisse Anzahl von den Rebellen zu enthaupten. Der Fürst Boris b) Galliczin enthauptete fünf und zwanzig Strelitzen, die viel ausstehen mußten, weil er zu dergleichen Verrichtung nicht Geschicklichkeit gnug besaß. Peter Alexiowitz wollte, daß auch der Herr le Fort und der Freyherr von Blumberg c) einige Köpfe abschlagen sollten, aber diese Herren baten ihn, sie davon zu befreyen, weil es in ihrem Lande nicht Sitte wäre. Der Czar bestund nicht weiter darauf, sondern sagete ihnen nur, „daß man der Gott„heit kein angenehmer Opfer bringen könnte, „als das Blut eines Bösewichts.„

Man

a) Sie wurden von den Hofnarren des Czars hingerichtet.

b) Er war ein Vetter von diesem Galliczin, welcher an der andern Zusammenverschwörung Antheil hatte, und welcher nach Syberien verwiesen wurde.

c) Er war ein Deutscher.

Man ließ um Moscau herum Galgen aufrichten, und man hängete die todten Körper derjenigen daran, die hingerichtet worden waren. Die Anzahl der Todten belief sich über funfzehnhundert; dieses machete einen der abscheulichsten Anblicke. Der Greuel wurde noch durch das Wehklagen der Weiber und Kinder vermehret, jene beweineten den Verlust ihrer Männer, diese den Verlust ihrer Väter. Alles dieses war unterdessen nicht vermögend eine große Anzahl Missethäter zu erweichen, welche man noch a) auf die Tortur brachte, und welche sich einen Ruhm daraus macheten, zu sterben, ohne ein Wort zu sagen. Einer von diesen Unglückseligen, den man auf eine entsetzliche Art folterte, als er unter dem Haufen den Czar gewahr wurde, sagete er zu ihm: Heben Sie sich weg von hier, Herr, es ist hier mein Ort und nicht der Ihrige. Zweyhundert Strelitzen wurden bey dem Kloster, wo Sophia war, aufgehängt. Drey andere Soldaten litten dieselbe Todesstrafe, welche mit eigner Hand eine Bittschrift aufgesetzet und geschrieben, darinnen sie die Prinzessinn ersuchet hatten, den Thron zu besteigen. Nach der Hinrichtung steckete man ihnen eine Schrift in die Hand, und sie

a) An demselben Orte, wo man die todten Körper hingeleget hatte, ließ der Czar Pfähle aufrichten und man steckete zweyhundert Strelitzen darauf, welche die Knute bekommen hatten und gebraten worden waren. Sie lebeten noch.

strecketen ihre Arme in Gestalt bittender Personen gegen die Fenster des Klosters aus.

Da diese Schlachtbank sich alle Tage vermehrete, so entschloß sich der Patriarch, unter Anführung einer Procession den Czar inständigst anzugehen, daß er die noch übrigen Rebellen begnadigen möchte. Dieser ehrliche Prälat trug das Bildniß der heiligen Jungfrau, weil er sich einbildete, daß Peter bey Erblickung dieses Gegenstandes sich würde besänftigen lassen. Allein der Fürst sah den Patriarchen mit grimmigen Augen an, und sagete zu ihm: „Was hast du „hier zu thun? kehre auf das schleunigste wieder „zurück, und setze dieses Bild wieder an den „Ort, der ihm gewidmet ist. Vernimm, daß „ich Gott fürchte, und die heilige Jungfrau a) „ehre, so viel wie du; aber wisse auch zugleich, „daß es meine Pflicht ist, an der Wohlfahrt mei„nes Volkes zu arbeiten, und diejenigen zu züch„tigen, welche Unruhen in meinen Staaten haben „erregen wollen.„

Die

a) Vor Peter Alexiowitz hätte sichs kein Czar einfallen lassen, dem Patriarchen so unhöflich zu begegnen. Die Monarchen von Rußland hatten allezeit so viel Achtung und Ehrerbietigkeit gegen dieses Oberhaupt der Religion, welcher gewissermaßen die hohe Majestät verächtlich machete. An gewissen feyerlichen Tagen hielt der Czar den Zaum des Pferdes, worauf dieser Prälat ritt. Peter Alexiowitz hob die Würde eines Patriarchen auf und warf sich zum Oberhaupte der Russischen Kirche auf.

Die Vorstellungen des Herrn le Fort wurde günstiger angehöret. Dieser vornehme Genfer bedeutete dem Czar, daß ein Landesherr das Laster strafen müßte, die Missethäter aber nicht zur Verzweiflung bringen. Er gab ihm zugleich mit zu verstehen, daß sich unter den Rebellen, welche die Marter ausgestanden hätten, verschiedene befänden, welche noch lebeten, und unerhörte Schmerzen erlitten. Fürst, fuhr der Herr le Fort fort, eure Großmuth erfordert es, daß ihr durch einen schleunigen Tod dem Schicksale dieser Unglückseligen ein Ende machet. Der Czar ließ sie den Augenblick erschießen. Er vollendete die Bestrafung der andern aufrührischen Strelitzen; mehr als zwey tausend waren am Leben gestrafet worden; der übrige Theil wurde ins Elend verwiesen. Viele von denen, welche zu Asoff zur Besatzung lagen, starben an der Pest. Man hob diejenigen, welche von der Seuche waren verschonet geblieben, aus dieser Stadt heraus, und da sie überführet worden waren, daß sie ihren Mitgenossen zum Aufruhre behülflich gewesen waren, wurden sie nach Syberien geschicket. Dergestalt, daß dieses Corpo, welches zuvor ihren Landesherren so fürchterlich gewesen war, gänzlich vertilget wurde; von dieser Zeit an hat man keine Strelitzen mehr bey den russischen Armeen gesehen, ausgenommen diejenigen, welche man unter die neuen Regimenter gestecket, und deren Anzahl eben nicht ansehnlich war.

Wenn

Wenn man von Peter Alexiowitz aus dem Betragen, welches er gegen seine widerspenstigen Unterthanen bewies, urtheilete, so würde man ihn nur als einen wilden und blutdürstigen Fürsten ansehen müssen. Es ist wahr, daß er die Strenge sehr hoch trieb; aber er sah sich genöthiget, solche außerordentliche Schärfe anzuwenden, damit er die Moscoviten mit Gewalt zwingen möchte, sich denen vernünftigen Gesetzen, die er ihnen auferlegen wollte, zu unterwerfen. Es war allerdings hart für einen Fürsten, welcher so wichtige Entwürfe im Sinne führete, bey derselben Ausführung, auf Seiten desjenigen Volks, welches er glücklich zu machen sich bemühete, tausend Hindernisse anzutreffen. Er mußte Ströme von Blut vergießen, seinen Zweck, den er sich vorsetzete, zu erreichen. Die Moscoviten wollten in ihrer Unwissenheit und Barbarey bleiben. Es hat vielleicht niemals ein Volk gegeben, welches man mit mehrerer Schwürigkeit unter das Joch der Vernunft und Menschlichkeit gebracht hat. Peter Alexiowitz versuchete dieses vortreffliche Unternehmen, und führete es aus. Die Einwohner von Rußland genießen nunmehro alle die Vortheile, die man ihren tummen Vorfahren verschaffen wollte.

Man kann, ohne auf das äußerste aufgebracht zu werden, einen großen Fürsten nicht ansehen, welcher selbst das Amt eines Henkers verrichtet. Es war nicht das einzige mal, daß sich Peter

über

über die Vorurtheile hinaus setzete, oder den Wohlstand verletzete. Wenn man einige Flecken von dieser Art ausnimmt, welche man in dem Leben dieses großen Mannes antrifft, und welche die Frucht seiner übeln Erziehung waren, so würde man in der alten und neuern Geschichte der Fürsten keinen finden, der mit ihm könnte in Vergleichung gesetzet werden. Man stellete sich oft vor, daß tausend erhabene Eigenschaften, die ihn der höchsten Gewalt so würdig macheten, nur darzu dienen würden, ihn vom Throne zu stürzen. Aber er fand in seiner eigenen Familie seine grausamsten Feinde. Wir haben die Anschläge gesehen, welche eine ehrsüchtige Schwester mehr als einmal schmiedete, nunmehro wollen wir auch den Sohn sich wider seinen Vater empören sehen. **Czarowitz** a) sah demjenigen in keinem Stücke gleich, der ihm das Leben gegeben hatte. Es war ein Prinz, welcher in den allerschändlichsten Wohlleben ersoffen, und im Stande war, alles, was der Czar für seine Nation Gutes gestiftet, wieder niederzureißen. **Peter**, welcher sich bey Betrachtung des Unglücks, damit Rußland unter der Regierung seines Nachfolgers bedrohet wurde, entsetzte, gab sich alle Mühe, den **Czarowitz** wieder in sich zu führen; und gab ihm solchergestalt seine Gesinnungen zu erkennen:

„Es kann euch nicht unbekannt seyn, wie „sehr unsere Völker vor dem Anfange des gegen-

„wärti-

a) **Czarowitz** heißet der Sohn des Czars,

„wärtigen Krieges unter der Tyranney der „Schweden seufzeten. Durch den unrechtmäßi„gen Besitz einer großen Anzahl von See-Plä„tzen schnitten sie uns allen Handel und Umgang „mit dem übrigen Theile der Leute ab, und hat„ten uns in einen verächtlichen Stand gesetzet, „woraus wir uns mit vieler Mühe haben reißen „müssen. Ich habe es endlich dahin gebracht, „daß ich diesem Strome, welcher uns mit dahin „reißen wollte, einen Damm entgegengestellet, „und wir haben durch eine glückliche Verände„rung erfahren, daß derjenige Feind, vor wel„chem man gezittert hat, nunmehro auch an sei„nem Theile zittern kann. Diese Vortheile ha„ben wir nächst dem Beystande des Allmächti„gen, unsern Bemühungen und dem Eifer unse„rer Unterthanen zu danken. Aber indem ich „mit Freuden die Begünstigungen, damit der „Himmel mein Vaterland überschüttet hat, be„trachte, so empfinde ich den heftigsten Schmerz, „wenn ich sehe, daß ihr euch untüchtig macht, „einmal nach mir wohl zu regieren. Ich sage, „daß eure Unfähigkeit willkührlich ist, weil ihr „euch weder mit dem Mangel eures Verstandes „noch mit eurer schwachen Gesundheit entschuldi„gen könnet. Denn ob ihr gleich nicht eine der „stärksten Leibesbeschaffenheiten habt, so kann man „doch auch nicht sagen, daß eure Natur durch„aus geschwächt ist.

„Inzwischen wollet ihr von keinen Krieges„übungen reden hören. Da es doch allemal da„durch geschehen, daß wir uns aus unserer schändli-

„chen

„chen Finsterniß gerissen, und uns die Hochach-
„tung aller Nationen in Europa zuwege ge-
„bracht haben. Ich mahne euch nicht darzu
„an, ohne gerechte Ursachen Krieg zu führen, ich
„verlange nur, daß ihr euch auf die Erlernung
„derselben Kunst befleißigen sollt; denn es ist
„unmöglich, daß man gut regieren kann, wenn
„man die Regeln der Kriegeskunst nicht versteht,
„wenn es auch nur zur Vertheidigung des Va-
„terlandes wäre.

„Ich würde euch unterschiedene Beyspiele
„von Unglücksfällen anführen können, die mäch-
„tigen Staaten wiederfahren sind, weil sie eine
„so nöthige Wissenschaft hintangesetzet haben;
„aber nur mit euch von denen Völkern a) zu re-
„den, mit welchen wir durch einerley Bekenntniß
„des Glaubens verbunden sind: was denket ihr,
„was ist wohl an dem Untergange ihres Reichs
„Schuld, wenn es nicht ihre Verabsäumung
„und ihre Gleichgültigkeit gegen die Waffen
„wäre? Der Müssiggang und die Ruhe haben
„sie entkräftet, und unter das schandbare Joch
„gebracht, worunter sie schon so lange Zeit her
„seufzen. Ihr irret euch, wenn ihr glaubet,
„daß es für einen Prinzen gnug ist, wenn er
„nur gute Generale hat, unter deren Anführung
„er den Krieg führen kann. Ein jeder hat sein
„Augenmerk auf das Oberhaupt gerichtet.
„Man

a) Die abtrünnigen Griechen, welche unter der Herrschaft der Türken stehen.

„Man erforschet seine Neigungen, und man „ahmet ihnen nach. Mein Bruder a) hat bey „seiner Regierung die Pracht in der Kleidung „und in Aufzügen geliebet. Man fand nicht „wenige Neigung hier zu dergleichen Dingen. „Inzwischen breitet sich der Geschmack des Für„sten unter die ganze Völkerschaft aus. Wenn „aber die Unterthanen das lieben, woran ihr „Herr einen Gefallen hat, so verachten sie auch „das, was demselben mißfallen kann; müsset „ihr also nicht fürchten, daß einmal die Völker „den Gebrauch der Waffen bey Seite setzen, „um sich nach den Neigungen ihres Oberherrn „zu richten.

„Weil ihr gar keine Kenntniß von der gro„ßen Kriegskunst erlangen wollet, wie werdet „ihr über andere gebieten, und die Belohnungen „und Bestrafungen, welche eure Soldaten ver„dienen werden, beurtheilen können? Ihr saget, „daß eure Gesundheit euch nicht gestattete, die „Beschwerden des Krieges zu ertragen; dies „ist eine schlechte Entschuldigung. Ich verlange „von euch keine Strapazen, sondern nur Nei„gung, woran die Krankheiten selbst nicht ver„hinderlich sind. Befraget euch bey denenjeni„gen, die sich meines Bruders erinnern; er „war von ungleich schwächern Gesundheitsum„ständen, als die eurigen sind. Er konnte kein „Pferd regieren, so gelassen es auch war, ja nicht „einmal

a) Fódor Alexiowitz.

„einmal besteigen, aber dennoch war er ein Lieb-
„haber von Pferden, und es wird vielleicht nie-
„mals so ein vortrefflicher Stall wieder gefunden
„werden, als der seinige war. Ihr seht daraus,
„daß die glücklichen Erfolge nicht allezeit von den
„Bemühungen herrühren, sondern es kömmt auf
„den Willen an.

„Wenn ihr denkt, daß es Fürsten giebt, de-
„ren Angelegenheiten dennoch glücklich von stat-
„ten gehen, ob sie gleich nicht mit in Krieg ge-
„hen, so habt ihr Recht. Gehen sie aber nicht
„mit, so haben sie doch eine Neigung darzu und
„verstehen es, wie sie ihn führen sollen. Der
„verstorbene König a) von Frankreich hat nicht
„allezeit in Person dem Kriege beygewohnet; aber
„man weiß es, wie sehr er ihn geliebet hat, und
„was er für Ruhm sich darinnen erworben hat.
„Daher kam es, daß man seine Feldzüge
„den Schauplatz und die Schule des Got-
„tes Mars nannte. Sein Hang war nicht
„bloß auf die Kriegsgeschäfte eingeschränket, er
„besaß auch einen Trieb zu den mechanischen
„Künsten, den Fabriquen, und andern Be-
„stellungen von Künstlern und Handarbeitern,
„welche sein Reich blühender als alle andere ge-
„macht haben. Lasset uns nun auf das wieder
„zurück kommen, was euch angeht.

„Ich bin ein Mensch, und folglich muß ich
„sterben. Wen lasse ich nach mir zurück, mein
„großes

a) Ludewig XIV.

„großes Werk, das ich so gut angefangen zu
„vollenden? Einen Menschen, welcher dem Fau-
„len im Evangelio gleicht, der sein Pfund in die
„Erde vergräbt, das ist, der unterläßt, mit dem
„zu wuchern, was ihm Gott anvertrauet hat.
„Gedenkt an eure Widerspenstigkeit und an eu-
„ern boshaftigen Eigensinn. Wie oft habe ich
„euch nicht wegen beydes gescholten? Aber das
„alles hat zu nichts geholfen, ob ich euch gleich
„viele Jahre her so gar gezüchtiget habe. Ich
„mag mit euch fast nicht mehr reden, weil ich
„sehe, daß es vergeblich ist und ihr unverbesser-
„lich seyd. Ihr gebt euch nicht die geringste
„Mühe, und euer ganzes Vergnügen scheint dar-
„innen zu bestehen, daß ihr in eurem Hause mü-
„ßig bleibt. Was ihr euch solltet zur Schande
„anrechnen, daraus machet ihr eure liebsten
„Wollüste, ohne daß ihr die gefährlichen Folgen,
„die daraus für euch und dem ganzen Staate ent-
„springen, vorausseht; der heilige Paulus mel-
„det uns eine wichtige Wahrheit, wenn er saget:
„wenn jemand seinem eigenem Hause nicht
„vorstehen kann, wie wird er der Kirche
„Gottes vorstehen können? Ich habe oft
„über die bösen Folgerungen, welche natürlicher
„Weise aus eurem Betragen entspringen müssen,
„meine Betrachtungen gehabt, und dies hat mich
„bewogen, euch meine letzte Meynung zu erkennen
„zu geben; ich bin zwar entschlossen, noch in et-
„was zu warten, um zu sehen, ob ihr euch bes-
„sern wollet, wo nicht, so wißt, daß ich euch

„der

„der Thronfolge verlustig machen werde, so wie „man ein unnützes Glied abhauet.

„Da ich keine andere a) Kinder habe als „euch, so glaubet ihr vielleicht, daß ich euch nur „zu schrecken suche. Ihr werdet die Würkung „meiner Drohungen fühlen, wenn ihr nicht eure „Lebensart ändert. Weil ich täglich meine Ge„sundheit, meine Ruhe selbst, mein Leben der „Vertheidigung des Vaterlandes und der Wohl„fahrt meiner Völker aufopfere, wie sollte ich einen „Sohn verschonen, der so wenig verdienet, daß „man sich um seine Erhaltung bekümmere.

Der Czarowitz antwortete, daß er sich für unwürdig hielt zu regieren, daß er seinen Vater bäte, ihm die Krone zu nehmen, und daß er nichts begehre, als auf seine Lebenszeit seinen Unterhalt; er fügete hinzu, daß er niemals auf irgend einer Art den Prinz, welchen Se. Majestät zum Thronfolger wählen würden, beunruhigen wolle, daß er Gott darüber zum Zeugen nehmen und bey allen dem, was am heiligsten wäre, schwören wolle.

„Kann man euren Eidschwüren trauen, „antwortete ihm der Czar, so lange man in euch „ein verstocktes Herz gewahr wird. David hat „gesaget: ein jeglicher Mensch ist ein Lügner, „aber wenn ihr euch auch jetzo vornehmet, in „euren Versprechungen treu zu seyn, so werden

a) Er bekam nach der Zeit andere Kinder.

„euch die großen a) Bärte nach ihrem Verlangen
„lenken und zwingen können, eure Eidschwüre
„zu brechen. Diese verächtlichen Leute, welche
„ich von allen Ehrenämtern entfernt habe, ver-
„lassen sich nur auf euch. Die Zuneigung, die
„ihr schon gegen sie spüren lasset, giebt ih-
„nen die Hoffnung, daß ihr einmal ihren Zu-
„stand verbessern werdet.

„Habt ihr niemals die Verbindlichkeiten er-
„kannt, die ihr eurem Vater schuldig seyd?
„Steht ihr ihm in seinen Arbeiten und Bemü-
„hungen, seit dem ihr ein reifes Alter erreichet,
„wohl bey? Gewiß nicht, und alle Welt ist da-
„gegen aufgebracht. Ihr tadelt im Gegentheile
„und verwerft öffentlich alles, was ich zum Be-
„sten und zur Glückseligkeit meiner Völker un-
„ternehmen kann. Ich habe alle Ursache zu fürch-
„ten, daß ihr es wieder niederreißen werdet,
„wenn ihr mich überlebet. Also kann ich mich
„nicht entschließen, euch nach eurem Eigendünkel
„leben zu lassen. Aendert dieserhalben eure Le-
„bensart, bemühet euch, euch des Standes wür-
„dig zu machen, worzu euch eure Geburt beru-
„fet, außerdem bleibt euch kein anderer Ent-
„schluß zu ergreifen übrig, als euch in ein Kloster
„einzuschließen. Entschließet euch bald. Ich
„kann eurenthalben sonst nicht ruhig bleiben, jetzt
„da

a) Der Czar will von denenjenigen Moscoviten re-
den, welche lieber die Auflagen entrichten woll-
ten, die er auf die Bärte gelegt hatte, als die-
sen vermeyntlichen Zierrath ablegen.

„da ich sehe, daß meine Gesundheit von Tage „zu Tage schwächer wird.

Der Czarowitz gab seine Antwort schriftlich. Er berichtete, daß nachdem er sein Unvermögen in Erwägung gezogen, er sich entschlossen, den Klosterstand zu ergreifen, und daß er nur hierzu um die Einwilligung Sr. Czarischen Majestät anhielte. Da dieses vorgieng, reisete Peter der Große nach Dänemark, und als er in Copenhagen angelanget war, schrieb er noch einmal an seinen Sohn, ihn zu Ergreifung einer letzten Entschließung zu bewegen, und ihn zu ermahnen, alle Folgen des Schrittes, den er thun wollte, reiflich zu überlegen.

Peter, welcher durchaus wollte, daß sein Sohn sich zu was entschließen sollte, schrieb ihm wieder und drang in ihn, sich zu erklären. „Es „sind nunmehro sieben Monate verflossen, sagete „der Czar, daß ich eure letzte Entschließung er„warte, und ihr habt mich nicht gewürdiget, mir „davon Nachricht zu geben. Ihr habt Zeit ge„nung gehabt, darauf zu denken. Sobald ihr also „meinen Brief werdet erhalten haben, so fasset „euren Entschluß, es sey nun, daß ihr das Klo„ster oder den Thron wählet. Wenn ihr Willens „seyd, euch einmal zu der Regierung tüchtig zu „machen, so schiebt es nicht länger auf, zu mir „zu kommen, um den Verrichtungen des Feld„zuges beyzuwohnen; wenn ihr aber Vorhabens „seyd, ein Mönch zu werden, so berichtet es mir, „wo und wenn ihr euren Entschluß ins Werk se-

„ßen wollet, damit mein Gemüth ruhig werde,
„und daß ich weiß, wessen ich mich zu euch zu ver-
„hen habe. Sendet mir eure Antwort durch den
„Curier, welcher euch meinen Brief zustellen wird,
„und zaudert nicht länger, euch zu entschließen;
„sonst werdet ihr machen, daß ich glauben muß,
„daß ihr Zeit zu gewinnen suchet, und dieselbe
„in eurem gewöhnlichen Müßiggange zubringen
„wollet.

Dergleichen Befehle setzeten den Czarowitz in ungemeine Verlegenheit. Er hatte nicht die Absicht ein Mönch zu werden, und er war noch weniger geneigt, zum Czar zu gehen, die Kriegskunst unter ihm zu lernen. Da er nun nicht wußte, worzu er sich entschließen sollte, so fragete er einen alten Bojaren um Rath, welcher mit der Regierung schlecht zufrieden war, und von dem er folglich keinen andern als einen bösen Rath erwarten konnte. „Prinz, sagete der
„Bojar zu ihm, es bleibt euch kein anderer Ent-
„schluß übrig, als das Joch abzuwerfen, das man
„euch auflegen will. Der Czar, unter dem Vor-
„wande, euch in der Kriegskunst zu unterrichten,
„suchet nur eure schwächliche Gesundheit völlig
„hinzurichten, damit er geschwind eines Sohnes
„loß werden möge, den er nicht liebet. Den-
„ket demnach euch die Abwesenheit eures Vaters
„zu Nutze zu machen, damit ihr euch irgend wo
„einen Aufenthalt verschaffen könnt, wo euer
„Leben in Sicherheit ist. Ihr werdet euch nir-
„gends besser als in Frankreich aufhalten können.

Dieses

„Dieses Reich ist die Freystadt für verfolgte „Prinzen, und der französische Monarch, wel„cher nicht Ursache hat des Czars zu schonen, „wird ihm nie einen Prinzen aufopfern wollen, „welcher in seinen Staaten wird Zuflucht ge„nommen haben.

Der Czarowitz glaubete, an dem wienerischen Hofe besser aufgenommen zu werden als zu Versaille, weil er von dem Kaiser ein Schwager a) war. Er machete sich also auf den Weg nach Deutschland, und ließ bey seiner Abreise ausstreuen, daß er nach Dänemark zu seinem Vater gienge. Es begleiteten ihn seine Beyschläferinn, b) sein Beichtvater, ein Stallmeister ein Haushofmeister, ein Pohle, welcher sein Dolmetscher war, und vier Bedienten. Man war anfänglich zu Wien über die Art und Weise, wie man sich in Ansehung des Czarowitz verhalten sollte, sehr verlegen. Auf der einen Seite befürchtete man, den Vater zu nahe zu treten, und auf der andern wollte man dem Sohne nicht zum Mißvergnügen Anlaß geben. Um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, schickete der Kaiser den Grafen Schönborn an den Czarowitz, ihm vorzustellen, daß seine Flucht ohnfehlbar in der Welt Aufsehen machen und

a) Der Czarowitz hatte sich mit einer Prinzessinn von Braunschweigwolfenbüttel vermählt.

b) Es war eine ausländische berufene Hure.

dem Czar sehr mißfallen würde: daß, da die Umstände dem Kaiser nicht erlaubeten, sich mit Sr. Czarischen Majestät zu entzweyen, es rathsam wäre, daß sich der **Czarowitz** auf das sorgfältigste zu Wien verborgen hielte, bis man ihn wieder mit seinem Vater versöhnen könnte.

Der flüchtig gewordene Prinz verhielt sich dem Gutachten des Kaisers gemäß, und es währete lange, ehe der Czar genau wußte, wo sein Sohn a) hingekommen war. Er ließ ihn an verschiedenen Europäischen Höfen, wo man muthmaßete, daß er sich hingewendet hätte, auf alle mögliche Art aufsuchen. Darauf ließ der Kaiser dem **Czarowitz** sagen, daß, da er nicht länger zu Wien verborgen bleiben könnte, er ihm riethe, sich nach Tirol oder nach Neapolis zu wenden. Der **Czarowitz** folgete diesem Rathe und hielt sich in dem Schlosse St. Elma versteckt. Unterdessen waren die Nachsuchungen, welche der Czar that, zu erfahren, wo sich sein Sohn aufhielt, nicht umsonst. Er entdeckete den Ort seines Aufenthalts, und sandte so gleich zwey Herren von seinem Hofe ab, mit dem Befehle, den junger. Prinzen nach Moscau wieder zurück zu bringen, mit der Versicherung, daß wenn er gutwillig gehorchete, man ihm seinen Fehler vergeben wolle. Sein Vater schrieb ihm folgenden Brief.

Mein

a) Der Czar erfuhr die Flucht seines Sohnes zu Amsterdam, als er von Paris zurückkam.

Mein Sohn,

„Die Verachtung, so ihr vor meine Befehle „bezeiget habt, ist aller Welt bekannt. Weder „meine Verweise noch Züchtigungen sind niemals „vermögend gewesen, euch wieder zum Gehor„sam zu bringen, und zuletzt nachdem ihr mich „betrogen habt, da ich aus meinen Staaten rei„sete, habt ihr den Ungehorsam aufs äußerste ge„trieben, und euch als ein Verräther unter frem„den Schutz begeben. Dies ist ein solches Ver„halten, davon Rußland noch kein Beyspiel auf„zuweisen hat. Was habt ihr nicht eurem Va„ter dadurch für Herzeleid gemacht, und was „habt ihr nicht eurem Vaterlande für Schande „zugezogen. Ich schreibe euch zum letzten male, „und befehle euch, euch allem zu unterziehen, „was euch **Tolstoy** und **Romanzoff** in meinem „Namen antragen werden.

„Wenn ihr den Entschluß fasset zu gehorchen, „so gelobe ich Gott an, welcher unser allerhöch„ster Richter ist, daß ich euch nicht nur nicht „strafen will, sondern ich will euch mehr als je„mals lieben; wenn ihr euch aber meinen Befeh„len nicht unterwerfet, so gebe ich euch als Vater „kraft der Gewalt, so ich von Gott erhalten, „meinen ewigen Fluch, und als euer Oberherr „versichere ich euch, daß ich wohl Mittel finden „werde, mit euch als mit einem Rebellen umzu„gehen. Uebrigens erinnert euch, daß ich euch „keine Gewalt angethan. Hatte ich nöthig, euch „die freye Wahl zu lassen, worzu ihr euch ent„schlie-

„schließen wollet? Wenn ich euch hätte zwin-
„gen wollen, hatte ich nicht Macht darzu? Was
„hätte mich davon abgehalten? Ich durfte nur
„befehlen, man mußte wohl gehorchen.

Der Czarowitz hatte nicht gar zu große Lust aus Neapolis zu gehen, aber man vermochte ihn doch endlich zur Abreise. Ehe er sich nach Moscau begab, schrieb er an seinen Vater und gebrauchete sich der rührendesten Ausdrücke, seine Reue zu erkennen zu geben. Der Czar erhielt diesen Brief unter Wegens, als er auf der Rückreise nach Petersburg war, und er wurde dergestalt erweichet, daß er im Begriffe war, den Fehler eines aufrührischen Sohnes gänzlich in Vergessenheit zu stellen. Allein Menzikoff a) löschete

a) Alexander Menzikoff war im Anfange ein Pastetenknabe zu Moscau gewesen. Als er eines Tages bey dem Pallaste vorbey gieng und seine Pasteten ausrief; ließ ihn der Czar rufen, und da er eine glückliche Gesichtsbildung an ihm fand, fragete er ihn lachend, ob er ihm seine kleine Pasteten mit dem Korbe, worein er sie trug verkaufen wollte. Der junge Mensch antwortete, ohne die geringste Unruhe zu zeigen, daß was die Pasteten anlangete, dieselben Sr. Majestät zu Befehle standen, die er zu verkaufen befehligt wäre, aber nicht den Korb, daß wenn aber doch der Kaiser ihn auch verlangete zu haben, er ihn nur bäte, daß er bey seinem Herrn erst um Erlaubniß fragete, ihn zu verkaufen. Diese Antwort gefiel dem Czar, welcher, da er unter seinen Truppen die Subordination

löschete gar bald die noch übrige väterliche Zuneigung aus, und brachte es unter geringem Vorwande dahin, daß die Begnadigung, die der Czar

dination einführen wollte, in eine angenehme Verwunderung gesetzet wurde, bey diesem jungen Knaben so vielen Gehorsam und Treue anzutreffen. Peter Alexiowitz hielt ihn für würdig, bey der Compagnie des Hauptmanns von Fort eine Stelle zu haben, und er schlug sie ihm vor. Der junge Mensch bezeigete, daß er sich sehr geehret hielt unter einer Mannschaft zu dienen, wo Se. Majestät sich selbst im Kriegsdienste Unterricht ertheilen ließen; aber er wünschte erst noch, daß man ihm Zeit gäbe, seines Herrn Genehmhaltung zu erlangen. Dieser nun durfte ihm seine Einwilligung nicht versagen. Man schickete Menzikoff zum Herrn von Fort, dem er empfohlen wurde. Der Genfer Hauptmann ließ ihm eine neue Montur anziehen, und nahm ihn in seine Compagnie auf, wo er sich bald durch seine gute Aufführung und Gehorsam gegen seinen Vorgesetzten hervorthat. Er erlangete nach dem Herrn von Fort dieselbe Gewogenheit seines Herrn, und machete sich durch seine Herzhaftigkeit und Geschicklichkeit in der Kriegskunst berühmt. Er schwung sich zu den höchsten Ehrenämtern, und wurde General von denen moscovitischen Truppen; er schlug die Schweden in dem engen Passe bey Systerbek, und gewann gegen sie das Treffen bey Kalisch. Er wurde zum Guberneur von Nerva, von Liefland und Ingermanland gemacht. Man trug ihm die Erziehung des Czarowitzes auf. Aber da er den jungen Prinz nicht liebete, und außerdem ungestüm und ungesittet war, so begegnete er seinem Untergebenen mit der äußersten Verachtung: Menzikoff trug das meiste zum Verderben des Czarowitzes bey.

Czar seinem Sohne zugesaget, wiederrufen wurde. Der junge Prinz wurde nach Moscau gebracht, allwo ihn sein Vater seit einigen Tagen erwartete. Den andern Morgen nach seiner Ankunft traten die Leibregimenter und die ganze Besatzung ins Gewehr und umringeten das Schloß. Ein Officier verfügete sich in das Zimmer des Czarowitzes und forderte ihm seinen Degen ab. Alle Ministere, Bojaren, und Räthe hatten Befehl, sich in dem großen Saale auf dem Schlosse einzufinden, und den Bischöfen war anbefohlen, sich in der Hauptkirche zu versammlen. Der Prinz wurde vor den Czar geführet. Dieser letztere saß auf einem Lehnstuhle, und von allen Großen des Reichs, welche standen, umgeben. Der Czarowitz näherte sich und überreichete seinem Vater ein Schreiben, welches das Bekenntniß seines Verbrechens in sich enthielt. Hierauf warf er sich Se. Majestät zu Füßen, und bat ihn mit thränenden Augen, ihm nicht den Tod leiden zu lassen. „Stehet auf, sagete ihm der Czar, und höret „auf für euer Leben in Sorgen zu seyn. Aber „habt keine Hoffnung einmal zu regieren. Ihr „habt euch des Standes unwürdig gemacht, „worzu ihr durch das Recht eurer Geburth beru„fen waret. Ihr müßt also auf eine feyerliche „Art meiner Thronfolge entsagen. Ihr Wille geschehe, antwortete der Czarowitz.

Man ließ dem Prinzen eine Schrift unterzeichnen, welche ihn von der Krone ausschloß.

Hier-

Hierauf verlas der Canzler mit lauter Stimme das Manifest Sr. Czarischen Majestät, darinnen Peter der Große alle Ursachen umständlich anführete, die ihn bewogen hatten, seinen Sohn vom Throne auszuschließen. Wenn sich einige neubegierige Leser finden, dieses Manifest zu sehen, so werden sie es am Ende dieses Buches antreffen.

Nachdem sich alle Großen des Reichs eidlich verpflichtet hatten, den Czarowitz niemals für ihren Oberherrn zu erkennen, so führete man diesen jungen Prinz wieder in das Zimmer zurück, welches ihm zum Gefängnisse dienete,

Verschiedene Personen fanden sich in diesen Handel mit eingeflochten, und man arbeitete an ihrem Processe. Der Bischof von Rostow, den man nur überführen konnte, daß er Erscheinungen und Offenbarungen, die für den Czarowitz günstig gewesen, ausgestreuet hatte, wurde zum Rade verurtheilet, und auch würklich abgethan. Man verfuhr mit nicht geringerer Schärfe wider die andern Missethäter. Es kam nun auf nichts mehr an, als zu erfahren, ob man den Prinzen hinrichten würde, dessen Empörung so vielen vornehmen Personen den Tod befördert hatte. Der Czar war geneigt genug, ihm das Leben zu schenken, aber der General Menzikoff gab sich alle Mühe, ihn davon abwendig zu machen. Die Czarinn a) Catharina, die Mutter

des

a) Catharina wurde zu Rughen, einem Dorfe in Estland am See Worstferi gebohren. Sie war die Toch-

des Prinzen, welchen man zum rechtmäßigen Thronfolger erklärete, bemühete sich aufs äußerste den Untergang des unglückseligen Alexis zu bewürken. Diese Prinzessinn befürchtete, daß man nach dem Tode ihres Gemahls die Ordnung der Thronfolge wieder verändern und den Czarowitz wieder in seine Rechte einsetzen möchte. Catharina hatte zum Unglück für diesen letztern

zu

Tochter eines Bauern, welcher starb, als sie nur erst fünf Jahr alt war; ihre Mutter lebete nicht lange nach ihres Ehemannes Tode; so daß Catharina keine andere Zuflucht ihr Leben zu unterhalten hatte, als die Mildthätigkeit dererjenigen, welche ihr Gutes thun wollten. Der Schulmeister im Dorfe erbarmete sich ihrer, er nahm sie zu sich, ernährte sie, und lernte sie lesen und schreiben. Der älteste Prediger zu Marienburg sah sie, als er durch Rugben reisete, und freuete sich so über ihren Verstand, daß er sie mit sich nahm, um sie besser zu erziehen. Catharina verhielt sich den Bemühungen ihres neuen Herrn vollkommen gemäß; sie erlernete das Deutsche, und alle Arbeiten, darinnen sie unterrichtet wurde, giengen ihr sehr wohl von statten. Der älteste Prediger hielt sie mehr wie seine Tochter, als wie eine Magd. Er verheurathete sie mit einem Sergeanten, welcher gleich an seinem Hochzeittage erschossen wurde. Die Stadt Marienburg, wo damals diese junge Witwe wohnete, wurde von den Moscovitern eingenommen. Alle Einwohner wurden zu Gefangenen gemacht und nach Moscau gebracht. Der General Bauer behielt sie in seinem Dienst. Menzikoff wurde ihrer von ohngefähr gewahr, er fand an ihr eine glückliche Gesichts-

zu viel Gewalt über das Herz des Czars, daß sie ihn nicht nach ihrem Zwecke hätte lenken können. Man nahm den Proceß des Alexis von neuem wiederum vor, und da der Czar bezeiget hatte, daß er es gerne sehe, daß sein Sohn nach der strengsten Gerechtigkeit gerichtet würde, so giengen die Commissarien nach dem geschlossenen gerichtlichen Verfahren mit einander zu Rathe, und verurtheileten den jungen Prinzen zum Tode, unterwarfen aber dennoch ihr Urtheil dem Ausspruche

sichtsbildung und sprach Bauern um sie an. Dieser durfte sie einem so mächtigen Manne nicht versagen. Der Czar sahe sie bey Menzikoff zum erstenmale. Da er sich mit ihr auf einen kurzen Augenblick unterhalten hatte, zu sehen, ob ihr Umgang mit ihrem edeln und geistreichen Ansehen, welches aus ihrem Gesichte hervorleuchtete, übereinkäme, so fand er bey ihr einen so richtigen und gesetzten Verstand, daß er von damals an Zuneigung zu ihr bekam. Traget Sorge für dieses Mägdgen, sagete er zu seinem Lieblinge, denn sie besitzt viel Verdienst. Catharina schmeichelte sich so sehr bey dem Czar ein, daß dieser Fürst zuletzt seiner heftigen Liebe nicht länger widerstehen konnte, er nahm diese junge Witwe von Menzikoff weg, machete sie zu seiner Beyschläferinn, und darauf nahm er sie zu seiner Gemahlinn. Er vermählete sich insgeheim mit ihr im Jahre 1707. und öffentlich im Jahre 1713. Im Jahr 1715. stiftete er ihr zu Ehren den St. Catharinenorden. Der Czar hatte von ihr einen Sohn, welcher denselben Namen führete als sein Vater, und welcher zum Thronfolger erkläret wurde an die Stelle des Alexis, welcher ein Sohn von der ersten Gemahlinn Peters des Großen war.

spruche des Czars. Peter hielt es nicht für rathsam, das gesprochene Urtheil weder aufzuheben, noch zu bestätigen. Er befahl nur, daß es im Beyseyn des Missethäters solle abgelesen werden, und daß man ihn alsdann wieder bis auf neuen Befehl in sein Gefängniß zurück brächte. Dies alles wurde vollzogen, und man zwang den Prinz, ein neues Bekänntniß seiner Verbrechen abzulegen.

Den Morgen darauf sehr frühe berichtete man Peter dem Großen, daß der Czarowitz heftige Verzückungen erlitte. Des Mittages sah man einen andern Boten kommen, welcher die Nachricht brachte, daß dieser Prinz in großer Gefahr wäre. Der Czar ließ die Vornehmsten des Hofes herbey rufen, und befahl ihnen, ihm nach der Festung zu folgen. Mitlerweile erschien ein dritter Bote, und versicherte, daß sich der Czarowitz so schlecht befände, daß man nicht glaubete, daß er den Tag hinbringen würde. Hierauf ließ sich Peter in einer Barque über die Neva setzen, und begab sich zum Kranken. Sobald der junge Prinz seinen Vater erblickete, ließ er sich auf sein Bette setzen, und wendete die mit Thränen benetzten Augen auf den Monarchen. „Ich bin, sagete er, mit dem heftigsten „Schmerze durchdrungen. Ich habe sehr schwer „und auf die abscheulichste Art die Majestät Gottes und die eurige beleidiget. Ich fühle wohl, „daß ich von dieser Krankheit nicht wieder aufstehen werde, und wenn ich auch davon wieder

„genesen

„genesen könnte, so weiß ich, daß ich unwürdig „zu leben bin. Die einzige Gnade, darum ich „euch bitte, o mein Vater und mein Oberherr, „ist diese, daß ihr den Fluch, den ihr mir zu „Moscau gegeben, wieder hinwegnehmet, mir „meine Verbrechen vergebt, mir den väterlichen „Segen ertheilet und befehlt, daß man nach mei„nem Tode Gott um das Heil meiner Seele „bitte.

Während daß der Czarowitz mit einer sterbenden Stimme diese traurige Worte aussprach, zerfloß Peter und sein ganzes Gefolge in Thränen. Dieser Monarch nahm das Wort. „Was „für Ursache ich auch hätte, über euch unzufrie„den zu seyn, sagete er ihm, so habe ich Mitlei„den mit eurem Zustande, worinnen ich euch „sehe. In Betracht eurer Reue widerrufe ich „meinen Fluch. Ich wünsche, daß euch Gott „gnädig sey und euch vergebe, so wie ich euch „selbst vergebe.„ Nachdem Peter diese Worte geendiget hatte, begab er sich wieder hinweg, indem er dem Czarowitz seinen Segen ertheilete. Gegen fünf Uhr des Abends sagete man dem Czar, daß sein Sohn ihm noch einmal zu sehen verlangete. Der Monarch machete anfänglich Schwürigkeiten, es zuzusagen, aber die Herren an seinem Hofe stelleten ihm vor, daß es eine Unmenschlichkeit wäre, diesen Trost einem sterbenden Sohne zu versagen. Der Czar ließ sich bereden; da er in das Schiffsboot stieg, sich nach der Festung übersetzen zu lassen, berichtete man ihm, daß der Czarowitz nicht mehr lebete.

Dieses war das Ende eines Prinzen, welcher zu viel Fehler hatte, als daß man ihn bedauern sollte, aber der doch nicht gottloß genug war, sein Leben auf eine so unglückliche Art zu beschließen. Man hat sehr verschieden von seinem Tode gesprochen. Hier ist das, was man davon in denen Memoires des **Lambert** findet:

Da die Czarinn allezeit für ihren Sohn in Sorgen stand, so ließ sie nicht nach, bis sie den Czar beweget hatte, dem ältesten Sohne den Proceß zu machen, und ihn zum Tode verurtheilen zu lassen. Was das wundersamste ist, ist daß der Czar, nachdem er selbst ihm die Knute gegeben hatte, auch selbst ihm den Kopf abhieb. Der Leichnam des Czarowitzes wurde zur Schau ausgestellet, und der Kopf war dergestalt an den Körper angepasset, daß man nicht unterscheiden konnte, ob er davon war abgesondert gewesen. Diese Erzählung hat keine Wahrscheinlichkeit.

Andere Geschichtschreiber geben den Tod des **Czarowitzes** dem Schrecken schuld; der ihm bey Verlesung seines Endurtheils überfiel. Man muthmaßet auch, daß dieser Prinz an einer Vergiftung gestorben sey. Die Furcht, welche **Peter** hatte, seine Staaten unter die Regierung eines Verdienstlosen Prinzen kommen zu sehen; die zärtliche Liebe, welche dieser Monarch gegen seine neue Gemahlinn bewieß, die

Gewalt,

Gewalt, welche Menzikoff über das Gemüth seines Herrn hatte; der Nutzen, welchen der Czar, die Czarinn, und der Liebling davon hatten, den unglücklichen Alexis aus dem Wege zu räumen; alles dies kann Anlaß zu glauben geben, daß diese drey Personen die Tage des Czarowitzes abkürzeten. Es sind aber nur Muthmaßungen, und man darf sich doch nicht auf bloße Scheingründe unterstehen, einen Fürsten, wie der Czar war, zu beschuldigen, daß er eines so strafbaren Sohnes loß zu werden unerlaubte Mittel angewandt hätte.

Es bleibt nichts übrig, als nur zu wissen, ob dieser Prinz den Tod verdienete. Er hatte Moscau verlassen, und sich unter den Schutz einer fremden Macht begeben; dies war sein Verbrechen? Man müßte schon sehr strenge seyn, den Ausspruch zu thun, daß ein dergleichen Vergehen mit der Beraubung einer Krone und dem Verluste des Lebens zu bestrafen sey. Die Söhne der Könige müßten denn mit mehrerer Schärfe behandelt werden, als die Kinder schlechter Privatmänner.

Die Prinzessinn Sophia, wie ich erzählet habe, spann mehr als einmal wider den Czar Meuterey an, sie wiegelte das Volk zum Aufruhre auf, und machete so gar Anschläge wider das Leben ihres Bruders und ihres Oberherrns. Gleichwohl verzieh ihr Peter Alexiowitz, und war mit der Verweisung in ein Kloster zufrieden. Warum erwies er denn nicht auch einem Sohne

Gnade, welcher weit weniger strafbar war? Ein sehr edelmüthiger Bewegungsgrund machete, daß er bey dieser Gelegenheit die Empfindung der Natur unterdrückete. Sehr unterschieden vom **Augustus**, welcher, wie man saget, nur darum dem **Tiberius** das Reich überließ, damit er bey angestellter Vergleichung seiner Regierung mit der Regierung seines Nachfolgers bedauert werden möchte, hatte **Peter der Große** gewünschet, in dem **Czarowitz** einen Prinzen anzutreffen, welcher fähig gewesen wäre in die Absichten seines Vaters einzuschlagen, und geschickt genug, das Werk zu vollführen, welches sein Vorgänger so weit gebracht hatte. Der Sohn des Czars taugte nur darzu, die Moscoviten wieder in ihre vorige Barbarey zu versenken. Er wurde der Glückseligkeit der Nation aufgeopfert.

Da der Prinz, den man zum Thronfolger erklärete, vor dem Czar gestorben war, so entschloß sich derselbe, der Czarinn den Thron zu hinterlassen, vorher aber wollte er sie als Kaiserinn a) krönen lassen. Zu diesem Ende machete er eine Verordnung kund, worinnen dieser Monarch seine Willensmeynung auf die Art zu erkennen gab.

„Die Kaiserinn, meine sehr geliebte Gemah„linn, ist uns nicht nur bey allen Gefährlichkeiten „des letzten Krieges, sondern auch bey einigen „andern

a) Peter Alexiowitz nahm den Titel als Kaiser an, und wurde von allen Europäischen Mächten dafür erkannt.

„andern Feldzügen, dabey sie uns freywillig be„gleitet hat, eine große Hülfe gewesen, und hat „uns mit ihrem Rathe, so viel als möglich ge„wesen, beygestanden, vornehmlich bey dem Tref„fen mit den Türken am Flusse Pruth, wo „unsere auf 22000 Mann geschmolzene Armee „zwey mal hundert tausenden die Spitze bieten „sollte. Bey diesem verzweifelten Zustande that „sie sich durch eine Herzhaftigkeit, welche ihr Ge„schlecht übertraf, also hervor, wie es der ganzen „Armee und unserm ganzen Reiche bekannt ist.

Nach dieser Eingangsrede führete der Czar die Ursachen an, die ihn bewegeten, seine Gemahlinn krönen und dieselbe den Thron besteigen zu lassen, welchen sie auch gar bald in Besitz nahm; denn Peter der Große, nachdem er die Freude gehabt, in seinen Staaten den Handel, die Wissenschaften und freyen Künste blühend zu machen, seine Truppen in Kriegszucht und Ordnung zu bringen, geschickte Generale zu machen, zahlreiche Flotten aufzurichten, prächtige Städte zu erbauen, und seine Nation gänzlich umzukehren; dieser große Fürst, nachdem er so viele vortreffliche Sachen ausgeführet, endigte seinen rühmlichen Lebenslauf zu Petersburg den 28. Jenner 1725.

Peter Alexiowitz war von einer mehr als mittelmäßigen Leibesgestalt. Seine Gesichtsbildung schien edel und geistreich, er hatte aber in seinen Augen so etwas rauhes und wildes, welches eine Art Schrecken erweckete. Niemand redete mit mehrerm Feuer und Beredsamkeit,

wenn es darauf ankam, zu überreden. Es war wohl kein Fürst fleißiger und unermüdeter. Wenn man es genau überleget, so war sein ganzes Leben nur eine unaufhörliche Reise. Es war ihm eben so leicht, von dem einen Ende Europens in das Herz Asiens zu gehen, als andern Königen, wenn sie aus ihrem Pallaste nach einem Landschlosse eine Lustreise anstellen. Die Reise von Petersburg nach Moscau, welche 200 gemeine französische Meilen von einander entlegen, kostete ihm nur vier Tage. Er war in allen übertrieben, ein großmüthiger Freund und ein unversöhnlicher Feind. Seine heftigen Leibesbewegungen und noch mehr die Uebermaß im Essen und Trinken verkürzeten ihm sein Leben. Oft aß er des Abends nicht mit einer gehörigen Ordnung und noch öfter überladete er sich in Essen und Trinken. Alle Morgen, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, trank er eine Flasche Brandewein. Man saget nicht, daß er das weibliche Geschlecht eben so sehr geliebet, seit dem er die erste Jugendhitze überstanden. Man behauptet sogar, daß er, nachdem er seine erste Gemahlinn verstoßen, zwölf Jahre lang ohne den geringsten Umgang mit Frauenzimmern zugebracht hat, bis er Catharinen gesehen, die er bis an den Tod brünstig geliebet hat.

Dieser Fürst war ohnstreitig der gelehrteste in seinen Staaten. Er redete verschiedene Sprachen, und war besonders in der Mathematik und Geographie sehr erfahren. Da er Vorhabens war,

war, eine Vereinigung mit dem schwarzen und Caspischen Meere zu treffen, indem er aus dem Donflusse bis in die Volga einen Canal ziehen, und vermittelst eines andern Canals, den er von der Volga zur Neva leiten ließ, das Caspische mit dem Balthischen Meere zu vereinigen suchte; so entwarf er ohne Beystand eines Ingenieurs einen unvergleichlichen Plan, den er noch vor seinem Tode zu seiner großen Freude zu Stande bringen sah. Seine Anschläge, die er ausdachte, waren alle weitaussehend und von außerordentlicher Art. Man hätte sagen können, daß er die Macht des Schöpfers nachahmen wolte, welcher aus nichts große Dinge machen kann. So verwandelte er stinkende Moräste und schlammige Wasser in eine schöne und prächtige Stadt a) welche mit kostbaren Pallästen, angenehmen Gärten angefüllt und von einer der stärksten Festungen, die man nur sehen kann, bedecket ist. So machete er ferner aus einer armen Bäuerinn eine große Kaiserinn; aus einem elenden Pastetenbecker einen berühmten General, und aus einem rohen Volke eine gesittete Nation. Er machete sich zu einem der geschicktesten Officier zur See, der nur in Europa anzutreffen war, und er fand an dem Seewesen einen Geschmack, welcher um so außerordentlicher war, weil er vor seinem vierzehenden Jahre beym Anblicke des geringsten Baches vor Schrecken zitterte. Um eine genaue Kenntniß von dem Schiffsbaue zu erlangen, sah man diesen Fürsten auf den

a) Petersburg.

Stapeln in Holland als einen schlechten Handwerksmann arbeiten.

Peter Alexiowitz merkete auf seinen Reisen an, daß die Türken in der Handhabung der Gerechtigkeit die christlichen Völker sehr weit übertrafen. Er trug Sorge, daß die unnützen und betrügerischen processualischen Streitigkeiten die Gesetze nicht verbreheten, und er bestimmte zu Beendigung der wichtigsten Processe eine Zeit von eilf Tagen.

So viel große Eigenschaften, die man an diesem Helden bewunderte, wurden durch etliche sehr ansehnliche Fehler verdunkelt. Dieser Fürst war in seinem Zorne wüthend. Er schonete niemanden, selbst seiner besten Freunde nicht. Der General le Fort hatte zuweilen von seinem Herrn harte Begegnungen auszustehen. Aber dieser vortreffliche Genfer war der einzige, welcher sich unterstehen durfte, dem Czaar bey diesen Vorfällen zu widerstehen. Er brachte ihn wieder zu Gedanken der Ehre und des Ruhms, die hauptsächlich großen Fürsten eigen seyn sollen, und führete ihm zu Gemüthe, daß es einem Helden, einem Verbesserer unanständig sey, seinem Zorne kein Ziel setzen zu können. Der Czar kannte darinnen seine Schwäche sehr gut, und diese stürmische Gemüthsbewegungen hatten sich nicht so bald geleget, als er über seine Hitze und unsinniges Betragen erröthete. Ich verbessere meine Unterthanen, rief er aus, ich kan mich selbst

nicht

nicht ändern: unglückliche Erziehung! verfluchte Natur! die ich ohngeachtet aller meiner Betrachtungen und Vorsatzes nicht überwinden kan! Es ließ dieser Monarch auch je zuweilen Stücke der Grausamkeit ausgehen, die man diesem großen Manne um deswegen zu gute hält, weil er es mit Völkern zu thun hatte, welche durch nichts anders als durch die entsetzlichsten Strafen zur Vernunft konnten gebracht werden. Ohne alle diese Fehler, davon ich jetzt rede, welcher Fürst wäre es wohl, der mit Peter Alexiowitz könnte in Vergleichung gesetzet werden? In der Schule dieses großen Mannes sollten sich alle diese Monarchen in Asien unterweisen lassen, welche sich die Unwissenheit und Tummheit ihrer Unterthanen zu Nutze machen, um dieselben unter der Last der unumschränkten Gewalt zu erdrücken.

Man kann nicht genau erfahren, was der Czar in Ansehung der Religion für Gesinnungen gehabt. Er sah immer dahin, daß sie mit den Grundsätzen der Regierung bestehen konnte. Dieß machete, daß er die Würde des Patriarchen aufhob, welche denjenigen, der sie bekleidete zu mächtig machete. Ein Bischof, welcher den Tod verwürket hatte, wurde wie ein anderer Missethäter hingerichtet. Peter der Große machete sich kein Gewissen daraus, in seinen Staaten die freye Ausübung aller Religionen wegen der Vortheile, so dadurch dem Handel zuwuchsen, zu verstatten. Er beobachtete bis an sein Lebensende

die Gebräuche und Ordnung der morgenländischen Kirche, und zwar so genau, daß er, da er bey dem Laufe seiner Feldzüge nicht fasten konnte, allezeit bey dem Patriarchen von Constantinopel um Erlaß deswegen vor sich und seine Soldaten ansuchete. Kurz zu sagen, er war von dem Lehrsatze des Aristoteles überzeuget:

Daß ein Fürst vor allen Dingen gottesfürchtig seyn muß, und daß die Leute nicht fürchten, unterdrücket zu werden, wenn sie gewiß sind, daß die Furcht Gottes in dem Herzen des Landesherrn wohnet. Princeps debet esse potissimum Dei cultor: nam minus timent homines a principe, si Dei cultorem illum putent.

Zusammenverschwörungen in Persien.

Es giebt wenige Menschen, welche in der Welt ein solches Aufsehen gemacht haben, als Thamas-Kuli-Can. Er schwung sich aus dem Stande eines Unterthanen zur Würde eines Beherrschers in die Höhe. Eine so hohe Stufe des Glückes setzet bey demjenigen, welcher darzu gelanget ist, außerordentliche große Gaben

Gaben zum voraus, welche aber fast allezeit für das menschliche Geschlecht ein Unglück sind. Dieses wird man in der Geschichte dieses unrechtmäßigen Beherrschers, welcher ohnlängst aufgestanden war, Asien zu verwüsten, anzumerken Ursache haben. Man wird sehen, wodurch er zur höchsten Herrschaft gelangete, mit welchem Glücke seine Unternehmungen begleitet wurden und wie er einen Lebenslauf beschloß, welcher mehr Aufsehen machete, als rühmlich war. Ehe ich von seiner gewaltthätigen Beherrschung, von seinen Eroberungen und von seinen Tode rede, will ich erst alle die Unruhen, so vor diesen weltkündigen Begebenheiten vorhergegangen, anführen. Es ist ein Zusamnienhang von lauter Treulosigkeiten, Empörungen, Straßenräubereyen und Greueln.

Die Savefiensischen Könige, das ist, die Nachkommen des **Safi**, besaßen den persianischen Thron über zwey hundert Jahre. **Cheik Safi** hatte einen Sohn, welcher **Guines** hieß, der Vater des **Cheik Haider**, der Hauptstifter der Secte der **Chias.** a) **Ismael**, ein Sohn des

a) Die Lehre des **Mahomeds** wird in zwey Hauptsecten getheilet, in die Sunnis, und in die Chias, welche einige Schriftsteller aus Verfälschung die Sonnisten und die Schüten nennen. Diese beyden unversöhnlichen Secten verdammen sich eine die andere. Die Türken und die Araber sind Sunnis; die Persianer und die Indianer sind Chias. Es giebt indessen viele Sunnis in Persien uud einige Chias in der Türkey. Die Sunnis

des Cheik Haider, war der erste König aus diesem Geschlechte. Er bemeisterte sich des Reiches im Jahre 1499.

Die Stadt Kandehar, die Hauptstadt einer großen Provinz dieses Namens, welche bald unter die Bothmäßigkeit der Kaiser von Mogol, bald unter den Königen in Persien stand, muß als die Quelle der Unglücksfälle dieser letztern Monarchie angesehen werden. Abbas II. der neunte Saveſiensische König, bemächtigte sich derselben 1650. Er blieb ohngeachtet aller der Gewalt, welche die Indianer anwandten, sie wieder einzunehmen, Meister davon, und hinterließ sie seinem Sohne Suleiman, welcher sie zu erhalten wußte. Husein, der Sohn des Suleiman, folgete ihm auf dem Throne 1694. Er ließ sich von den Verschnittenen regieren. Die Afgans, eine unruhige und aufrührische Nation, welche Kandehar bewohnete, gedachten sich die Schwäche des Königes zu Nutze zu machen, das Joch abzuschütteln. Gurdgi-Khan, welcher als Statthalter nach Kandehar geschicket wurde, gab den klugen Rath, von diesen Völkern den Mann wegzunehmen, welcher allein im Stande war, sich an ihre Spitze zu stellen. Dieser Mann war Mirveis, die erste obrigkeitliche Person in der Stadt Kandehar. Seine Geburt, sein Rang, und seine Reichthümer setzeten ihn in ein großes Ansehen. Der Rath des

Sunnis glauben, dem Alcoran aufs genaueste zu folgen; sie thun aus siebenzig Stellen dieses Buches dar, daß die Chias im Irrthume stecken.

des Gurdgi-Khan fand Beyfall. Er bekam Befehl, den Mirveis an den Hof zu schicken, unter dem Scheine, ihm ein wichtiges Geschäfte beym Könige aufzutragen.

Mirveis begriff den Bewegungsgrund der Ehre, die man ihm erwies. Er reisete aber dennoch ab. Da er in Ispahan angelanget war, so erwarben ihm sein schmeichelhaftes Wesen, seine häufigen Geschenke die Freundschaft der Verschnittenen, und machetен, daß der Argwohn verschwand. Als er sah, daß man nicht mehr argwöhnisch auf ihn war, erhielt er die Erlaubniß, eine Wallfahrt nach Mecca zu thun. Er ließ daselbst vor den Augen der Mollas a) einen Eifer des andächtigsten Muselmannes blicken; denn er theilete unter ihnen viel Gold und Silber aus. Nach diesen frommen Vorbereitungen versammlete er sie und legete ihnen diese Frage vor: „Kann man sich der Herrschaft eines Königes ent„ziehen, welcher nicht den Glauben seiner Unter„thanen hat, und der sie ihrer Religion halber „verfolget. Die Mollas bejaheten diese Frage. Sie fertigten zu dem Ende ein Fetva, das ist, einen schriftlichen Ausspruch aus. Mirveis kehrete mit dieser wichtigen Schrift versehen, nach Ispahan zurück. Es war nicht genug, daß er von sich den Verdacht abgewandt hatte, es gelung ihm, denselben selbst auf Gurdgi Khan zu bringen. Man hinterbrachte dem Könige, daß das

a) Diese sind die Priester.

das einige Mittel, den bösen Anschlägen des Statthalters zuvorzukommen, dieses wäre, wenn er den **Mirveis** wieder nach Kandehar zurück gehen ließ. Der Fürst gab hierzu seine Einwilligung.

Mirveis hatte bey seiner Zurückkunft in sein Vaterland, welche gegen das Ende des 1709ten Jahres geschah, bald einen Anhang zusammen gebracht; der Statthalter war sein erstes Schlachtopfer. Er gieng eines Tages zu ihm, und verlangete mit ihm alleine zu sprechen. **Gurdgi Khan** hieß alle Leute sich wegbegeben. **Mirveis** erstach ihn: diejenigen, die ihm nachgefolget waren, brachten die Wache um. Zu gleicher Zeit wurde das Zeichen von außen gegeben: man ermordete alle Personen, welche sich in der Stadt befanden. **Mirveis** rief das Volk zusammen, und machete von dem Ausspruche, den die Mollas zu seinem Vortheile gethan hatten, Gebrauch. Man gab ihm Beyfall, und er wurde zum Oberhaupt der Nation ausgerufen. Die Armeen, die man gegen ihn ausschickete, wurden entweder niedergemacht, oder richteten nichts aus.

Die Afganer schützeten sich in ihrer Empörung, und verwüsteten sogar die Provinzen des Königreiches bis ins Jahr 1717. als der Tod ihnen ihren General wegnahm. Sie erwähleten seinen Bruder an seine Stelle: es war ein schwacher und furchtsamer Mensch; er trachtete nur Frieden zu machen. **Mahmud**, der älteste Sohn des **Mirveis** gieng des Nachts in das

Zim-

Zimmer seines Oheims, und hieb ihm den Kopf ab. Diese That, welche von den Soldaten bewundert wurde, brachte ihm das Commando zuwege.

Mahmud, welcher über alle Maaße ehrgeizig war, suchete sich seit etlichen Jahren in seiner Provinz Kandehar unabhängig zu machen, und sogar des Thrones zu bemächtigen. Damit ihm seine großen Anschläge gelingen möchten, versuchete er die Guebern zu gewinnen, welche in ganz Persien für die besten Soldaten gehalten werden. Seine Bemühungen hatten auch einen glücklichen Ausgang, den er nur wünschen konnte. Da also Mahmud sich von diesen Völkern unterstützet sah, brachte er an die zehen tausend Mann zusammen, die er mit einem Corpo Truppen von ohngefähr funfzehen tausend Afganern vereinigte, und gieng zu Anfange des Januars 1722. auf Kirmand, der Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens loß. Diese Stadt that wenigen Widerstand; denn außerdem daß sie sich nicht vermuthet hatte, angegriffen zu werden, schloß sie einen ansehnlichen Haufen Guebern in ihren Mauern ein, welche sehr willig sich auf die Seite ihres Anhanges schlugen, und den übrigen Theil des Einwohner gar bald zwangen, sich und die Stadt den Feinden zu übergeben. Diese Einnahme, wodurch sich Mahmud von der Provinz Kirmand Meister machete, machete ihm außerordentlichen Muth, und brachte ihn zu den Entschlusse, gerades Weges auf Ispahan, die Hauptstadt des ganzen Reiches, loß zu gehen.

Er

Er gieng von Kirmand unter Anführung von ohngefähr vierzig tausend Mann ab und ließ in der Stadt nur tausend Soldaten zur Besatzung. Niemand widersetzte sich ihm auf dem Marsche, und seine Truppen wuchsen jeden Tag durch eine große Menge Landstreicher, die zu ihm gelaufen kamen, an. Die in Furcht und Schrecken gerathene Leute verließen ihre Wohnungen, der Grausamkeit des blutdürstigen **Mahmuds** zu entgehen. **Mirgam Rostom** der Bruder des Fürstens von Georgien, Befehlshaber der Persianischen Reuterey, und **Alimerdan Kan**, Fürst von Laristan, wollten den Feind zurück halten. Sie kamen den Rebellen mit vier oder fünf tausend auserlesener Mannschaft entgegen, und griffen ihn mit Ungestüm an; aber nach geringen erhaltenen Vortheilen, waren sie genöthiget die Flucht zu ergreifen, aus Furcht, von der Menge ihrer Feinde über den Haufen geworfen zu werden.

Unterdessen setzte **Mahmud** seinen Weg auf Ispahan fort. Diese Stadt, welche von Truppen, von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln entblöset war, fand sich eben so wenig im Stande, den Rebellen Widerstand zu thun. Da der König die Unmöglichkeit sah, genug von seinen Soldaten in der Zeit zusammen kommen zu lassen, welche an verschiedenen Orten des Reiches zerstreuet lagen, ließ er von denen Einwohnern der Stadt vierzig tausend Mann auf die Beine bringen, und theilete sie in zween Haufen ab, darüber er den Fürsten von Havuz, **Daly** genannt, und dem

Jkti-

Iktimadulet, oder ersten Staatsminister das Commando gab. Diese zween Generale marschireten aus Ispahan an der Spitze ihrer Truppen, Mahmud zu schlagen, welcher immer mit starken Schritten sich näherte. Sie stießen auf ihn den 8ten März 1722. vier Meilen von der Hauptstadt. Die beyden Armeen machten eine gegen die andere Halte, ohne daß sich eine unterstand den Anfang zum Gefechte zu machen. Der Fürst von Havuza entschloß sich zuerst, ein Treffen zu liefern. Er griff die Feinde so hitzig an, daß er ihnen nicht Zeit gab, sich zu erholen: er überstieg ihr Lager, und zwang sie, die Flucht zu nehmen; aber er wußte sich den glücklichen Ausgang nicht zu Nutze zu machen; denn anstatt die flüchtigen Feinde zu verfolgen, war er nur auf die Erhaltung der Schätze bedacht, die er ihnen weggenommen hatte. Sein Geiz kam dem ganzen Reiche theuer zu stehen. Da die Rebellen sahen, daß ihr Ueberwinder sich selbst zurück zog, als wenn er wäre überwunden worden, stürzeten sie mit einemmale auf ihn hinein, und nachdem sie sein Hintertreffen in die Pfanne gehauen, erreichten sie den Ort, wo das Feldgeräthe und die Schätze waren, sie nahmen sie wieder weg und brachten sie in ihr Lager zurück. Als der Iktimadulet, welcher seiner Seits mit vieler Herzhaftigkeit gefochten, auch Vortheile erhalten hatte, sich durch die Flucht seines Nebengenerals außer Stande sah, länger Widerstand zu thun, entschloß er sich, wenigstens einen rühmlichen Rückzug zu nehmen, und bey der Stadt an

einem vortheilhaften Orte sein Lager aufzuschlagen: er führete sein Vorhaben aus, es geschah aber doch nicht ohne Verlust von vielen Leuten.

Diese unangenehme Nachrichten, welche nach Ispahan überbracht wurden, setzeten die Einwohner und den König selbst in ein solches Schrecken, daß wenn sich die Feinde ihre Vortheile zu Nutze gemachet hätten, so würden sie mit einem male dem Kriege ein Ende gemachet haben; aber **Mahmud**, welcher kaum sein Glücke glauben konnte, und überdem fürchtete, daß man ihm Fallstricke legen möchte, war eben nicht so eilfertig, weiter vorzurücken, und hielt sich mit Ausplünderung der Landgüther der persianischen Herren auf. Diese Nachlässigkeit wurde von den Einwohnern der Stadt für ein Zeichen einer unmäßigen Furcht gehalten, und sie schmeichelten sich, einen Feind überwinden zu können, welcher sich nur mit Zittern zu nähern schien. In dieser Einbildung befestigten sie auf ihr mögliches Beste Ispahan, und wendeten alle erdenkliche Vorsicht an, sich in Sicherheit zu setzen. Ihre Vorsorge hatte auch ihren Nutzen; denn da einige Soldaten von der feindlichen Armee sich bemühet hatten, in die Stadt einzudringen, wurden sie beherzt abgeschlagen, und genöthiget, von ihrem Vorhaben abzustehen. **Mahmud** versuchete einen Hauptsturm auf die Stadt. Der Angriff war sehr hitzig, und alles wich anfänglich vor den Rebellen; da diese sich aber bereits von Ispahan Meister zu seyn glaubeten, fiengen sie an, sich zu zer-

zerstreuen, und ohne Ordnung herum zu laufen. Als die Belagerten solches gewahr wurden, machten sie sich diesen Augenblick zu Nutze, einen lebhaften Ausfall zu thun, welcher die Rebellen in solche Verwirrung brachte, daß diese letzten nach einem schwachen Widerstande die Flucht ergriffen und mit ihnen der ganze übrige Theil der Armee. Mahmud hielt es nicht für rathsam, einen zweyten Sturm zu wagen, aber er war willens, die Stadt einzuschließen und sich aller Zugänge zu bemächtigen, damit sie sich aus Hungersnoth ergeben müßten. Dieses Unternehmen auszuführen, war keine leichte Sache.

Ispahan ist ohnstreitig eine der größten Städte in der Welt, da sie wenigstens in ihrem Umfange zehen gemeine französische Meilen hat, ohne die vielen ansehnlichen und ziemlich befestigten Vorstädte gerechnet. Es ist wahr, sie ist nach Beschaffenheit ihrer Größe nicht volkreich; denn außer den öffentlichen Plätzen, welche in großer Anzahl und sehr weitläuftig sind, giebt es kein einzig Haus, sogar keines Handwerksmannes Haus darinnen, welches nicht einen Hof und Garten, mit einer Menge von Bäumen besetzet, hätte. So daß, wenn man diese Stadt von weiten betrachtet, man sich einbildet, einen großen Wald zu sehen, darinnen man einige Häuser aufgebauet hat.

Die Rebellen konnten sich nicht, ohne ihre Armee zu schwächen, in so viel Haufen vertheilen, als Oerter waren, die um die Stadt herum muß-

ten besetzet werden. Mahmud entschloß sich demnach, sich in seinen Verschanzungen ruhig zu halten, und nichts zu unternehmen, bis er nicht ein ansehnliches Corpo Truppen, welches er aus verschiedenen Provinzen erwartete, erhalten hätte. Unterdessen unterließ er nicht etliche Versuche zu machen, um sich gewisser vortheilhafter Stände zu versichern, es war aber vergeblich.

Als der König von Persien wohl sah, daß des Mahmuds Absicht war, die Stadt einzusperren, und sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, überlegete es ernstlich, diesem Uebel vorzubauen. Dieses glücklich zu bewürken, entschloß er sich auf Ansuchen der Großen und des Volkes mit mehr als hundert tausend Mann einen Ausfall zu thun, und die Rebellen mit Gewalt sogar aus ihren Verschanzungen zu vertreiben, oder sie wenigstens zu nöthigen, sich zurück zu ziehen. Er trug dieses Vorhaben dem Iktimadulet und Daly, dem Fürsten von Havuza, vor: der erste war vollkommen dieser Meynung, und wenn man ihm geglaubet hätte, so hätte man es nicht einen Augenblick aufgeschoben, aber Daly war ganz gegenseitiger Meynung. Dieser Fürst, welcher glaubete, daß er in Ungnaden kommen würde, wenn man seiner nicht mehr nöthig hätte, unterstützete insgeheim die Partey der Rebellen, und hütete sich sehr, ein Unternehmen zu billigen, welches denselben so nachtheilig würde gewesen seyn. Der König, welcher ihn wegen seiner Tapferkeit und Erfahrenheit in der Kriegeskunst hoch schätzete, und

ihn

ihn überdem wegen einer Untreue in keinem Verdachte hatte, gab zum Unglück seinem Rathe Gehör, und trug ihm die Vertheidigung der Stadt auf.

Da dieses vorgieng, marschirete der Fürst von Thamas, der Sohn des Königs von Persien, nur mit vier hundert auserlesenen Soldaten aus der Stadt. Seine Absicht war, in den Provinzen so viel Truppen als möglich war, zusammen zu bringen, daraus ein ansehnliches Corpo zu machen, und darauf zum Entsatz der Stadt zurückzukommen; aber er fand die Persianer nicht bereitwillig, ihn in diesem vortrefflichen Vorhaben zu unterstützen. Die benachbartesten Völker von Ispahan, welche bey Erblickung der Armee der Rebellen in Schrecken gerathen waren, hatten ihre Wohnungen verlassen, sie hatten sich in den Gebirgen zerstreuet, und konnten, auch wollten sie sogar sich nicht zusammen vereinigen. Andere, welche entfernter waren, entschuldigten sich, daß sie zum Prinzen nicht stoßen könnten, mit dem Vorgeben, daß sie die Gränzen des Reiches auf der Seite der Türkey besetzen müßten. Endlich noch andere, welche glaubeten, daß dieses eine günstige Gelegenheit wäre, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, waren darauf bedacht, sich in ihren Provinzen frey und unabhängig zu machen. Da sich also **Thamas** von aller Welt verlassen sah, und nicht die gehörige Gewalt hatte, sich Gehorsam zu verschaffen, beschloß er, wieder nach Ispahan zurück zu kehren, und die unglückliche Stadt mit Hülfe der Einwohner und der Fremden, die in

großer Anzahl dahin geflüchtet waren, zu vertheidigen. Es war nicht mehr Zeit, die Stadt war ganz und gar eingeschlossen.

So bald als **Mahmud** den Abzug und die Absichten des **Thamas** erfahren hatte, so sah er alles ein, was er zu fürchten hatte, wenn er sich nicht vor dem Rückmarsche des Prinzen in Stand setzete, daß er nicht angegriffen werden konnte. Er hatte hierbey zween Wege vor sich, worzu er sich entschließen mußte, entweder von seinem Vorhaben abzustehen und sich zurück zu ziehen, oder aber die Belagerung mit solcher Gewalt anzugreifen, daß die Stadt, ehe der Entsatz ankäme, sich ergeben mußte. Der erste Vorschlag gefiel ihm nicht; er hatte sich zu weit eingelassen, als daß er hätte zurück weichen können. Der andere schien ihm gefährlich: der Vorsatz, welchen die Belagerten, wie er wußte, gefaßt hatten, sich aufs äußerste zu wehren, ließ ihn alles für seine Truppen fürchten, die er bey dergleichen Umständen nicht schwächen wollte. Unterdessen in der Nothwendigkeit zu siegen oder zu sterben, entschloß er sich, alle seine Kräfte anzuwenden, sich Meister von Ispahan zu machen, das Glück stand diesem Entschlusse bey.

An dem einen Ende der Stadt gieng über den Fluß eine sehr breite Brücke, an welcher jenseits eine kleine Schanze lag, welche das ganze Feld bestrich und wovon zu gleicher Zeit ein Theil der Stadt beschossen werden konnte. Wenn diese Schanze einmal eingenommen war, konnte sich

Mah-

Mahmud ohne die geringste Gefahr nach und nach aller der andern Festungswerke bemächtigen, die Stadt so lange, als es ihm beliebete, beschießen und alle Zufuhre an Lebensmitteln abschneiden. Hierauf kam es an, sich Meister von diesem Posten zu machen; die Gelegenheit ereignete sich hierzu, und Mahmud wußte sich dieselbe zu Nutze zu machen. Da die Georgier, denen man die Brücke und die Schanze zur Vertheidigung anvertrauet hatte, von ohngefähr einen kleinen Vorrath von Brandewein weggenommen, trunken sie so unmäßig davon, daß sie sich berauscheten, und in ihrer Trunkenheit die Schanze ohne Schutz und Gegenwehr ließen. Als Mahmud durch seine Spione Nachricht davon bekam, sandte er sogleich funfzehen hundert Soldaten ab, welche sich der Brücke und des Schlosses bemächtigten, alle Georgier darnieder hieben und eine unglaubliche Menge Geschützes gegen die Stadt aufführeten. Diese Einnahme erleichterte Mahmuden den Uebergang seiner Armee über den Fluß auf der andern Seite, wohin es nöthig war zu marschiren, damit sie den Persianern die vortheilhaften Stände, die sie besetzet hatten, wegnehmen konnten, und ohne dieselben würde es sehr schwer gewesen seyn, sich von der Stadt Meister zu machen.

Eine Verstärkung von zwanzig tausend Mann, welche Mahmud erwartete und die zu der Zeit, da dieses vorgieng, angelanget war, kam ihm bey dieser Gelegenheit nicht wenig zu statten. Nachdem er den frischen Truppen die Oerter

angewiesen hatte, die sie besetzen sollten, theilete er seine Armee in zwey Haufen, gieng über den Fluß, bemeisterte sich der Festungswerke, welche Ispahan decketen, und aller Zugänge, wodurch die Lebensmittel und Hülfsvölker in die Stadt konnten hineingebracht werden.

Als sich die Belagerten auf solche Art ohne Hoffnung eines Entsatzes eingeschlossen sahen, und es ihnen an denen Dingen, welche zum Lebensunterhalte unentbehrlich sind, zu mangeln anfieng, so baten sie inständigst, daß man ihnen erlauben möchte, einen Ausfall zu thun, den Feind zu schlagen; aber der Fürst von Havuza versäumete nichts, sie davon abzulenken. Die Hungersnoth fieng unterdessen an, gewaltigen Schaden anzurichten. Die Persianer, welche lieber im Gefechte sterben, als im Elende umkommen wollten, verlangeten durchaus, daß man ihnen gestatten solle, die Rebellen anzugreifen. Der König achtete keinesweges auf das Bitten seiner getreuen Unterthanen. Er war sogar so erzürnt darüber, daß er befahl, Feuer auf sie zu geben, und sie von seinem Pallaste wegzutreiben, wo er sich als ein Ehrvergessener eingesperret hielt. Ein so schändliches Betragen würde ohnfehlbar einen allgemeinen Aufruhr in der ganzen Stadt verursachet haben, wenn nicht Achmet Aga, welcher seinem Herrn sehr zugethan war, die Gemüther schleunig besänftiget hätte. Dieser beherzte Persianer that mit mehr als dreyßig tausend Mann, die ihm folgeten, einen Ausfall aus der Stadt, griff die Rebellen an, und bemächtigte

sich

sich gewisser Zugänge, dadurch es ihm sehr leicht war, Proviant in den Platz zu bringen. Dieser glückliche Ausgang verursachete bey den Persianern viel Freude, sie dauerte aber nicht lange. Der Fürst von Havuza, welcher bisher die Partey der Rebellen nurins geheim unterstützet hatte, erklärete sich nunmehro öffentlich vor dieselben, und da er seine Truppen zu den feindlichen stoßen ließ, gieng er auf **Achmet Aga** loß, vertrieb ihn von denen Posten, die er besetzet hatte, ließ alle Persianer, die sich darauf befanden, über die Klinge springen, und setzete den andern mit einer solchen Hitze nach, daß sie, sich zu retten, kaum die Stadt erreichen konnten. Die Verrätherey des Fürstens von Havuza, und die Niederlage des **Achmets** benahmen den Belagerten sehr den Muth, und schlugen ihnen fast gänzlich die Hoffnung darnieder sich halten zu können.

Der tapfere **Achmet**, welcher nichts als Lob und Belohnungen verdienete, wurde öffentlich getadelt, daß er die Feinde angegriffen hatte. Dieser große Mann, welchen die Vorwürfe, die er von einem undankbaren Herrn auszustehen hatte, zu sehr schmerzten, und da er dergleichen Beschimpfung nicht überleben wollte, nahm Gift zu sich, woran er die fünfte Stunde darauf seinen Geist aufgab. Ispahan empfand mit Schmerzen den Verlust eines Mannes, welcher allein vermögend war, es zu vertheidigen. Die von der Hungersnoth geplagten Einwohner dieser unglücklichen Stadt erneuerten alles schreckliche, was sich in

den Belagerungen von Samaria und Jerusalem zutrug. Man sah Leute, welche von ausgezehrten todten Körpern, damit die Straßen angefüllet waren, Speise suchten, den schwachen Ueberrest eines kraftlosen Lebens zu fristen; andere giengen mit eisernen Keulen umher, erschlugen alle Personen, denen sie auf ihrem Wege begegneten, und nähreten sich von dem Fleische der unglückseligen Schlachtopfer, welche sie aufopferten. Die Mütter selbst verschoneten ihrer eigenen Kinder nicht; diejenigen, welche sich zu dergleichen entsetzlichen Thaten nicht entschließen konnten, nahmen ihre Zuflucht zum Gifte, ihrem Leben und ihrer Noth mit einem male ein Ende zu machen. Die Anzahl dererjenigen, welche bey dieser Gelegenheit ums Leben kamen, erstreckete sich weit über alle Vorstellung. So viele Gärten und öffentliche Plätze waren, so viel Kirchhöfe waren auch. Man hatte eine so ungeheure Menge todter Körper in den Fluß geworfen, daß man sogar das Jahr darauf keinen Fisch daraus essen konnte.

Wenn **Mahmud** bey diesen traurigen Umständen die Stadt hätte angreifen wollen, so wäre es ihm sehr leicht gewesen, sie mit Sturm einzunehmen. Da er aber alle Schätze dieser reichen Hauptstadt gerne für sich erhalten wollte, welche nur in der Hitze der Plünderung von den Soldaten wäre entwandt worden, so hielt er sich mehr als vierzig Tage ruhig, und hielt die Persianer mit leeren Vergleichen auf, in der Erwartung, daß der König und die Stadt sich auf

Gnade

Gnade und Ungnade ergeben sollten. Dieses geschah den 23. des Octobris des 1742ten Jahres. Da der König sein Leben, davor er alles zu fürchten hatte, in Sicherheit setzen wollte, las er unter den Prinzessinnen, seinen Töchtern, diejenige aus, welche durch ihre Schönheit, Verstand und ihr Bezeigen am vermögendesten war, die Grausamkeit des Ueberwinders zu besänftigen. Er schickete sie mit kostbaren Geschenken an **Mahmud** an, und bat ihn, sie zu seiner Gemahlinn anzunehmen. Als er hierauf den königlichen Schmuck abgeleget und ein schwarz Kleid angezogen hatte, lief er zu Fuß, mit thränenden Augen und in der verächtlichsten Gestalt durch die Hauptstraßen der Stadt, und beweinete seine Unglücksfälle und den Unstern seiner Familie, welche in kurzer Zeit in einen harten Sclavenstand sollte versetzet werden. Seine Unterthanen, welche durch einen so traurigen Anblick gerühret wurden, vergaßen bey diesem Vorfalle ihr eigen Elend, und schienen nur die Unglücksfälle ihres Königes allein zu empfinden.

Nach diesem kläglichen Aufzuge legete der unglückliche Monarch die Zeichen seiner Würde wieder an, gieng mit drey hundert der Vornehmsten seines Hofes aus der Stadt, und begab sich ins Lager der Feinde. **Mahmud** empfieng ihn mit einem Stolze, welcher auch sogar die Anhänger dieses aufrührischen Unterthanen aufbrachte. Der König näherte sich seinem aufgeblasenen Ueberwinder, umarmete ihn, als wenn er sein bester Freund gewesen wäre, erkannte ihn für

seinen

seinen Schwiegersohn, und gab ihm schriftlich eine gültige Abtretung seines Reichs, mit Ausschließung seiner eigenen Kinder und Nachkommenschaft von der Krone auf immer und ewig. Zur Erkenntlichkeit einer solchen Wohlthat, bat er sich nur zweyerley bey ihm zur Gnade aus. Vor das erste, daß er sich nicht an seinen Beyschläferinnen vergreife: vor das andere, daß er eidlich verspräche, ihn, wie auch seine Kinder und alle Prinzen von königlichem Geblüte am Leben zu lassen. Mahmud willigte ohne Mühe in das, was man von ihn begehrete. Hierauf nahm der König seine Krone, setzete sie seinem Ueberwinder auf, überreichete ihm den Scepter, händigte ihm die Schlüssel von seinem Pallaste und zu seinen Schätzen ein, und versicherte ihn, daß er ihn von jetzo an für seinen Herrn und seinen einzigen Oberherrn erkennete und allezeit künftig dafür erkennen würde.

Die Großen des Reichs folgeten dem Beyspiele des Königs und unterwarfen sich. Mahmud schickete den Augenblick vierzig tausend Mann ab, das Schloß und die Thore der Stadt in Besitz zu nehmen, und darnach hielt er seinen Einzug in Ispahan. Solche glückliche Erfolge machten dem unrechtmäßigen Beherrscher Hoffnung, daß er mit seinen übrigen Unternehmungen zu Stande kommen würde. Da er einmal Herr von der Hauptstadt des Reichs und über die Person des Königes war, zweifelte er keinesweges, daß sich nicht auch die Städte und Provinzen

vinzen ihm ergeben würden. Nachdem er den vom Throne gestoßenen Monarchen und alle Prinzen vom Geblüte in gute Verwahrung hatte bringen lassen, so ließ er zehen tausend Mann nach Casbin abgehen, welches ehemals die Hauptstadt in Persien und die gewöhnliche Residenz der Könige war, um sie auch unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Die Einwohner dieser Stadt, welche sich zu keiner Belagerung angeschickt hatten, thaten keinen Widerstand, und öffneten ihre Thore. Aber einige Zeit darnach, als die Einwohner zu Casbin sahen, daß man auf eine unmenschliche Art mit ihnen umgieng, empöreten sie sich wider die Soldaten des Mahmuds, und erschlugen deren mehr als vier tausend. Die übrigen waren genöthiget, sich mit der Flucht zu retten, und viele davon starben unter Weges entweder an den empfangenen Wunden, oder vor Kälte, welche damals ungemein heftig war. Sehr wenige kamen nach Ispahan, und Amamulla ihr General wurde durch einen Flintenschuß verwundet, daran er mit vieler Mühe wieder geheilet wurde.

Mahmud betrübete sich ungemein sehr über diese Nachricht, und ersah daraus, daß seine Gegenwart zu Bezwingung des übrigen Theiles des Reiches unumgänglich nöthig war. Unterdessen wollte er aus Ispahan nicht gerne so bald weggehen, weil er befürchtete, er möchte mit einem male durch den Aufstand einiger Widerspenstigen der Frucht seiner Eroberung verlustig

werden.

werden. Einem dergleichen Zufalle zuvorzukommen, ließ er aus allen benachbarten Provinzen die meisten Familien, die er unter seinem Anhange antreffen konnte, dahin kommen, und theilete unter ihnen einen Theil der Häuser aus, so denenjenigen zugehöret hatten, welche der Hunger hinweggeraffet hatte. Hierauf berief er alle Großen des Reichs unter dem Vorwande, ihnen ein Gastmahl zu geben, in seinen Pallast zusammen, und ließ sie mit ihren Kindern ermorden: die todten Körper wurden auf die öffentlichen Plätze geworfen. **Mahmud** opferte seiner Wuth noch viele andere Schlachtopfer auf. Auf seinen Befehl wurden mehr als zwanzig tausend Menschen umgebracht. Da der grausame unrechtmäßige Beherrscher alle diejenigen, so in ihm Furcht erregen konnten, aus dem Wege geräumet hatte, so zog er mit seinen Armeen aus, neue Eroberungen zu machen. Seine Unternehmungen giengen ihm glücklich von statten: er kam in die Hauptstadt seiner Staaten gegen das Ende des Märzes 1724. wieder zurück. Zu der Zeit war es, daß man die Herzhaftigkeit einer jungen Georgierinn bewunderte, deren That verdienet erzählet zu werden.

Als diese Frau erfahren hatte, daß ihr Ehemann von den Afganern war umgebracht worden, entschloß sie sich, seinen Tod zu rächen. Sie vertrauete ihrem Bruder ihre Güter und die Erziehung ihrer Kinder an, verbarg ihr Geschlecht, versah sich gut mit Waffen, und ohne

sich von der strengen Jahreszeit, noch von dem weiten Wege, welcher fast an vierhundert Meilen lang war, abschrecken zu lassen, machete sie sich mit der größten Geschwindigkeit nach Ispahan. Kaum hatte sie die Mörder ihres Mannes und den Ort, wo er gestorben war, wahrgenommen, als ihre Rachbegierde zunahm, sie mit Ungestüm einen Haufen Afganer mit dem Säbel in der Faust anfiel und ehe man Zeit bekam, sich ihrer zu bemächtigen, deren mehr als zwanzig auf der Stelle niederhieb. Man warf sie ins Gefängniß, wo sie die Afganer, wie man glaubet, umbrachten.

Als **Mahmud** seine Truppen vermehret und wieder in Stand gesetzet hatte, machete er den Anschlag, die Provinz Kulan zu erobern. Er zog von Ispahan beynahe an dreyßig tausend Mann stark aus. Das Glück aber fieng an, ihm den Rücken zu zu kehren; und sein Feldzug lief schlecht ab. Er mußte wieder in seine Residenz zurück kehren, nachdem er sein ganzes Feldgeräthe, und fast drey Viertheile von seiner Armee verloren hatte. Dieser Unglücksfall stürzete ihn in eine tiefe Schwermuth, deren Würkungen die a) Fremden auf eine empfindliche Art gewahr wurden, denn man nahm ihnen ihr Vermögen, und die Freyheit. Den Verdruß und die

a) Die Holländer, Franzosen und Armenianer, welche sich zu Ispahan wohnhaft niedergelassen.

die Bekümmerniß zu vertreiben, die ihn verzehrten, beschloß er andächtig zu werden, und die Riadha anzufangen. Es sind dieß geistliche a) Uebungen, welche die Muselmänner manchmal anstellen. Der unrechtmäßige Besitzer erhielt von allen diesen Andachtsübungen nichts anders als eine große Schwächung am Verstande, und eine nahe Anlage zur Narrheit; alle Augenblicke bildete er sich ein, Leute gewahr zu werden, welche ihm nach dem Leben stehen wollten. Alle Welt war ihm verdächtig, hauptsächlich aber waren es ihm die Prinzen vom Geblüte, die er den Anschlag faßete umzubringen. Als er diesen entsetzlichen Anschlag bey sich fest beschlossen hatte, trat er mit einigen seiner Vertrauten in einen großen Saal, wo damals alle Prinze mit Schach Hussein ihrem Vater beysammen waren. Mahmud stürzete mit dem Säbel in der Faust als ein

a) Diese Uebungen bestanden darinnen, daß sie 14. oder 15. Tage sich eingesperret hielten, nichts als Brod und Wasser nach Sonnenuntergang zu sich nahmen, und ohne Aufhören mit einer heischen und tief aus der Brust erzwungenen Stimme diese Worte Hu, Hu, Hu wiederhohlten, bis sie, wenn ihnen der Schaum in den Mund und auf die Lippe kam, und sie die Kräfte gänzlich verlohren, in starke Ohnmachten fielen, die sie Entzückungen nannten, und in diesen Arten der Entzückungen behaupteten sie sey der Teufel von einer höhern Macht gezwungen, ihnen den glücklichen oder widrigen Ausschlag der Unternehmungen, die sie im Sinne führeten, zu offenbaren.

ein Rasender auf die ganze königliche Familie hinein, und legete sie gänzlich in den Staub bis auf zwey junge Prinze, welche, dem Tode zu entfliehen, sich in die Arme ihres Vaters warfen. Als Schach Hussein, welcher sie zärtlich umfassete und mit seinen Thränen benetzete, die Streiche abwenden wollte, die der Tyrann auf sie that, hob er seine Hand in die Höhe und bekam davon eine ziemliche tiefe Wunde. Der Anblick des Bluts, welches Strohmweise heraus floß, erweichete den grausamen Mahmud, und er verschonete dieser beyder unschuldigen Schlachtopfer, welche ihm noch hinzurichten übrig blieben. Die Anzahl der Todten belief sich auf 105. Personen, worunter sich drey Oheime und sieben Brudersöhne vom Schach Hussein befanden.

Nach diesem erschrecklichen Blutbade, empfand Mahmud alle die Gewissensbisse, welche das Herz der Tyrannen zu zernagen pflegen. Da er in diesem traurigen Zustande nicht aushalten konnte, befahl er den armenischen Priestern an, zu ihm zu kommen und ihm das Evangelium auf seinem Haupte zu lesen. Damit er sie zu diesem Dienste vermochte, überschickete er ihnen 15000. Thamas d'Or, und versicherte sie, daß wenn sie seinem Elende einige Linderung verschafften, so würde er ihnen alles wiedergeben lassen, was man ihnen weggenommen hätte. Unterdessen nahm seine Krankheit von Tage zu Tage zu. Sein ganzer Leib, welcher mit Aussatz überzogen war, gab einen uner-

träglichen Gestank von sich, und das Fleisch fiel Stückweise von ihm herunter. Wenn seine Raserey eintrat, zerriß er sich mit den Zähnen die Aerme und Hände, und da die Natur das ihrige nicht mehr ordentlich verrichtete, so gab er den natürlichen Auswurf durch den Mund von sich.

Da die Afganer die Gefahr sahen, worinnen sich **Mahmud** befand, waren sie bedacht, ihm einen Nachfolger je eher je lieber zu geben. Sie hätten gerne gewollt, daß sein Bruder bey diesen Umständen gegenwärtig gewesen wäre, er war aber zu der Zeit von Ispahan weit entfernt, und brauchete viel Zeit, ehe er in dieser Hauptstadt eintreffen konnte. Die Entfernung des Bruders des **Mahmuds** machete den Afganern viel Unruhe, denn die Leute, welche von dem traurigen Zustande, worinnen sich der unrechtmäßige Besitzer befand, Nachricht hatten, fiengen an, sich vor **Thamas** zu erklären. Das Gerücht verbreitete sich so gar, daß letzterer sich mit einer zahlreichen Armee näherte, daß die Araber ihm zu Hülfe kämen, und daß die Städte nur seine Ankunft erwarteten, sich ihm zu unterwerfen. Als die Afganer sich in der Nothwendigkeit befanden, sich schleunig einen Herrn zu wählen, so richteten sie ihr Absehen auf **Echeref**, welcher mit **Mahmud** leiblich Geschwisterkind war. Sie holeten ihn aus dem Gefängnisse, wo er eingesperret war, führeten ihn in den Pallast, setzeten ihn auf den Thron und riefen ihn als König von Persien aus.

Damit

Damit sich **Echeref** in seiner hohen Würde, worzu er sich wider alles Vermuthen erhaben sah, behaupten möchte, machete er mit der Enthauptung des **Mahmuds** und aller Minister, welche ihm am meisten ergeben waren, den Anfang. Einige Tage darauf, als er von gewissen aufwieglerischen Reden, welche die Soldaten von der Leibwache des **Mahmuds** geführet hatten, Nachricht bekommen hatte, ließ er beynahe fünfhundert davon hinrichten. Er stellete den **Thamas** nach, seiner Person habhaft zu werden; als aber die Großen des Reichs den jungen Prinzen gewarnet hatten, auf seiner Huth zu seyn, so säumete **Echeref** nicht, welcher es erfahren hatte, sich an den Persianischen Herren zu rächen, er ließ sie, unter dem Vorwande, ihnen Sachen von Wichtigkeit zu offenbaren, in seinem Pallaste zusammen kommen, und sie enthaupten.

Die Moscoviten und Türken macheten sich diese Umstände zu Nutze, sich mehr auszubreiten: da aber diese letztern **Echerefen** die furchtbarsten waren, so wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf ihre Seite. Die Pforte schickete eine mächtige Armee ab, **Schach Thamas** das Scepter erobern zu helfen. Dieses Verfahren des Großherrn kostete dem unglücklichen **Schach Hussein** das Leben, welcher bey der Hinrichtung der königlichen Familie von **Mahmud** vergeblich war verschonet worden. **Echeref**, welcher genöthiget war, den Türken entgegen zu gehen, befürchtete, daß in seiner Abwesen-

heit zu Ispahan nicht einige Bewegungen zum Vortheil dieses Prinzen entstehen möchten. Ehe er sich ins Feld machete, ließ er ihn heimlich umbringen. Da den Türken ihr Unternehmen fehl geschlagen, macheten sie Frieden, und erkannten Echeref als König. Dieser Friede wurde den 18. November 1727. zu Constantinopel bekannt gemachet.

Um diese Zeit ohngefähr war es, als man anfieng von Thamas Kuli Kan reden zu hören. Sein Geschlechtsname war a) Nadir Kul. Sein Vater, einer der vornehmsten unter den Afchars Türkmanischen Stammes, war Stadthalter der Festung Kiclat b) in der Provinz Khorasan.

Nadir Kul verlohr seinen Vater frühzeitig: sein Oheim übernahm die Vormundschaft über ihn, und nahm in seinem Namen Besitz von der Stadthalterschaft der Festung Kiclat: als er mündig worden war, verlangete er in seine Güter und Gerechtsame eingesetzet zu werden, aber es war vergeblich; seines Vermögens beraubet, verließ

a) Dieses bedeutet den Diener Nadir.

b) Hieraus sieht man das lächerliche von denen, welche geschrieben haben, daß Thamas Kuli-Kan nach einiger Meynung ein Franciscanermönch gewesen, nach anderer Meynung wieder, wäre er zu Tirlemont in Brabant gebohren, noch verschiedene geben zwar zu, daß er in der That ein Persianer gewesen, aber von niedriger Herkunft.

verließ er seinen Geburtsort, und nahm unter den Truppen, welche unter dem Befehle des Guberneurs der Provinz Khorasan stunden, Dienste. Aus einigen Thaten, welche Aufsehen macheten, erkannte man ihn bald als einen klugen und tapfern Menschen. Er wurde zu der Stelle eines Min-Bachi erhoben, das ist, zum Anführer von tausend Mann. Man versprach ihm noch eine ansehnlichere Stelle, wenn er einen gewissen Anschlag, den man ihm auftrug, glücklich ins Werk setzen würde, der glückliche Erfolg krönete seinen Heldenmuth; aber die Stelle wurde ihm abgeschlagen. Er gieng aus dem Dienste, brachte einen Haufen Straßenmörder zusammen, fiel die Vorbeyreisende an und plünderte sie aus. Man führete deswegen bey Schach Thamas Klagen, und er ließ ihn beym Kopfe nehmen. Als Nadir Kul vor ihm erschien, fragete ihn der Prinz, wer er wäre, woher er wäre, und warum er sich zu einer so schändlichen Lebensart begeben hätte. Nadir antwortete, ohne bestürzt zu werden: „Da ich Persien von Mahmud unter das Joch „gebracht, den Staat ohne König und mich „durch meine Anverwandten von meinen Gütern „entblößet sah, bin ich in die Nothwendigkeit ge„setzet worden, diesen Weg zu meinem Unterhalte „einzuschlagen.

Der Fürst verurtheilete ihn, mit Stockschlägen zu Tode geprügelt zu werden; da er aber nach Ueberlegung von einigen Minuten die Antwort des Nadirs voller Herzhaftigkeit fand,

und dafür hielt, daß ein Mensch von diesem Character ihm nützliche Dienste leisten könnte, gab er Befehl, mit der Todesstrafe inne zu halten. Als die Begnadigung ankam, war man mit der Vollziehung schon sehr weit gekommen. Unterdessen gab Nadir noch einige Lebenszeichen von sich; man pflegete seiner und er erhohlete sich wieder. Er wurde dem Fürsten vorgestellet, welcher, um bey ihm den Schmerz, den er erlitten hatte, in Vergessenheit zu setzen, ihn ansehnlich beschenkete, und wollte, daß er ins künftige den Namen Thamas-Kuli a) führen sollte, er erhielt eine Compagnie unter der Reuterey, womit er verschiedene kleine Feldzüge verrichtete, die glücklich für ihn abliefen.

Einer von des Echerefs Generalen stellete sich, als wäre er mit seinem Herrn uneinig worden, und wollte dem Schach Thamas seine Truppen zuführen. Der Prinz hätte den Antrag angenommen, wenn Thamas-Kuli nicht gewesen wäre, welcher ihm ein Mißtrauen beybrachte; er machete sich so gar anheischig, den feindlichen General gefangen zu nehmen, so ferne man ihm tausend Reuter mitgeben wollte. Der Prinz bewilligte sie ihm, und legete ihm noch den Namen Kan zu dem seinigen bey, ein Ehrentitul, welcher dem Titul eines Prinzen gleich kömmt. Also hieß Nadir Kul, Thamas Kuli-Kan.

Er

a) Das will sagen, der Diener des Thamas.

Er gieng mit der größten Geschwindigkeit ab, griff den General des Echerefs drey Tage lang an, und machete ihn zum Gefangenen.

Der Ruhm des Thamas Kuli-Kan machete die Feigsten schlüssig, sich unter seine Anführung zu begeben. Er brachte ein Corpo von zwanzig tausend Mann zusammen, an deren Spitze er Schach Thamas stellete, und gieng Echeref entgegen, welcher auf das Gerüchte von dem glücklichen Fortgange des Prinzens im Monate September 1729. mit funfzig tausend Mann aus Ispahan abgegangen war, und auf Khorasan los marschirete. Als sich die beyden Armeen im Gesichte waren, so machete man sich auf beyden Seiten zur Schlacht fertig.

Die Afganer, welche das Siegen gewohnet waren, verachteten ihre Feinde. Sie wußten nicht, daß die Persianer, so vom Thamas Kuli-Kan angeführet wurden, nicht mehr diejenigen Persianer wären, welche von feigen oder treulosen Generalen angeführet wurden. Sie stritten in der That als Verzweifelte, und drungen mit einem solchem Ungestüm auf die Afganer ein, daß diese in Unordnung gebracht wurden, die Flucht ergriffen, und sich nicht eher als zu Ispahan wieder zusammen setzen konnten. Sie verlohren wenigstens zwanzig tausend Mann. Thamas Kuli-Kan setzete ihnen nach; so wie er gegen Ispahan anrückete, so erkläreten sich die Städte und ganze Provinzen vor Schach Thamas. Seine Armee fand sich an vierzig tausend

Mann angewachsen. Als sich Echeref in der Hauptstadt nicht sicher zu seyn glaubete, fassete er den Entschluß, sie in Brand zu stecken, unter den Einwohnern ein allgemeines Blutbad anzurichten, seine Schätze mit sich hinweg zu führen und sich rückwärts zu ziehen. Thamas Kuli-Kan ließ ihm nicht die Zeit, dieses entsetzliche Vorhaben auszuführen. Echeref zog sich mit allen Afganern über Hals und Kopf aus der Stadt. Diese Begebenheit trug sich im Monate November 1730. zu. Die Armee des Schach Thamas marschirete in Ispahan ein; dieser Prinz langete selbst einige Zeit darauf daselbst an, wurde zum Könige ausgerufen und bestieg den Thron.

Thamas Kuli-Kan durch den glücklichen Ausgang seiner Thaten aufgeblasen, unterstand sich, bey dem neuen Könige um Erlaubniß anzuhalten, im ganzen Königreiche Mannschaften anzuwerben und Geld aufzunehmen, darüber er freye Macht und Gewalt hätte, damit er im Stande wäre, den Krieg fortzusetzen, er drohete im Fall einer Fehlbitte mit dem Abschiede. Dieses hieß eigentlich die oberherrschaftliche Gewalt an sich reißen wollen. Schach Thamas ließ sich nichts merken, er gewährete ihm seiner Bitte, und legete ihm sogar seines Vaters des Schach Hussein Schwester zur Gemahlinn bey. Thamas Kuli-Kan ließ diesen Prinzen zu Ispahan mit sechstausend Mann zurück, und machete sich auf, den Afganern nachzusetzen. Diese Rebellen hat-

ten

ten sich in verschiedene Rotten vertheilet, auf verschiedenen Wegen Kandehar zu erreichen. Echeref blieb mit einer geringen Anzahl von Leuten zurück; die Bewohner der Gebürge fielen seinen kleinen Haufen an, und schlugen ihn gänzlich darnieder: er selbst verlohr dabey sein Leben.

Thamas Kuli-Kan kehrete seine Waffen gegen die Türken, und erhielt über dieselben große Vortheile. **Schach Thamas** an statt daß er sich dieselbe hätte zu Nutze machen sollen, die Türken gänzlich aus Persien zu vertreiben, machete mit ihnen Frieden, und überließ ihnen die Provinzen, die sie inne hatten: dieser Fürst glaubete auf die Art handeln zu müssen, damit er seinem Generale die Macht wieder nähme, die er sich vermittelst des Krieges angemaßet hatte. **Thamas Kuli-Kan** welcher auf diesen Friedensschluß erzürnet war, davon er die wahre Ursache entdeckete, kam zu Ispahan im Monate August 1732. an. Er schlug mit seiner Armee, welche aus vierzig tausend Mann bestand, und die sämtlich seinem Dienste ergeben waren, außerhalb der Stadt das Lager auf, er beschloß, **Schach Thamas** vom Throne zu stoßen: in der Absicht bat er ihn, daß er kommen möchte, die Musterung über seine Truppen zu halten. Der König begab sich ins Lager, der General lud ihn in seinem Zelte zum Mittagsmahl ein: er gab ihm alle Arten der stärksten Weine zu trinken, welche ihn betrunken macheten. Der Fürst fiel auf ein Ruhebette und schlief ein.

Hierauf ließ Thamas Kuli-Kan die vornehmsten Officiere herein kommen: er zeigete ihnen den König, und vergrößerte in einer ausgesonnenen Rede die unordentliche Lebensart des Schach Thamas, welcher seiner Sage nach, sich Tag und Nacht in der Trunkenheit und Wollüsten herumwälzete. Er ließ ihn weg bringen, und da er sah, daß Niemand Lärm machete, schickete er ihn unter einer guten Bedeckung nach einer Festung. Er zog darauf in Ispahan ein, begab sich in den Pallest, nahm den Sohn des Schach Thamas aus der Wiege, ihn auf den Thron zu setzen, und rief ihn unter dem Namen des Schach Abbas zum Könige aus.

Als man den König, welcher ein Kind war, wieder in die Wiege geleget hatte, schrie er dreymal absatzweise auf. Thamas Kuli-Kan fragete die herumstehenden, ob sie verstünden, was der neue König sagen wollte; da etliche unter ihnen geantwortet hatten, daß er vermuthlich gesäuget zu werden verlangete, sagete er zu ihnen: „Ihr seyd alle unwissend: vor mein Theil, der „ich von Gott die Gabe erhalten habe, die „Sprache der Kinder zu verstehen, so höre ich „aus seinem ersten Geschrey, daß er von uns die „Provinzen wiederfordert, welche die Türken „entrissen haben; ja mein Fürst, setzete er hinzu, „indem er des Kindes Kopf anrührete, wir wol„len dir bald von dem Sultan Mahmud Gnug„thuung verschaffen, und so Gott will, so wollen „wir dir Weintrauben von Scutari, und viel-

„leicht

„leicht aus Constantinopel zu essen geben.„ Er sagete, zum zweytenmale verlangete der Prinz die Provinzen, deren sich die Moscoviten bemächtiget hätten, und drittens wäre sein Wille, daß man Kandehar wieder einnehme. Von dar an sah man die großen Entwürfe ein, die er nach der Zeit ausführete.

Thamas Kuli-Kan ließ sich während der Minderjährigkeit des jungen Königs für den Regenten des Reichs erkennen: man war gezwungen, ihm diese hohe Würde zu gestatten; denn er eröffnete ohne Umstände, daß er sich für den würdigsten hielt: er nahm damals den Namen eines Veli Nimet an, das ist, Wohlthäter der Nation. Er machete den Moscoviten und Türken seinen Regentenstand kund, und verlangete zu gleicher Zeit die Zurückgabe der Provinzen, die sie sich angemaßet hatten. Die Moscoviten gaben sie gutwillig wieder zurück und schlossen einen für sie vortheilhaften Handlungs-Tractat. Die Türken verwarfen mit einem Stolze die Anträge des Regenten; dieser rückete gegen sie mit hundert tausend Mann an; er griff sie bey verschiedenen Gelegenheiten an, und brachte es so weit, daß er sie völlig aus Persien verjagete.

Der stolze Kuli Kan glaubete nunmehro, daß die Zeit gekommen wäre, den Thron zu besteigen. Er begab sich mit seiner Armee nach Tcheal Mogan, eine abscheuliche Wüste, wo man keine andere Lebensmittel finden konnte, als die

ihm

ihm auszutheilen beliebeten. Von da aus sandte er reitende Boten ab, mit Befehle an die vornehmsten Mollas, an die Stadthalter, an die Häupter der Zünfte, und an alle in Diensten stehende Personen, daß sie sich zu ihm begeben sollten um Staatsrath zu halten. Alle diejenigen, welche gefordert waren, stelleten sich an dem bestimmten Tage ein. Er hielt eine Rede an sie, er schilderte ihnen den Zustand von Persien, als er die Regierung über sich genommen, die Beschwehrlichkeiten, die Gefahren, denen er sich ausgesetzet gehabt hätte, um die Ruhe im Reiche wieder herzustellen, das Glück, welches er gehabt hätte, daß es ihm darinnen gelungen wäre; er endigte seine Rede damit, daß er sich von der Regentschaft loß sagete, indem er ihnen die Freyheit ließ, jemanden auszulesen, den sie zur Wiederbesetzung seiner Stelle haben wollten, und so gar einen König zu ernennen, wenn sie es für nöthig hielten: er gab ihnen drey Tage Zeit, sich zu entschließen.

Hierauf beurlaubete Thamas Kuli-Kan die Versammlung, und trug zu gleicher Zeit den vertrauten Officieren auf, daß ein jeder eine gewisse Zahl von denen Abgeordneten in sein Zelt führen, sie wohl bewirthen, und zu seinen Absichten zubereiten sollte. Man brachte ihnen bey, daß es der Nutzen des Staats erfordere, daß man dem Regenten die Krone antrüge, daß im Fall er sie ausschlagen sollte, wie es das Ansehen hätte, man ihm wenigstens bitten müßte, daß

er

er sich der Regierung bis zur Mündigkeit des Schach Abbas nicht entziehen möchte. Die Persianer entschlossen sich zum letztern, als sie wieder vor Thamas Kuli-Kan erschienen: aber dieses hieß der stillschweigenden Foderung, so er wegen der Krone that, auf eine listige Art ausweichen. Seine Anhänger erhoben die Stimme, und fiengen an zu schreyen: **Wir müssen einen König haben, und wir wollen keinen andern als Veli Nimet.**

Die Abgeordneten, welche sich in einer Wüsten von einer Armee von hundert tausend Mann umringet sahen, wurden gezwungen, dieselbe Sprache zu führen. Hierdurch geschah es, daß alle Stimmen für Thamas Kuli-Kan ausfielen. Man bat ihn gehorsamst, die Krone anzunehmen. Er willigte darein unter der Bedingung, daß die Persianer ihm und seiner Nachkommenschaft den Eid der Treue ablegen, und daß man sich gewissen Puncten in der Lehre, so bishero streitig gewesen, unterwerfen solle. Diese letzte Clausul setzete die Mollas in eine unruhige Bewegung. Der Vornehmste unter ihnen nahm das Wort, und stellete vor, daß es gefährlich wäre, Neuerungen in der Religion einzuführen. Thamas Kuli-Kan ließ ihn, statt ihm zu antworten, in Gegenwart der ganzen Versammlung stranguliren. Man unterwarf sich darauf gänzlich seinem Willen. Er wurde unter dem Namen Schach Nadir zum Könige ausgerufen. Diese große Veränderung

trug

trug sich im Monate März des 1736ten Jahres zu. Kurze Zeit darauf wurde die Münze mit seinem Stempel ausgepräget und das Gebet am Freytage geschah durch ganz Persien in seinem Namen.

Unterdessen sucheten ihn die Mollas verhaßt zu machen. Sie streueten aus, daß er ein Mensch ohne Religion wäre, welcher nicht nachlassen würde, die Religion der Chias gänzlich über den Haufen zu werfen. Schach Nadir bekam von ihren aufrührischen Reden Nachricht. Er ließ die Vornehmsten zu sich rufen, und fragete sie, worzu sie die großen Güter, die sie besäßen, nutzeten. Sie antworteten, daß ein Theil dieser Güter nach den Absichten der Stifter zu milden Sachen angewendet würden, daß die andere Hälfte denen Mollas, welche vor die Wohlfarth des Königs und des ganzen Reichs beteten, zu ihrem Unterhalt dienete. Schach Nadir versetzete, daß ihre Gebeter augenscheinlich vergeblich wären, weil Persien so lange ein Raub seiner Feinde gewesen und seine Könige entweder abgesetzt worden wären, oder in der Irre herumgelaufen, und die Völker mit allen Arten Plagen wären heimgesucht worden. Er setzete hinzu, daß da seine und seiner Truppen Gebeter würksam gewesen wären, es billig wäre, daß er und seine Soldaten die Einkünfte genössen. Sogleich gab er Befehl, daß nach allen diesen Gütern eine genaue Untersuchung sollte gehalten werden, die er einzog, und sagte, daß wenn die

Leute Mollas und Imans haben wollten, so könnten sie sie auch frey unterhalten; daß, da er, was ihn anlangete, weder ihrer Wissenschaft noch ihrer Gebeter nöthig hätte, er auch nicht geneigt wäre, sie länger in ihrem Müßiggange zu unterhalten, und daß, wenn sie inzwischen unter seiner Armee Dienste nehmen wollten, er ihnen nach Beschaffenheit ihrer Tapferkeit Sold geben wollte.

Ein so kühnes Unternehmen würde für einem jeden andern, als Schach Nadir war, unglücklich abgelaufen seyn; aber er konnte sich auf seine Armee verlassen, welche meistentheils aus Sunnis bestand. Ob sich gleich Nadir zu der Secte der Chias bekannt hatte, so sageten doch einige, daß er allezeit im Herzen ein guter Sunnis gewesen wäre; andere behaupteten mit noch mehrerer Wahrscheinlichkeit, daß er gar keine Religion hätte. In der That gestattete er den Missionarien die Freyheit, die christliche Religion in seinen Staaten zu predigen. Er gab auch allen seinen Unterthanen die Erlaubniß, öffentlich Wein zu verkaufen.

Schach Nadir begab sich nach Kasvin, sich krönen zu lassen. Darauf gieng er nach Ispahan, wo er sich einige Zeit aufhielt, um sich zu dem vorhabenden Feldzuge gegen die Afgans und den Mogol anzuschicken. Er gieng im Monate December 1736. mit einer Armee von hundert tausend Mann ab, zu welcher eine Verstärkung von vierzig tausenden stieß. Die Afganer, welche zwar wirklich aus dem Herze des Staats vertrieben waren, waren dennoch vorhanden, und

hatten

hatten sich in den kandeharischen Gebirgen, die hinterste und am meisten Mittagswärts gelegene Provinz im Reiche verschanzet; von dem Mogol, der Zusage derer zwischen beyden Kronen geschlossenen Tractaten zuwider unterstützet, hatten sie öffentlich eine Empörung angefangen. Nadir beschloß, diese Rebellen zu paaren zu treiben und den Kaiser Mogol wegen der Hülfe, die er ihnen geleistet hatte, zu züchtigen. Zu diesem Bewegungsgrunde kam noch die Hoffnung seine Schätze zu vermehren, und sich bis zum Sind auszubreiten, wenn er die fünf Provinzen, welche disseits dieses Flusses gelegen, und unter des Mogols Botmäßigkeit waren, mit der Krone Persiens vereinigte. Vermittelst dieser Vereinigung brachte er seinen Staaten dasjenige reichlich wieder zu, was die Türken und Moscoviten davon entrissen hatten. Er bereicherte Persien, er erweiterte dessen Gränzen, er stellete dessen Ruhm wieder her, und dieses Reich, welches ins künftige durch die Vormauern selbst, die seinen Umfang einschlossen, befestiget wurde, mußte eine der schönsten Monarchien in Orient abgeben.

Nadir fand fast nicht den geringsten Widerstand, als er sich der Staaten des Mogols bemeistern wollte. Das Land stand überall offen, es war schlecht besetzt, und wurde von einem a) der feigsten Fürsten regieret. Ueberall, wo der persianische Monarch hinkam, verheerete er alles mit

a) Er hieß Muhammed.

mit Feuer und Schwerdt, und er verwüstete Indien mehr, als daß er es sich unterwürfig machte. Einige Indianer wollten ihren Mitbürgern das Schrecken vertreiben, und verbreiteten das Gerüchte, daß Nadir wäre ermordet worden. Auf diese Nachricht griffen sie des Nachts zu den Waffen, und hieben alles darnieder, was ihnen von zerstreueten Feinden aufstieß. Nadir welcher erfreuet war, einen Vorwand zu finden, zugleich seinen Geiz und seine Grausamkeit zu sättigen, übergiebt Dilli, die Hauptstadt von Indostan der Rache des Soldaten. Niemals hat ein Ort, welcher mit Sturm eingenommen worden, so viel erschreckliches erfahren, als dieser. Die Persianer, welche sich überall ausbreiteten, sprengen die Häuser und Palläste auf, erbrechen die Moscheen, erwürgen Weiber, Kinder, Greise und hören mit diesem Gemätzele nicht eher auf, als bis sie sich der Plünderung überlassen. Gold, Silber, Edelgesteine, so viele Reichthümer, welche im Schooße eines tiefen Friedens waren zusammen gebracht worden, wurden in einem Augenblicke der Raub des unbarmherzigen Soldatens. Diese Straßenräuber macheten den Beschluß damit, daß sie in den vornehmsten Gegenden der Stadt Feuer anlegten, welche in Asche geleget wurde. Zwey tausend Personen kamen in diesen Blutbade um. Dilli war nichts mehr, als ein Steinhaufen; welches man aber kaum glauben wird, so ergab sich der grausame und wollüstige Nadir mitten unter so vielen Greueln, den Ergötzlichkeiten. Er gab zu gleicher Zeit und in

einerley Tone Befehl zur Anzündung der Stadt Dilli und zur Zubereitung einer Gasterey.

Nachdem er **Muhammed** wieder auf einen blutigen Thron gesetzet, welcher mit Trümmern und Todten umringet war, kehrete er mit unermeßlicher Beute a) beladen nach Ispahan zurück; er vermehrete noch seine Reichthümer durch ein bishieher unerhörtes Mittel. Er unterstand sich, seinen Soldaten anzubefehlen, ihm alles wieder zuzustellen, was sie erbeutet hatten, und sie gehorcheten. Das Betragen, welches **Schach Nadir** seinen ganzen Feldzug hindurch bewiesen, gleichet der Aufführung eines Mörders, Mordbrenners, einer Geißel für das menschliche Geschlecht.

Ehe der persianische Monarch auszog, den Kaiser Mogol anzugreifen, übertrug er die Regierung des Reichs seinem ältesten Sohne, welcher **Risa-Kuli-Mirza** hieß. Dieser junge Prinz übertraf seinen Vater an Geiz und Grausamkeit. Er erhöhete die Auflagen und vermehrete die Strafen. Als zu Anfang des 1739. Jahres das Gerüchte erschollen war, daß der König seine ganze Armee verlohren hätte, und er selbst in Indien gestorben wäre, so glaubte **Risa-Kuli-Mirza**, oder stellete sich dieser Nachricht zu

a) Die bescheidensten Ausrechner schätzen die Reichthümer, welche Nadir mit hinwegnahm, auf achtzehen hundert Millionen unserer Münze.

zu glauben. Sich des Thrones zu versichern, machete er mit der Hinrichtung des Schach Thamas und aller seiner im Gefängniß verwahreten Kinder den Anfang. Er schonete sogar der schwangern Weiber nicht, welche in dem Serail dieses Fürsten eingeschlossen waren, damit nichts von der unglücklichen Familie des Schach Hußein übrig bleiben möchte. Er ließ sich darauf eine Menge der kostbarsten Edelgesteine auch Perlen zusammen bringen, sich daraus einen königlichen Schmuck verfertigen zu lassen. Er nahm auch große Summen Geldes im ganzen Reiche auf. Diese unvorsichtige Maßregeln dieneten nur zu seinem Untergange.

Sein Vater mißbilligte bey seiner Zurückkunft in Persien seine Aufführung, und vornemlich die Ermordung des Schach Thamas und seiner Familie; er setzete ihn ab, und gab die Regierung seinem zweyten Sohne Nasir-Ullah-Mirza. Nadir reisete darauf ab, die aufrührisch gewordene Völker zu bekriegen. Bey der Zurückkunft von diesem Feldzuge, befahl er, daß man die Bibel und den Alcoran in die persianische Sprache übersetzen sollte. Die europäischen Bekehrer, die Rabiner und die Mollas arbeiteten an diesem großen Werke. Als die Uebersetzungen fertig waren, befahl Schach Nadir den Uebersetzern, daß sie sie ihm brächten. Nachdem man sie ihm vorgelesen hatte, trieb er mit den Geheimnissen der christlichen Religion seinen Scherz, spottete der jüdischen, machete Mahomed und

Ali lächerlich, und ließ diese Werke in einen Kasten einschließen, und sagete, daß er, wenn ihm Gott das Leben ließe, den Menschen eine viel bessere Religion geben wollte, als alle diejenigen, die bekannt wären. Unterdessen ließ er einige Zeit hernach kund machen, daß da er den Glauben der Sunnis für den einzigen wahrhaftigen erkannte, er denselben angenommen hätte, und wollte, daß alle seine Unterthanen seinem Beyspiele folgen sollten. Diese Kundmachung verursachete bey der Pforte viele Unruhe, welche argwohnete, daß dieses ein listiger Streich vom Schach Nadir wäre, dadurch die Leute von dieser Secte auf seine Seite zu bringen, und sich sogar den Weg zur Eroberung der Türkey zu bahnen. Was diese Meynung wahrscheinlich machete, war, daß der König von Persien große Zurüstungen gegen die Türken veranstaltete.

Im Monat März 1743. thaten Zusammenverschworene verschiedene Flintenschüsse auf Nadir, dadurch ihm an der linken Hand der Daumen entzwey geschossen wurde. Er entdeckete es, daß es sein ältester Sohn gewesen wäre, welcher Bösewichter bestellet hatte, ihn zu ermorden. Er ließ ihn zu sich holen, und da er ihn dieses Vatermords überführt hatte, so ließ er ihm in seiner Gegenwart die Augen ausstechen. Drey Kans, Anverwandte von ihm, welche sich dieses Verbrechens mit schuldig gemachet hatten, litten dieselbe Strafe, und starben alle daran.

Der Krieg gegen die Türken zog sich in die Länge; es fielen nur einige Scharmützel zwischen den Truppen des Nadirs und des Großherrn vor. Da die Tyranney, welche der persianische Monarch über seine Unterthanen ausübete, die Völker aus verschiedenen Provinzen zum Aufstande gebracht hatte, sah er sich genöthiget, von dem großen Entwurfe abzustehen, seine Eroberungen bis nach Constantinopel auszubreiten. Das Mißvergnügen seiner Unterthanen war allgemein, und das Feuer des Aufruhrs griff überall um sich. So wie es Nadir auf einer Seite auslöschete, entbrannte es wieder auf der andern. So vielen Zerrüttungen abzuhelfen, bat er die Türken um Frieden. Von diesem Augenblicke an begieng er solche Grausamkeiten, davon die bloße Erzählung einen Schauer erreget. Er machete sich von Tage zu Tage verhaßter; aber was seinen Untergang beschleunigte, war seine Hartnäckigkeit, da er die ganze Nation mit Gewalt zwingen wollte, den türkischen Glauben für den einzigen guten zu erkennen. Man verband sich wider ihn, sogar bey seiner Armee, und er wurde im Monat August 1747. von einem seiner eigenen Anverwandten ermordet. Seit seinem Tode wird Persien von innerlichen Kriegen sehr mitgenommen.

Zusammenverschwörung
wider
die Insel Maltha.

Der Orden von a) Maltha ward durch eine sonderbare Beschützung des Himmels vor den traurigen Wirkungen einer Zusammenverschwörung bewahret, welche um so gefährlicher war, da sie von heimlichen Feinden, die man außer Stande zu seyn glaubete, Schaden zu thun, angesponnen wurde. Man lebete mit ihnen in einer Art von Sicherheit auf gute Versicherung mancherley gebrauchter Vorsicht, die zu allen Zeiten hinlänglich gewesen wäre, und auch in der That bey denen veränderlichsten Vorfällen, sogar damals als sich zu Maltha mehr als zehen tausend Sclaven befanden. Nichts destoweniger hatten sie sich entschlossen, die Schwürigkeiten darinnen zu heben, und ohne sich so sehr um einen guten Ausgang zu bekümmern, hatten sie sich dem unumschränkten Willen eines Anführers überlassen, von dem sie sich einbildeten, daß sie ihm blindlings gehorchen müßten, und welcher, da er sich des ungemein großen Ansehens, darinnen er bey

a) Den gegewärtigen Bericht habe ich bloß abgeschrieben, so wie er von *M. le Bailli du Boccage* ist verfertiget worden.

bey ihnen stand, zu seinem Vortheile bedienete, sie zu Schlachtopfern seiner Wuth machete. Diese heftige Begierde allein hatte ihn zu dem Entwurfe einer Zusammenverschwörung verleitet, welche nicht nur allen Regeln der Klugheit war, sondern auch allen Gesetzen der Menschlichkeit widerstand.

Die Ausführung dieses abscheuligen Anschlags hätte können einer der betrübtesten und unglücklichsten Zufälle werden, welchen der Orden seit seiner Stiftung gehabt hätte, und es ist zu verwundern, daß dieses Unglück davon eine Folge seyn konnte, was man als einen Zeitpunkt betrachtet hat, welcher dem Orden zur größten Ehre gereichete. In der That sah man also die Ankunft einer von Rhodis nach Maltha kommenden Galeere dafür an. Das Publicum bekam die Nachricht, daß im Monat Februar 1748. der Bacha von Rhodis auf eine seiner Galeeren, welche die commandirende oder Hauptgaleere von dem Geschwader war, darüber er als Generallieutenant von der Seemacht des Großherrn das Commando hatte, auf unsere Insul wäre gebracht worden. **Mustafa Bacha**, oberster Befehlshaber oder Bacha von Rhodis und den benachbarten Insuln, ist der Sohn eines Capitain Bacha, Enkel eines Großveziers; und hat sehr viel Ehrentitel; er ist an sich selbst ein vornehmer Mann, und steht bey den Türken in großem Ansehen. Er war mit dieser einzigen Galeere aus dem Haven ausgelaufen, den Großvezier, welcher, nachdem er eine Zeitlang ins Elend verwiesen ge-

wesen, und in eine Provinz als Statthalter gieng, an den Küsten von Caramanien, eine von denen Provinzen in Natolien, welche nicht weit von dieser Insul entlegen war, zu begleiten. Der Vezier und sein Gefolge waren kaum ans Land gestiegen, als nach einem zwischen etlichen christlichen Sclaven verabredeten Vorhaben, welche von einem Schwarzen, einen altem Bedienten des Bacha unterstützet wurden, das Schiffsvolk einen Aufruhr erregete; dieser Sclave, welcher wider seinen Herrn, der ihn hatte strafen lassen, aufgebracht war, bemächtigte sich der Person des Bacha, worinnen ihm von allen Ruderknechten geholfen wurde; es waren Christen von verschiedenen europäischen Nationen nebst einigen Persianern und vielen Griechen. Den größten Theil der Türken, so zum Schiffe gehöreten, ersäufete man oder brachte sie um, man schmiedete viele davon in Eisen, nachdem man den übrigen Theil gezwungen hatte, auf Chalupen die Flucht zu ergreifen. Hierauf entfernete sich die Galeere mit der größten Geschwindigkeit von diesen Küsten, noch unentschlossen, wohin sie ihre gewisse Zuflucht nehmen würde. Diese neue Herren, welche den Schwarzen zu ihren Anführer gewählet hatten, schweifeten lange herum, ehe sie sich entschlossen. Endlich landeten sie den ersten Februar 1748. bey der Insul Maltha an, da sie überhaupt an allen nöthigen Dingen Mangel hatten, und am Rande standen vor Hunger und Durst umzukommen. Sie wurden von zwey Galeeren des Ordens aufgebracht,

bracht, welche sich in eben dem Gewässer befanden, wo die Rohdisische anlandete, und den folgenden Tag von dar in den großen Haven zurückgebracht.

So bald der Großmeister von den Umständen dieser wichtigen Begebenheit Nachricht erhalten hatte, so trug er einem seiner vornehmsten Officiere auf, den Bacha von Rhodis in seinem Namen zu bewillkommen, welchem er alles anbieten ließ, was zur Linderung seines Unglücks etwas beytragen konnte. Man bereitet mit vielen Eifer eines der bequemsten Zimmer im Lazarethe zu, und so bald es im Stande war, so wurde es von dem Bacha bezogen. Man erlaubete ihm, die Türken, die er zu seiner Bedienung nöthig zu seyn erachtete, mit sich zu nehmen. Der Großmeister war so höflich, und ließ ihm darinnen völlige Freyheit, welche er sich dergestalt zu Nutze machete, daß er nebst seinem Kiaga, oder Lieutenant, und seinem Iman, oder Lehrer des Gesetzes, noch fünf andere vertraute Bedienten bey sich behielt. Die Achtsamkeit Seiner durchlauchtigen Eminenz erstreckete sich so weit, daß Sie alles Geräthe, welches der Bacha schien gerne haben zu wollen, und welches ihm war weggenommen worden, als sich die Christen der Galeere bemeisterten und sie plünderten, auf Ihre Unkosten wieder kaufen ließen. Man that zu allen diesen Gefälligkeiten noch diese hinzu, daß er eigenmächtig gebieten konnte, was er zu seinem täglichen Unterhalte nöthig hätte.

Der Großmeister ließ es nicht dabey bewenden. Er wollte noch alle Leutseligkeit zeigen, die ihn kenntbar machet. Als die Quarantaine des Bacha zu Ende war, wurde er in der Kutsche und mit dem Gespann Seiner durchlauchtigen Eminenz aus dem Lazareth auf das Schloß St. Elma gebracht. Man gab ihm das Zimmer des Befehlshabers vom Schlosse zur Wohnung ein, der es ihm auf eine großmüthige Art abtrat, und darinnen er nicht nur seine Leute behielt, sondern man vermehrete auch noch die Anzahl seiner Bedienten. Man erlaubete ihm, alle Sclaven, die ihn besuchen wollten, zu sich zu lassen. Man verboth nur dem Schwarzen und allen denen, welche an der Begebenheit seiner Galeere Antheil gehabt, in seiner Gegenwart zu erscheinen, damit man ihm des Verdrusses überheben wollte, die Urheber seines Unglückes vor sich zu sehen.

Wenige Tage darauf wurde er bey dem Großmeister zur Audienz gelassen; darnach wurde er von verschiedenen Kreuzherren besuchet, und von den mehresten Rittern, welche ihm sämmtlich die größten Höflichkeiten bezeugeten. Man gestattete ihm ferner, einen von seinen Leuten nach Constantinopel zu schicken, welchem man einen sichern Geleitsbrief zu seiner Zurückkunft ertheilete. Kurz, man hatte alle nur ersinnliche Achtung für ihn, die er vielleicht nicht einmal von seinen Untergebenen würde haben verlangen können. Man kam ihm sogar mit wiederholten Höflichkeitsbezeigungen zuvor, die man einem Manne

von

von seinem Stande, ob er gleich unser Feind war, zu erweisen sich schuldig erachtete; ohnerachtet seiner wenigen Empfindlichkeit für so viele gute Begegnungen, hat man sich dennoch niemals anders gegen ihn betragen. Er hatte die Erlaubniß, aus dem Schlosse zu gehen, und überall ohne Ausnahme herum zu spazieren, und beständig mit des Großmeisters Pferden und Wagen, in Begleitung nicht mehr als zweyer Soldaten von der Leibwache, welche ihm mehr zu Ehren als zur Aufsicht mitgegeben wurden, zu fahren.

Außer dieser großen Achtsamkeit, erwiesen ihm Seine durchlauchtige Eminenz noch eine weit größere Gefälligkeit: Sie erlaubten ihm, daß er anstatt auf dem Schlosse St. Elma, welches dem Bacha sowohl zu seiner Wohnung als auch zu seinen Gefängnisse angewiesen war, den Sommer in einem ihrer Gärten, welcher auf den Wällen der Stadt war, zubringen durfte, wo er sich so lange aufhielt, bis die rauhe Witterung ihn nöthigte, wieder nach St. Elma zurück zu gehen. Man erlaubete ihm sogar, aus einer besondern Vergünstigung, sich in der Zeit mit einem Capigi Bachi des Großherrn zu unterreden, welcher auf den Kriegsschiffen Sr. kaiserlichen Majestät zu Maltha angekommen war, und welcher mit einem Minister dieses Fürsten nach Tripolis, nach Tunis und Algier gieng, daselbst einen Frieden zwischen diesen Regierungen und Sr. kaiserlichen Majestät zu vermitteln. Man machete ihm mit einem Worte, seine Gefangenschaft durch

alle

alle nur ersinnliche Mittel erträglich. Unterdessen wurde man mit Befremden seine Gleichgültigkeit für die gute Bewirthung, so ihm geschehen war, gewahr; und weit entfernt, daß er nur die geringste Empfindlichkeit für die seltenen und ungewöhnlichen Gütigkeiten hätte zeigen sollen, so verstellete er sich nicht einmal, frey und öffentlich zu erklären, daß er kein Sclave zu seyn gedächte, und daß er nebst seiner Freyheit den Ersatz seiner Galeere, seiner leibeigenen Sclaven, und derjenigen Türken, welche dem Tode entkommen wäre, wieder verlangete. Man stellete ihm vergeblich vor, was die Gesetze und die allgemeinen Gebräuche dieserhalben versehen hätten. Er gab seine Hoffnung, das, was er verlangete, zu erhalten, nicht eher auf, als bis er sah, daß die Christen, welche sich ihre Freyheit wieder verschafft, sich zerstreueten, so wie die Griechen, welche ihnen geholfen hatten, ihre Bande zu zerreißen. Alle reiseten nach und nach an verschiedenen Orten von dar ab. Es blieb demnach keiner mehr zu Maltha, als die Türken, welche als Sclaven wie er gefänglich aufbehalten wurden, und einige Persianer, welche eben sowohl als der Schwarze das Christenthum angenommen, dieselben hatten sich auf dieser Insul niedergelassen, wo man ihnen zu ihrem Unterhalte ein gewisses Vermögen ausgesetzet hatte.

Der Bacha sah sich folglich genöthiget, auf andere Mittel zu denken, sich seine Freyheit zu verschaffen. Er behauptete alsdann, daß Frankreich

reich bey der ottomannischen Pforte den Verlust seiner Galeere zu verantworten hätte, nach der falschlichen Aussage, daß sich die Sclaven, welche sich derselben bemeistert, in den Schutz eines französischen Schiffes begeben hätten, welches ihnen auf der See begegnet wäre, und welches sie vermittelst einiger Hülfe, so sie von demselben erhalten, von der Nothwendigkeit befreyet hätte, daß sie an keinem Orte, so der Herrschaft des Großherrn zugehöret, hätten anlanden dürfen. Diese Ausflucht wurde für ganz falsch erwiesen, und als eine Betrügerey angesehen, welche ihm nichts half; aber nachgehends fand man Mittel, den französischen Hof in seinen Vortheil zu ziehen; und nach einigen gepflogenen Unterhandlungen, nahm der Großmeister keinen Anstand, Sr. Allerchristlichsten Majestät mit der Person des Bacha ein Geschenk zu machen. Seine durchlauchtige Eminenz, nachdem sie ihren Entschluß dem Rathe des Ordens vorgetragen, schenketen ihm den 5. May 1749. seine Freyheit wieder. Hierauf wurde er dem *Bailli du Boccage* ausgeliefert, welcher die Angelegenheiten des Königes bey Seiner durchlauchtigen Eminenz besorgeten, damit er völlig der freyen Macht und Gewalt Sr. Majestät überlassen wäre.

Man sah alsdann mit äußerster Verwunderung, daß der Bacha, welcher sichs vorhero so sehr angelegen seyn ließ, aus der Gefangenschaft zu kommen, sich eben nicht viel daraus zu machen schien, daß er seine Freyheit erhalten hatte;

und

und da er mancherley Vorwand fand, sich zu Maltha aufzuhalten, statt sich der unterschiedlichen Wege zu Nutze zu machen, die ihm der *Bailli du Boccage* vorschlug, nach der Türkey überzugehen, so glaubete man bey dieser Verzögerung wahrzunehmen, daß ihn die Furcht vor der Strafe zurück hielte, die er bey seiner Zurückkunft wegen seines Unglücks an einem Hofe zu gewarten hätte, wo man die Menschen nach dem Ausgange der Dinge beurtheilete, oder man dachte vielleicht, daß er aus einer Frucht seines angebohrnen Stolzes und Hochmuthes verlangete, daß ihn der König als sein Befreyer mit einer gewissen Anständigkeit nach Constantinopel sollte bringen lassen, um nicht daselbst als ein Privatmann zurück zu kommen. Man stand demnach zu Maltha in der Erwartung der Entwickelung dieser Sache; und während der Zeit genoß der Bacha daselbst eine unumschränkte Freyheit. Nach seinem Auszuge aus dem Schlosse St. Elma bewohnete er außerhalb der Stadt ein Haus, welches ihm der *Bailli du Boccage* verschaffet hatte, und darinnen er fortfuhr, Besuche von allen Sclaven anzunehmen, und überall spazieren zu gehen.

Niemals hat man in einer größern Sicherheit gelebet, als man in Ansehung seiner war, als ein Maronite von Georgien gebürtig eine Zusammenverschwörung entdeckete. Es war am 6. Junius um acht Uhr des Abends, als er sich an den **Herrn Comtor von Dignier**, Hauptmann

mann von der Leibwache wendete, und ihm bezeugete, daß er von dem Schwarzen von der Rhodischen Galeere wäre angereizet worden, einem bösen Anschlage beyzutreten, welchen man wider die Person Seiner durchlauchtigen Eminenz, und sogar wider die Ruhe der Insul anspinnen hätte. Dieser Bericht schien so wenig wahrscheinlich zu seyn, und der Maronite ein junger Mensch ohne Erfahrung, welcher die Sprache des Landes kaum redete, erklärete sich so undeutlich, daß der Hauptmann von der Leibwache nichts zuverlässiges aus seinen Reden abnehmen konnte. Er verwies also den Maroniten auf den andern Morgen, und damit er verständlicher wäre, befahl er ihm, einen Dolmetscher mit zu bringen.

Dieser Comtor hielt aber doch dafür, daß er diesen Bericht nicht gänzlich verwerfen müßte, und beschloß noch denselben Abend dem Großmeister von dem, was ihm war anvertrauet worden, und von den Maaßregeln, die er genommen, die Sache besser zu erfahren, Nachricht zu geben. Seine durchlauchtige Eminenz waren damit zufrieden, und trugen ihm auf, sich darinnen gehöriges Licht geben zu lassen. In wenigen Augenblicken darnach erhielt der Großmeister von einem bekehrten Juden eine zweyte Nachricht, welcher aber durch eben den Weg, nemlich von dem Maroniten, der sich ihm entdecket hatte, Wissenschaft davon bekommen. Seine durchlauchtige Eminenz ließen es unterdessen dabey bewenden, was sie ihrem Hauptmanne von der Leibwache

des-

deswegen anbefohlen, welcher den andern Morgen die Würklichkeit von einem zwischen den Schwarzen und einem Persianer gemacheten Anschlage bestätigte, welche sich mit einander beredet hatten, den Großmeister zu der Zeit zu ermorden, da der größte Theil derer bey den Rittern und verschiedenen andern Privatpersonen in Diensten stehenden Sclaven gleichfalls diejenigen, die sie bedienten, ums Leben bringen würden; hierauf sollten sie sich alle zusammen schlagen, die Stadt zu plündern und sich in Freyheit zu setzen. Sie hoffeten, daß sie bey der Verwirrung, so an allen Orten entstehen würde, sich vielleicht einiger Posten würden bemeistern können, welche ihnen ihren Zurückzug leichter machen würden.

Ob gleich dieser Anschlag nicht wahrscheinlich schien, so war man doch der Meynung, daß man diese Nachricht nicht verachten möchte. Der Schwarze und der Persianer wurden sogleich auf Befehl des Großmeisters gefänglich eingezogen, welcher drey Commissarien ernannte, die mit Hinzuziehung des Obercastellans sie verhören und ihnen den Proceß machen sollten. Er schrieb ihnen vor, daß sie nach den Kriegesgesetzen und Gebräuchen verfahren sollten, ohne sich bey den processualischen Weitläuftigkeiten aufzuhalten, deren gewöhnliche Verzögerung bey gegenwärtigen Umständen nur schädlich seyn könnte.

Man arbeitete noch denselben Tag an der Einleitung ihres Processes und zog zu dem Ende die nöthigen Nachrichten ein. Der Schwarze,

welcher

welcher den neunten auf die Folter gebracht wurde, gestund fast im Augenblicke die Zusammenverschwörung, und offenbarete, daß er gemeinschaftlich mit dem Persianer, welcher zu gleicher Zeit mit ihm wäre in Verhaft genommen worden, und ein anderer Persianer, welcher vor einiger Zeit aus Maltha wäre verwiesen worden, einen Anschlag zu einen allgemeinen Umsturz in der Stadt gemacht hätten, welcher mit dem Tode des Großmeisters, den er selbst umzubringen auf sich genommen hätte, den Anfang hätte nehmen sollen; eben so hätte es dem Aga der Soldaten, nemlich, dem Hauptmanne von der Leibwache Seiner durchlauchtigen Eminenz ergehen sollen; er gestund ferner, daß alle Sclaven, welche bey den Rittern und andern häuslichen Personen in Diensten stünden, ihre Herren zu eben der Zeit würden ermordet haben, und hätten sich sodann in eins zusammen gezogen, um die Gefängnisse zu erbrechen, worinnen sich die Sclaven des Ordens befunden hätten, und alles niedergemachet, was ihnen auf dem Wege würde aufgestoßen seyn. Sie vermeyneten, daß die Verwirrung, die sie dadurch in der Stadt verursachen würden, ihnen Gelegenheit würde an die Hand geben, den Pallast, und die Schatzkammer, wie auch den Schmuck der Kirche St. Johannis, zu plündern, ehe die Truppen, welche keinen Anführer mehr hätten, im Stande seyn würden, sich zusammen zu ziehen, und sich ihnen entgegen zu stellen. Er nannte sechs oder sieben Sclaven, welche mit ihm die Rädelsführer seyn sollten, und worunter sich

einer von denen beyden Türken befand, welche Kammerleute bey dem Großmeister waren, und die ihnen die Gelegenheit verschaffen sollten, diesen Prinzen umzubringen. Alle angegebene Personen wurden den Augenblick in Verhaft genommen, und auf eine solche Aussage des Persianers auf die Tortur gebracht; den Morgen darauf den zehenten führete man noch fünf und zwanzig Sclaven und zwey Soldaten, einen Griechen und Armenianer gefänglich ein.

Da den zwölften ein türkischer Sclave, welcher seines Handwerks ein Schlösser war, gemartert wurde, legete er ein viel umständlicher Bekänntniß von der Zusammenverschwörung ab. Man sah sie nunmehro von einer weit größern Wichtigkeit an, als man bis hieher vermuthet hatte; und da man mit Grunde muthmaßete, daß daran alle Sclaven Theil hätten, so befahl der Großmeister, daß künftighin kein einziger von ihnen weder zu seiner Bedienung noch auf seinem Schlosse solte angenommen werden, und ließ sie sämtlich ohne Unterscheid in das Bagno einsperren.

Den dreyzehenden bekam man durch das Bekenntniß des griechischen Soldaten die erste Gewißheit, daß der Bacha Wissenschaft von dem ganzen Vorhaben hätte; wenigstens waren die Muthmaßungen so stark, daß Seine durchlauchtige Eminenz dafür hielten, ihrem Staatsrathe, welcher an selbigen Tage versammlet war, davon Nachricht geben zu müssen. Der meiste Theil derer Herren war der Meynung, daß man

sich

sich seiner Person versichern sollte; aber der *Bailli du Roccage*, welcher durch die Eydschwüre und oft wiederholten feyerlichsten Versicherungen, die er ihm gegeben hatte hintergangen wurde, bestand so sehr auf seine Unschuld, daß man aus schuldiger Ehrerbietigkeit vor Sr. Allerchristlichsten Majestät, beschloß, noch näheres Licht davon zu erlangen, ohne etwas weiteres hierinnen vorzukehren. Das Bekenntniß verschiedener Mitverschwornen, welche man für die Häupter der Zusammenverschwörung hielt, und welche man die folgenden Tage darauf verhörte, stimmete beynahe mit denen vorhergehenden überein; da es aber nur schlechte Handwerksleute waren, welche man nicht zum Geheimniß dieses Anschlages gezogen hatte, so konnte man nicht eher zu einer völligen Gewißheit gelangen als den siebenzehenten des Monats, da man die zuverlässigste Nachricht davon einzog.

Während der Zeit und zu Folge einer vom Rathe gehaltenen Berathschlagung, hatte man neue Einrichtungen, so die Sclaven angiengen, getroffen, und man setzete sie auf ewig außer Stand, nie wieder an einen dergleichen Aufstand zu gedenken. Man stellete zu gleicher Zeit öffentliche Dankgebeter wegen der Entdeckung der Zusammenverschwörung an, davon man endlich durch das Bekänntniß eines Rais oder Hauptmannes einer Galiote, welcher vormals ein großer Vertrauter von dem Bacha gewesen, die grausamen Umstände erfuhr. Es ist ein

scharfsinniger Mensch, welcher vermittelst seiner Balbierkunst sich überall einschlich, und hinter viele Dinge gekommen war, welche den Zusammenverschwornen dienlich waren. Er wurde also den 17ten auf die Folter gebracht, und entdeckete den ganzen Entwurf des Vornehmens; hiervon erhielt man den 19ten durch einen Cadi, oder Obersten der Gesetze die Bestätigung, und alle beyde eröffneten sehr deutlich, daß der Bacha der Anstifter und die Triebfeder des gemachten Anschlages wäre. Der Großmeister konnte nicht anders umhin, als sich seiner Person zu versichern, und gab Befehl, daß eine Mannschaft von seiner Leibwache das Haus, welches der Bacha außerhalb der Stadt bewohnete, besetzen sollte, ihn darinnen zu bewachen; welches auch um acht Uhr des Abends bewerkstelliget wurde. Seine durchlauchtige Eminenz befürchteten, daß das Volk, welches der äußersten Gefahr, fast im Augenblicke des Ausbruchs entgangen war, die Wache stürmen und an dem Bacha Gewaltthätigkeiten ausüben möchte: denn man versammlete sich haufenweise um sein Haus herum: dieserwegen hielten sie es dem *Bailli du Boccage* vor genehm, daß man den Bacha von Rhodes zu seiner eigenen Sicherheit, nach St. Elma brächte. Es geschah nicht ohne Mühe, daß man ihn sicher und glücklich auf dieses Schloß führete, so sehr war das Volk wider das Haupt der Zusammenverschwörung wüthend und aufgebracht. Man mußte den zusammengelaufenen Pöbel so zu reden hinter das

Licht

Licht führen und betrügen. Unterdessen war man durch Hülfe einer Bedeckung von 20 Mann von der Leibwache darinnen glücklich, welche die Einwohner abhielten, daß sie ihre Wuth nicht auslassen konnten.

Der Bacha von Rhodes betrat wiederum das Schloß St. Elma den 22. des Monats um acht Uhr des Abends in dem Wagen und in Gesellschaft des *Bailli du Boccage*, welcher viel wagete, ihn begleiten zu wollen; er that es aber aus Ehrfurcht für den König. Von der Zeit an fuhr man fort, den Bacha in seinem Zimmer zu bewachen, woraus ihm nicht ferner erlaubt war zu gehen; und der Großmeister, welcher darauf seinen Rath den 23. hatte zusammen kommen lassen, theilete demselben den Verlauf des Verfahrens mit: es wurde beschlossen, davon einen genauen Bericht an den König von Frankreich einzusenden, damit Sr. Majestät, wenn Sie völlig von diesem abscheulichen Anschlage benachrichtiget seyn würden, dem Maltheserorden allergnädigst erlauben möchten, sich deswegen nach den Gesetzen Recht zu verschaffen, indem sie den Missethäter den Gerichten überantworteten; und solches um so vielmehr, weil er das Völkerrecht verletzet, und gegen den König seinen Wohlthäter undankbar gewesen: man wird sehen, wie strafbar sich **Mustafa** gemacht hat, da er die Freyheit, die er doch lediglich in Ansehung Sr. Allerchristlichsten Majestät erhalten, gemißbrauchet hat, damit er desto leichter den Entwurf

ausführen konnte, davon wir gleich den umständlichen Bericht ertheilen wollen.

Aus dem einhelligen Bekenntnisse aller Papas oder Imans, des Kiaia, des Kasnadar und selbst des Bacha, welcher die Marter ausstehen mußte, erhellet, daß da sich Mustafa die Freyheit, die er hatte, alle Sclaven in seine Wohnung aufzunehmen, zu Nutze gemacht, er gleich nach seiner Ankunft auf die Insul, zu Maltha alle Mühe angewendet, die vornehmsten unter ihnen, und besonders diejenigen, die vermöge ihres freyen Zutritts bey dem Großmeister und bey den angesehensten Personen, ihm in seinem Vorhaben nützlich seyn konnten, zu verführen. Mustafa begnügete sich mit nichts wenigern, als wie er sich Maltha bemächtigen wollte, und schmeichelte sich, daß er, da er sich der Gelegenheit eines öffentlichen Festes zu Nutze machen wollte, an welchen ein großer Theil der Ritter aus der Stadt Valetta giengen, durch Hülfe einer gewissen Anzahl vermögener Slaven sich der Stadt und ihrer Festungen würde bemächtigen, und dadurch in der ganzen Insul den Meister spielen können.

Nachdem er diesen Entwurf gemachet, ergriff er auch zu dessen Ausführung die Maaßregeln. Er hatte bereits verschiedene Tage darzu bestimmt; die er aber nachhero für nicht günstig genug hielt. Endlich hatte er den 29. Junius das Fest des heiligen Petrus und Paulus hierzu fest gesetzet, ein Tag, an welchem sich der größte

Theil

Theil des Volks nach der Altstadt begiebt, welche zwey Meilen von der Stadt Valetta liegt, und wo gemeiniglich das Fest der Cathedralkirche mit vielen Lustbarkeiten gefeyert wird, darauf die Maltheser ungemein viel halten. Der Zusammenfluß vom Volke sollte daselbst in diesem Jahre wegen einiger neuen Freyheitsrechte, welche das Capitul in Besitz nehmen wollte, weit ansehnlicher seyn, als gewöhnlich.

Als Mustafa seinen Anschlag denen Sclaven, welche seine Helfershelfer seyn sollten, offenbarete, so verlangete er von ihnen bey dem feyerlichsten Eyde ihres Gesetzes eine unverbrüchliche Verschwiegenheit und für seine Befehle einen blinden Gehorsam, und er versicherte sie zu gleich, daß er viel eher sterben, als von seinem Vorhaben abstehen würde. Damit er sich einen guten Ausgang davon versprechen möchte, hatte er alle Sclaven überhaupt an sich gezogen, einige mit Versprechungen verführet, andere hatte er mit Drohungen in die Furcht gejaget; er hatte vieles Vermögen genommen, damit er denen ärmsten unter ihnen Geschenke geben konnte, und hierdurch war es ihm gelungen, alles ohne Ausnahme nach seinem Gefallen einzurichten. Er hatte den Cadi und die Imans vermocht, gemeinschaftlich mit ihm nach Algier, Tunis und Tripoli zu schreiben, diesen Regierungen von dem Vorhaben, welches er ausgesonnen hatte, und von dem zu dessen Ausführung angesetzten Tage Nachricht zu geben, und ersuchete sie um nöthigen Beystand, sich im Fall eines glücklichen Aus-

ganges erhalten zu können. Er hatte in gleich lautenden Ausdrücken selbst an die Pforte geschrieben. Er schmeichelte sich, daß sein Bruder der Bacha von Metelin und Aufseher über das Zeughaus zu Constantinopel, und alle seine guten Freunde, denen er seinen Anschlag berichtet hatte, sich zu seinen Absichten würden finden lassen, und ihm den benöthigten Beystand leisten. Mit diesem guten Vertrauen hatte er alle Verrichtungen der Zusammenverschornen angeordnet, und ein jeder wußte vorhero, was er zu thun hatte.

Der Türke **Ymfeletty**, welcher über die Zimmer des Großmeisters gesetzet und bey ihm die Stelle eines Cammerbedienten bekleidete, sollte den Schwarzen und zwey andere Türken, welche Sänftenträger bey dem Großmeister waren, nebst vier andern Sclaven Nachmittags um 2. Uhr daselbst einführen, und alle achte sollten Seine Durchlauchtige Eminenz mit einem vergifteten Dolche, welchen ihnen **Mustafa** selbst zugestellet hatte, ermorden. Sie gedachten, den Fürsten in seinem innersten Zimmer zu überfallen, allwo sich Seine Durchlauchtige Eminenz um diese Stunde gewöhnlicher Weise, ohne von jemanden begleitet zu werden, hin zu begeben pflegeten. Verschiedene andere Sclaven sollten zur selbigen Stunde, jeder insbesondere und ohne Lärm die im Schlosse wohnhaften Ritter, und den Hauptmann von der Leibwache, welcher nahe dabey seine Wohnung hat, umbringen, da indessen dasselbige mit denen andern Rittern und

Privat-

Privatpersonen in ihren Häusern, welche Sclaven in ihren Diensten haben, sollte vorgenommen werden. Bis dahin war diese Ausführung die leichteste, und welche natürlicher Weise ganz ohnfehlbar zu seyn schien, weil die Herren und das Gesinde durch die heiße Jahreszeit genöthiget wurden, sich um diese Stunde zur Ruhe zu begeben, und dadurch wurde es den Türken am leichtesten und bequemsten, diejenigen, die sie umbringen wollten, zu überfallen.

Die an verschiedenen Orten zerstreueten Sclaven würden durch ein verabredetes Zeichen von dem Tode des Großmeisters Nachricht erhalten haben, und sollten sie sich in unterschiedene Haufen versammlen, und so gegen die vornehmsten Posten anrücken, die sie hoffeten zu überrumpeln, oder dieselben zu der Zeit anzugreifen, da die auf dem Schlosse in großer Anzahl in Diensten stehende Türken die Leibwache anfallen würden, die sie außer Stand zu seyn glaubeten, ihnen Widerstand zu thun, und von welcher sie meyneten, daß derselben wegen der Vorsicht, die man gebrauchen sollte, ihren Befehlshaber bey guter Zeit zu ermorden, keine hülfliche Hand könnte geleistet werden. Mustafa hatte sich wenige Tage vorhero unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit auf das Schloß St. Elma begeben, und nebst seinen Bedienten gedachte er daselbst um diese Stunde funfzehen bis zwanzig Türken bey sich zusammen zubringen, die er hätte anführen wollen; und hoffete durch Hülfe zweyer bestochenen Soldaten sich der Hauptwache zu be-

mächtigen, und folglich auch des Schlosses, und nach dessen Versicherung sollte er in den Pallast marschiren, welcher, wie man zum voraus setzte, alsdenn in der Gewalt der Sclaven seyn würde, und wo er sich würde feste gesetzet haben, seine Befehle in der Nähe ertheilen und vollziehen zu können.

Einem auserseheuen Haufen war aufgetragen, sich im ersten Augenblicke der Vollziehung auf das Schloß St. Ange zu verfügen, welches nur mit einigen unvermögenden Soldaten besetzet war. Man hoffete sie zu überfallen, und den Pulvervorrath wegzunehmen, welcher daselbst in Verwahrung lag, um ihn in der Geschwindigkeit nach Valetta zu schaffen, damit man sich desselben zur Vertheidigung dieses Ortes bis zur Anlangung der Hülfsvölker und Proviants, darauf man hoffete, bedienen könnte. Ein eben so starker Haufe sollte sich der Gewehrkammer bemächtigen, sowohl denen Christen dadurch die Hülfe abzuschneiden, als auch die Zusammenverschwornen zu bewaffnen. Mustafa zweifelte im geringsten nicht, daß sie nicht vermittelst der Verwirrung und des Schreckens, so sich in allen Theilen der Stadt verbreiten würde, wo man alles was sich würde blicken lassen, niedermachen sollte, völlig Meister von allen Posten werden würden, die ihnen einen glücklichen Ausgang dieses Anschlages verschaffeten.

Der Bacha voll von diesem Vertrauen hatte befohlen, daß der Schwarze und der Persianer, die er einen sowohl als den andern nur aus Gefällig-

fälligkeit für seine Leute mit darzu brauchte, und für die er geſorget hatte, daß ihnen bey dieſen Unternehmen die gehäſſigſten Verrichtungen aufgetragen würden, ſo gleich nach Bewerkſtelligung ſeines Vorhabens ſollten niedergehauen werden. Die Sclaven, welche von der Meynung eingenommen waren, daß der Schwarze in ſeinen Unternehmen glücklich wäre, hatten gewünſchet, daß er zu der Zuſammenverſchwörung mitgenommen werden möchte, und Muſtafa hatte endlich ſeine Einwilligung darzu gegeben; aber ohne zu geſtatten, daß man ihm den Entwurf des Anſchlags offenbarete: der Schwarze, welcher alſo nie mit ſeinem alten Herrn darüber war zu Rathe gegangen, bildete ſich ein, daß er ſelbſt das Haupt der Verrätherey wäre, und daß er folglich alle Vortheile davon tragen würde.

Der Bacha bereitete dem Türken Amſelletty, welcher zur Belohnung ſeiner Untreue verlangt hatte, zum Bacha von Maltha gemacht zu werden, kein günſtigeres Schickſal zu: er gedachte ihm würklich Wort zu halten, aber er hatte zugleich beſchloſſen, ihn den dritten Tag darauf umbringen zu laſſen, damit er allein Herr von der Stadt und Inſel bleibe; kurz, er führete und ordnete alle Sachen ſo an, wie ihm ſeine ungezähmte Grauſamkeit dieſelben vorſtellete. Er wurde ſo gar nicht einmal über alle dieſe Umſtände mit ſeinen Helfershelfern einig, die ſich doch ſeinen Abſichten ſo blindlings ergaben, noch weniger zog er die Regeln der Klugheit zu Rathe, die ihm die Unmöglichkeit eines

glückli-

glücklichen Ausganges würden vor Augen gestellet haben. Er erwartete also geruhig den anberaumten Tag, als der Schwarze und der Persianer auf einen Bericht beym Kopfe genommen wurden, welcher mit dem Bacha keine Aehnlichkeit zu haben schien. In der That schien dieser ihre Inhaftirung mit einer solchen Gleichgültigkeit anzuhören, daß er so gar eine Art der Freude zu erkennen gab, dem Urheber seines Unglücks in dem Zustande zu sehen, daß er dem Tode sollte überantwortet werden.

Unterdessen hat man für gewiß versichern wollen, daß er von dem Augenblicke dieser Nachricht an, dem Türken Ymselletty heimlich anbefehlen lassen, ohne Verzug ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, und durch den Tod des Großmeisters der Entdeckung der Verrätherey zuvorzukommen; zu welchem Ende er es ihm gänzlich überließ, den Dolch oder den Gift darzu zu gebrauchen; dieser Unglückselige aber unterstand sich nicht, sich weder des einen noch des andern zu bedienen, ob es ihm gleich wegen des Zutrauens, worinnen man mit ihm lebete, hierzu zu gelangen noch sehr leichte war: mit einem Worte, die göttliche Vorsehung, welche für die erste Nachricht dieses abscheulichen Anschlages gesorgt hatte, brachte nach und nach alle Umstände davon ans Licht, und bewahrete den Orden vor einem so traurigen Ausgange.

Man hat bey dem Verfolge des Processes unterschiedliche einzelne Umstände dieser Verschwörung erfahren; und ohngerechnet des Verspre-

sprechens, welches ein Sclave aus der Küche gethan, unter die Suppen des Großmeisters Gift zu mischen, welchen der Bacha darzu hergeben sollte, hat man für gewiß versichert, daß die Griechen, welche täglich zu Maltha ankamen, unter dem Vorwande, daß sie Getraide dahin brächten, an dem Geheimnisse der Verrätherey Theil gehabt hätten, und daß sie den Türken so viel Beystand, als in ihren Vrrmögen gestanden, hätten leisten sollen.

Aus den letztern Nachrichten hat man erfahren, daß unter mehr als zwey hundert Missethätern, bereits vier und dreyßig den Lohn ihrer Schandthat empfangen. Man hat dafür gehalten, daß bey einen so wichtigen Vorfalle, die Beschleunigung der Strafe, sowohl zu einem Beyspiele, als auch aus einer unverbrüchlichen Ehrfurcht, die der oberherrlichen Macht gebühret, höchst nöthig wäre.

Numen habet Princeps, sacra est res,
Sacra potestas.

MART. in Epig.

Manifest
Seiner Czarischen Majestät

Nach dem in Russischer Sprache geschriebenen Original übersetzet, nebst dem Briefe und dem Eide des Czarowitz Alexei Ihres Sohnes und der Eidesformul aller Ihrer Unterthanen.

Wir Peter I. von Gottes Gnaden, Czar und Selbsthalter aller Reußen, ꝛc. ꝛc. ꝛc. Thun kund und zu wissen allen und jeden, sowohl geistlichen als Militair- und Civilpersonen, und von allen Ständen der russischen Nation, unsern getreuen Unterthanen. Es ist dem größten Theile unserer getreuen Unterthanen zur Gnüge bekannt und offenbar, vornehmlich denen, welche an den Orten unserer Residenzen wohnen, oder die in unserm Dienste sich befinden, mit wie vieler Achtsamkeit und Sorgfalt Wir unsern ältesten Sohn Alexei haben erziehen lassen, da wir ihm zu dem Ende von seiner Kindheit an Lehrmeister in der russischen und ausländischen Sprachen gehalten, ihn in allen Arten der Wissenschaften wohl unterrichten lassen; in der Absicht, ihn nicht nur in unsern christlichen und orthodoxischen Glauben der griechischen Kirche, sondern auch in den Kenntnissen der Kriegs- und Staatsangelegenheiten, wie auch der Regierungen auswärtiger Staaten, und ihrer Gebräuchen und Sprachen erziehen zu lassen; damit er durch Lesung der Geschichte und

Bücher

Bücher von allen Arten der Wissenschaften, welche einem Prinzen eines großen Staats anständig sind, die würdigen Eigenschaften eines Nachfolgers auf unsern Thron des großen Rußlandes erlangen möge.

Unterdessen haben Wir mit dem größten Leidwesen gesehen, daß alle unsere Achtsamkeit und Mühe, die Wir auf die Erziehung und Unterweisung Unseres Sohnes gewendet, vergeblich gewesen, weil er sich immer von dem kindlichen Gehorsame entfernet, indem er keinen Fleiß auf das verwendet, was einem würdigen Thronfolger anständig war, und die Lehren der Lehrmeister, so Wir ihm gehalten, verachtet, dahingegen mit lüderlichen Leuten Umgang gehabt, von denen er nichts anders als Böses und keines weges was ihm nützlich und vortheilhaftig seyn könnte, hat lernen können.

Wir haben nicht versäumet, Uns zu bemühen, ihn wieder zu seiner Pflicht zurück zuführen, bald durch Liebkosungen, bald durch Verweise, auch durch väterliche Züchtigungen.

Wir haben ihn mehr als einmal mit uns in unsere Feldzüge genommen, ihn in der Kriegeskunst unterrichten zu lassen, als einer von den allervornehmsten Wissenschaften zur Vertheidigung des Vaterlandes; da Wir ihm doch allezeit von denen gefährlichen Vorfällen entfernt haben, seiner in Betracht der Erbfolge zu schonen, ob Wir gleich Unsere eigene Person dabey in Gefahr gesetzet haben.

Zu andern Zeiten haben Wir ihn in Moscau zurück gelassen, und ihm eine Art der Regierung des Reichs übertragen, damit Wir ihm aufs künftige zur Regierungskunst geschickt macheten.

Darnach haben Wir ihn in fremde Länder geschicket, indem Wir glaubeten, daß wenn er auf seinen Reisen sowohl eingerichtete Regierungen sehen würde, dieses in ihm eine Begierde und Neigung zum Guten, erwecken würde, damit er sich dessen befleißigte.

Aber alle Bemühungen, so Wir angewendet, sind fruchtloß gewesen: es ist dem Samen in Evangelio gleich gewesen, welcher auf einen steinigten Acker gefallen.

Er ist nicht nur dem Guten nicht gefolget, sondern er hat es so gar gehasset, ohne jemals nur die geringste Neigung weder zu den Kriegesnoch Staatsangelegenheiten zu bezeigen: so hat er sich lediglich und beständig zu der Gesellschaft der schlechtesten und unordentlichsten Leute gehalten, welche von groben und verabscheuungswürdigen Sitten gewesen.

Wie Wir ihn gerne wollten auf alle mögliche Art und Weise von diesen unordentlichen Leben abziehen, und ihm die Lust beybringen, mit tugendhaften und ehrliebenden Leuten umzugehen, so haben Wir ihn ermahnet, sich eine Gemahlinn unter denen Prinzessinnen aus den vornehmsten auswärtigen Souverainen Häusern zu wählen, wie es sonst, und nach dem Beyspiele unserer Vorfahren der Czare von Rußland, welche sich

mit

mit andern souverainen Häusern vermählet haben, gebräuchlich; und haben Wir ihm in der Wahl völlige Freyheit gelassen.

Er hat sich für die Prinzessinn, eine Enkelin des damals regierenden Herzogs von Wolfenbüttel, Schwägerinn Seiner jetzt regierenden Römischen Majestät, und Geschwister Kind mit dem Könige von Engelland erkläret; und da er Uns gebeten, Sie ihm zu verschaffen, und zu erlauben, sich mit derselben zu vermählen, so haben Wir so gleich Unsere Einwilligung gegeben, und die angesehenen Kosten, welche zu dieser Vermählung erfordert wurden, nicht gesparet. Nach der Vollziehung aber, da wir uns geschmeichelt hatten, daß die Veränderung des Standes unseres Sohnes, besondere Frucht hervorbringen, und eine Veränderung in seinen bösen Gewohnheiten bewürken sollte, so haben Wir vielmehr von dem, worzu Wir die angenehmste Hoffnung hatten, das Gegentheil erfahren müssen.

Obgleich seine Gemahlinn, so viel Wir haben bemerken können, eine kluge, verständige Prinzessinn und von einem tugendhaften Wandel war, ob er sie gleich selbst sich ausersehen hatte; so hat er nichts destoweniger mit ihr in der größten Uneinigkeit gelebet, seine Neigungen gegen liederliche Leute verdoppelt, und dadurch unserm Hause vor den auswärtigen Fürsten, mit denen diese Prinzessinn durch Blutsfreundschaft verwandt ist, Schande gemacht, welches Uns auch viele Klagen und Verweise zugezogen hat.

So vielfältigemal Wir auch von Unsertwegen guten Rath und Ermahnungen an ihn haben ergehen lassen, um ihn zur Besserung zu bringen, so hat doch nichs angeschlagen. Zuletzt brach er auch die eheliche Treue, und hängete sich an ein lüderliches Weibesstück von geringem und schlechten Stande, mit welcher er öffentlich in der Unzucht zur Verachtung seiner rechtmäßigen Gemahlinn lebete, welche kurze Zeit darauf in der That an einer Krankheit starb, aber nicht, daß man nicht hätte glauben sollen, daß derselben der Gram wegen des lüderlichen und unordentlichen Lebens ihres Gemahls ihre Tage verkürzet hätte.

Als wir seine beharrliche Halsstarrigkeit in seinem verderbten Lebenswandel sahen, so eröffneten Wir ihm bey dem Leichenbegängnisse seiner Gemahlinn, daß wenn er sich inskünftige unserm Willen nicht gemäß bezeigen, und sich dessen nicht annehmen würde, was einem Prinzen, als dem nächsten Erben von einem solchen Reiche zusteht, Wir ihm die Thronfolge entziehen wollten, ohne darauf zu sehen, daß er unser einziger Sohn wäre, weil damals unser zweyter Sohn noch nicht auf der Welt war, und daß er sich darauf nicht verlassen sollte, weil Wir lieber einen Fremden zum Thronfolger haben wollten, welcher desselben würdig wäre, als unsern eigenen unwürdigen Sohn: daß Wir keinen solchen Nachfolger hinterlassen könnten, der dasjenige wieder niederreiße, was der Vater durch die Gnade Gottes gebauet hat, und der den Ruhm und die Ehre der russischen Nation befleckete

nach-

nachdem Wir um dessen Erwerbung willen unsere Nächte, die Wir durchwachet und unsere Gesundheit aufgeopfert hätten, auch ohne es uns leid seyn zu lassen, bey vielen Gelegenheiten unser eigen Leben in die Schanze geschlagen, daß Uns außerdem noch die Furcht vor den Gerichten Gottes nicht gestattete, die Regierung eines so großen Staats jemanden zu überlassen, dessen Untüchtigkeit und Unwürdigkeit Uns sattsam bekannt wäre.

Wir haben ihn endlich so viel uns möglich gewesen, auf das kräftigste ermahnet, sich verständig aufzuführen, und haben ihn zu seiner Besserung Zeit gegeben.

Er gab auf diese Vorstellungen zur Antwort, daß er sich in allen diesen Stücken strafbar erkennete; da er aber seine schwache Leibesbeschaffenheit und seinen schwachen Verstand, die ihm nicht zuließen, sich den Wissenschaften zu widmen und den nöthigen Verrichtungen zu unterziehen, vorschützete, so erkannte er sich selbst zur Thronfolge für unfähig und derselben unwürdig, und bath Uns, ihn davon zu entledigen.

Inzwischen haben Wir ihn nochmals väterlich ermahnet, und mit abgewechselten Bitten und Bedrohungen nichts verabsäumet, damit Wir ihn auf den guten Weg wieder bringen möchten; und da Uns die Kriegesverrichtungen nöthigten, nach Dänemark zu gehen, so haben Wir ihn zu Petersburg zurück gelassen, und ihm nochmals Zeit gegeben, in sich zu gehen und sich zu ändern.

Auf die Berichte, die Wir nachhero von der Fortdauer seines unordentlichen Lebens erhielten, beriefen Wir ihn zu Uns nach Copenhagen, daß er den Feldzug auch mit thun sollte, um sich besser zu bilden.

Da er aber die Furcht und die Gebote Gottes außer Augen gesetzet, welche gebieten, den ordentlichen Aeltern gehorsam zu seyn, und noch weit eher denenjenigen, welche zu gleicher Zeit Oberherren sind, so hat er alle Unsere väterliche Sorgfalt mit einem unerhörten Undanke vergolten; denn anstatt, daß er hätte zu Uns kommen sollen, so machete er sich heimlich davon, nahm Summen Geldes und seine schändliche Beyschläferinn mit sich, mit welcher er in der Unzucht fortlebete: er begab sich in den Schutz des Kaisers, und spie wider Uns seinen Vater und Herrn viele Verläumdungen und Unwahrheiten aus, als wenn Wir ihn verfolgeten, und ohne Ursache von der Thronfolge ausschließen wollten, vorgebend, daß so gar sein Leben bey Uns nicht in Sicherheit wäre, und bath den Kaiser, ihm einen sichern Aufenthalt zu vergönnen und ihn gegen Uns mit gewaffneter Hand zu beschützen.

Ein jedweder kann urtheilen, wie viel Uns und Unserm Staate eine solche Aufführung Unseres Sohnes vor der ganzen Welt Schimpf und Schande zugezogen hat. Man wird in den Geschichten schwerlich ein ähnliches Beyspiel finden.

Obgleich der Kaiser von seinen Ausschweifungen, und von der Art, wie er mit seiner Gemahlinn, der Schwiegerinn von Seiner Kaiserlichen

chen Majestät umgegangen war, Wissenschaft hatte, so bewilligte er ihm dennoch auf sein inständiges Anhalten einen Ort, wo er bleiben konnte, und wo er den Kaiser bat, daß er so verborgen seyn möchte, damit Wir nicht das geringste davon erfahren könnten.

Da uns inzwischen sein langer Aufenthalt auf dem Wege fürchten ließ, daß es nicht ohne Ursache wäre, so waren Wir aus einer väterlichen Zärtlichkeit und Bekümmerniß besorget, es möchte ihm etwas Uebels begegnet seyn, welches Uns nöthigte, ihn auf verschiedenen Landstraßen aufsuchen zu lassen, bis Wir endlich nach vieler Mühe und Nachsuchung durch Unsern Hauptmann von der Leibwache, **Alexander Ruemanzoff** die Nachricht erhielten, daß man ihn heimlich in einer Kaiserlichen Festung in Tyrol versteckt hielte; hierauf schrieben Wir eigenhändig an den Kaiser, und baten ihn, Uns denselben wieder auszuliefern.

Allein ob ihm schon der Kaiser von Unsern Verlangen nach ihm Nachricht geben und ihn ermahnen lassen, daß er zu Uns zurückkehren und sich Unserm Willen, als dem Willen seines Vaters und Herrn unterwerfen sollte, so stellete er dahingegen seiner Seits mit vieler Verläumdung gegen Uns vor, daß er ihn Uns nicht in Unsere Hände überliefern sollte, als wenn Wir sein Feind und Tyrann gewesen wären, von welchem er nichts anders als den Tod zu gewarten hätte.

Er beredete endlich den Kaiser, statt ihn Uns damals zuzuschicken, daß er ihn in einen entle-

genen Ort seiner Staaten, nämlich nach Neapolis in Italien entfernen, und ihn daselbst auf einem Schlosse unter einem fremden Namen heimlich verwahren möchte.

Nichts destoweniger bekamen Wir durch unsern obbemeldeten Hauptmann von der Leibwache von seinem Aufenthalte an diesem Orte Nachricht, und fertigten an den Kaiser Unsern geheimen Rath Peter Tolstoi und eben denselben Hauptmann von der Leibwache Romanzof mit einem sehr nachdrücklichen Schreiben ab; darinnen Wir vorstelleten, wie ungerecht es sey, daß man Uns Unsern Sohn wider alle göttliche und menschliche Rechte vorenthielte, kraft welcher alle Aeltern und noch mit weit mehrerm Rechte diejenigen, denen eine oberherrliche Macht verliehen ist, wie Uns, über ihre Kinder, ohne irgend einem andern Richter dafür Rechenschaft geben zu dürfen, eine unumschränkte Gewalt haben, und darinnen Wir Unserer Seits das gegen unsern Sohn zu allen Zeiten angestellete gerechte und wohlmeynende Verfahren, und auf der andern Seite seinen Ungehorsam darthaten; zuletzt bemerketen Wir, was für üble Folgen und Zwiespaltungen diese Verweigerung, da man ihn Uns nicht verabfolgen wollte lassen, unter Uns verursachen könnte, weil Wir die Sache nicht so lassen könnten, wie sie gegenwärtig stünde; Wir gaben zugleich denenjenigen, die Wir abgeschicket hatten, Unterricht, daß sie mündlich mit noch mehrerm Nachdrucke sprechen, und die Vorstellung machen sollten, daß Wir genöthiget seyn würden,

Uns

Uns wegen dieser Vorenthaltung Unseres Sohnes auf alle mögliche Art und Weise zu rächen.

Wir schrieben gleichfalls eigenhändig an Unsern Sohn, und stelleten ihm sein schändliches und gottloses Betragen, und die abscheuliche Größe des Verbrechens, welches er wider Uns seinen Vater begangen, vor Augen, und wie Gott in seinen Geboten gedrohet, ungehorsame Kinder mit einem ewigen Tode zu bestrafen.

Wir bedroheten ihm als Vater mit unserm Fluche, und als sein Oberherr, ihn als einen Verräther seines Vaterlandes zu erklären, wenn er nicht zu Uns zurückkehren, und Uns den schuldigen Gehorsam verweigern würde; Wir haben die Versicherungen beygefüget, daß, wenn er sich Unserm Willen unterwürfe, und zurückkäme, Wir ihm seine Missethat vergeben würden.

Unsere Gesandten erhielten endlich nach vielem Anhalten, und nach der von Unsertwegen obengemeldeten schriftlich abgefaßten und von ihnen mündlich vorgetragenen Vorstellung, vom Kaiser die Erlaubniß, unsern Sohn zu besuchen, und ihn zur Rückreise geneigt zu machen.

Die kaiserlichen Minister eröffneten ihnen zugleich, daß unser Sohn dem Kaiser berichtet hätte, daß Wir ihn verfolgeten, daß er seines Lebens bey Uns nicht sicher wäre, und daß er dadurch den Kaiser zum Mitleiden bewogen, welches ihn vermocht hätte, demselben in seinen Schutz aufzunehmen; daß der Kaiser, da er nunmehro unsere wahrhaften und gegründeten Vorstellungen in Erwägung gezogen, seiner

Seits befehlen würde, daß man sich auf alle Art Mühe geben solle, ihn zur Rückkehr zu Uns bereit und willig zu machen, indem man ihm die Erklärung thun solle, daß er ihn seinem Vater wider alles Recht und Billigkeit keines weges vorenthalten und sich dieserhalb mit Uns nicht entzweyen könnte.

Da unsere Abgesandten bey ihrer Ankunft zu Neapolis Verlangen getragen hatten, ihm Unsern eigenhändig geschriebenen Brief zu überreichen, meldeten sie Uns, daß er sie nicht habe wollen vor sich kommen lassen; sondern daß der kaiserliche Vicekönig Mittel gefunden hätte, da er ihn zu sich gebeten, sie ihm darauf wider seinen Willen vorzustellen.

Er nahm zwar unsern Brief an, welcher unsere väterliche Ermahnung, und die Drohungen des Fluchs in sich enthielt, aber ohne die geringste Lust zur Rückkehr zu bezeigen, auch brachte er sehr viele Unwahrheiten und Verläumdungen wider Uns vor, als wenn er wegen der großen Gefahr, die er von Uns zu befürchten hätte, weder zurückkommen könnte noch wollte, vorgebend, daß ihm der Kaiser versprochen, ihn nicht nur gegen Uns zu vertheidigen und zu beschützen, sondern so gar, auch wider Unsern Willen, mit gewaffneter Hand auf den russischen Thron zu setzen.

Da unsere Gesandten diese schlechte Neigung sahen, so wandten sie alle nur ersinnliche Mittel an, ihn zur Rückreise zu vermögen: sie baten ihn, sie erhoben wechselsweise unsere Gütigkeitsvolle Versicherungen gegen ihn, und unsere Ahndungen

gen

gen im Fall der Widerspenstigkeit, und setzeten hinzu, daß Wir ihn mit Gewalt von dar würden weg nehmen: sie stelleten ihm vor, daß sich der Kaiser um seinetwillen in keinen Krieg mit Uns würde einlassen wollen, und macheten ihm allerley Vorstellungen mehr.

Er gab aber allen dem kein Gehör, und bequemete sich keinesweges, zu Uns zurückzukommen, bis der kaiserliche Vicekönig, da er endlich seine Hartnäckigkeit sah, ihm im Namen des Kaisers zu verstehen gab, daß er wieder zurückkehren müßte, und ihm eröffnete, daß der Kaiser ihn nach keinem Rechte Uns vorenthalten; noch bey gegenwärtigem Kriege mit dem Türken, als auch in Italien mit dem Könige von Spanien, noch auch ihm zu Gefallen sich mit Uns Händel zuziehen könnte.

Als er sah, daß diese Sache einen solchen Lauf nahm, und als er fürchtete, daß er Uns wider Willen ausgeliefert werden möchte, machete er sich zur Rückreise zu Uns fertig, und that es Unsern Abgesandten, wie auch dem kaiserlichen Vicekönige zu wissen.

Er schrieb es Uns auch, und erkannte sich für schuldig und strafbar. Die Abschrift seines Briefes ist hier unten mit eingerückt.

Und auf diese Art ist er hier angelanget. Und obgleich jetzund unser Sohn um aller seiner schändlichen Widerspänstigkeiten, die er gegen Uns seinen Vater und Herrn seit so vielen Jahred bewiesen, und hauptsächlich um der Schande willen, die er Uns vor aller Welt durch seine heimliche Flucht und durch die fälschlichen Be-

schuldigungen, welche er wider Uns ausgesprenget, gemachet hat, da er Uns für einen unmenschlichen Vater ausgegeben; und ob er gleich wegen seiner Widersetzung gegen die Befehle seines Oberherrn das Leben verwürket hat, so hat Uns dennoch unsere väterliche Zärtlichkeit gegen ihn zum Mitleiden beweget, und verzeihen Wir ihm seine Verbrechen, da Wir ihm alle Strafe dieserhalben erlassen.

Wenn Wir aber seine Unwürdigkeit und den ganzen Lauf seines unordentlichen Lebenswandels, wie er oben beschrieben worden, in Betrachtung ziehen, so können Wir ihn mit gutem Gewissen nach Uns den russischen Thron nicht besteigen lassen, weil Wir voraussehen, daß er durch seine verderbte Lebensart den Ruhm unserer Nation und das Wohl unserer Staaten gänzlich zernichten würde, welches Wir durch die Gnade Gottes mit unabläßigem Fleiße erworben und befestiget haben; denn es ist jedem kund und offenbar, wie viel es uns gekostet, und wie mit großer Mühe Wir nicht nur die Provinzen, welche sich der Feind von unserm Reiche angemaßet hatte, wieder erlanget, sondern auch aufs neue verschiedene Städte und ansehnliche Länder erobert haben, und mit welcher Sorgfalt Wir zum Ruhme und Nutzen der Nation und des Reichs Unsere Völkerschaft in allen Arten von Kriegs- und bürgerlichen Wissenschaften haben unterrichten lassen.

Allein, da Wir unsere Staaten und getreue Unterthanen in einen weit unglücklichern Zustand setzen würden, als der vormalige war, darinnen

sie

sie sich befanden, wenn Wir einen solchen Thronfolger hinterließen, so haben Wir, damit Wir einem dergleichen Uebel vorbeugen möchten, Unsere Einrichtung darnach getroffen.

Also aus väterlicher Gewalt, kraft welcher so gar ein jeder von Unsern Unterthanen, nach denen Rechten Unseres Reichs einen Sohn enterben, und die Erbschaft einem andern von seinen Söhnen, welchem er will, zu Theil geben kann.

Und als suverainer Fürst erklären Wir in Betracht der Wohlfarth unserer Staaten, unsern benannten Sohn, Alexei um seiner Verbrechen und Unwürdigkeit halber der Nachfolge nach Uns auf Unsern russischen Thron verlustig, wenn auch gleich nach Uns kein einziger aus unserer Familie mehr am Leben wäre.

Und Wir setzen und erklären zu unserm Nachfolger auf erwähnten Throne Unsern zweyten Sohn Peter, ob er gleich noch jung ist, weil kein älterer Erbe vorhanden ist.

Wir geben hiermit Unsern obbemeldten Sohn Alexei unsern väterlichen Fluch, wenn er jemals, zu welcher Zeit es immer seyn mag, auf nur besagte Thronfolge Ansprüche machet, oder darnach trachtet.

Verlangen auch von Unsern getreuen Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes, eines jeglichen andern Standes, und der ganzen russischen Nation, daß sie nach Unserm Willen Unsern genannten Sohn Peter, welcher von Uns zur Thronfolge ist ernannt worden, als den rechtmäßigen Reichserben erkennen und ansehen sollen;

und

und daß sie gegenwärtiger Verordnung gemäß alles mit einem Eide vor dem heiligen Altare bey dem heiligen Evangelio mit Küssung des Kreutzes bestätigen sollen.

Und alle diejenigen, welche sich irgend zu einer Zeit, wenn es auch sey, unserm gegenwärtigen Willen widersetzen werden, und welche von nun an sich unterfangen werden, unsern Sohn Alexei als den Thronfolger anzusehen, oder ihm zu dem Ende hülfliche Hand zu leisten, erklären Wir für Verräther gegen Uns und das Vaterland. Und haben Wir befohlen, daß gegenwärtiges überall kund gemachet und ausgebreitet werde, damit sich niemand mit der Unwissenheit entschuldigen möge. Gegeben zu Moscau den dritten Februar 1718. a. St.

Eigenhändig unterschrieben, und mit Unserm Insiegel besiegelt.

Abschrift des Briefes welchen der Czarowitz eigenhändig geschrieben.

Allergnädigster Herr und Vater,

Ich habe durch die Herren Tolstoi und Romanzof den allergnädigsten Brief erhalten, welchen Eure Majestät mir zu schreiben, die Gütigkeit gehabt, darinnen Sie mich versichern, daß Sie mir aufrichtig das Verbrechen verzeihen, dessen ich mich schuldig gemachet habe, da ich ohne Erlaubniß aus Dero Staaten gegangen bin. Ich danke Ihnen dafür mit thrä-

thränenden Augen, und erkenne mich der Verzeihung für unwürdig, die Sie mir so großmüthig angedeihen lassen. Ob ich gleich alle Arten der Strafen verdienet habe, so flehe ich dennoch Dero Gnade an, und bitte Ew. Maj. alle meine Verbrechen zu vergessen. Ich verlasse mich auf Dero gnädige Versicherungen, und da ich mich völlig in Dero Willen ergebe, so reise ich mit nächstem Tage von Neapolis ab, um mich zu Ew. Maj. nach St. Petersburg nebst denen, so Ew. Majestät abgesandt haben, zu begeben. Allerunterthänigster und unwürdiger Knecht, welcher nicht verdienet sich Sohn zu nennen, Alexei. Zu Neapolis den 4. Oct. 1717.

Abschrift des Eides, welchen der Czarowitz Alexei Petrowitz abgeleget.

Eidliche Zusage.

Ich hier oben benannter verspreche bey dem heiligen Evangelio, daß wie ich um des Verbrechens willen, welches ich gegen Seine Czarische Majestät, meinen Vater und Herrn begangen, so wie es in seinem Schreiben ausführlich angezeiget worden, und durch mein Verschulden, von der Folge auf dem russischen Throne ausgeschlossen werde. Also erkenne ich diese Ausschließung für gerecht, als solche, die ich durch mein Verbrechen und Unwürdigkeit verdienet habe; und verbinde ich mich und schwöre bey dem allmächtigen dreyeinigen Gott, als dem höchsten Richter, daß ich mich dem väterlichen Willen in allem unterwerfen, nach dieser Thronfolge niemals trachten, weder darauf Ansprüche machen, noch dieselbe unter keinerley Vorwande annehmen will; und erkenne ich meinen Bruder den Czarowitz Peter Petrowitz

67-160-1
8-1-66
Jantz

trowitz für den rechtmäßigen Thronfolger; hierauf küsse ich das heilige Kreuz und unterschreibe gegenwärtiges mit meiner eigenen Hand.

Vom Czarowitz Alexei eigenhändig unterzeichnet.

Eidesformul, welche alle Unterthanen abgeleget haben und ablegen sollen.

Ich gelobe bey dem heiligen Evangelio an, und erkenne aus dem Schreiben unsers allerdurchlauchtigsten Czars und Kaisers aller Reußen, daß Dero Sohn Alexis Petrowitz aus sehr wichtigen Ursachen der besagten russischen Thronfolge mit Recht entsetzet und verlustig erkläret worden, worzu der zweyte Sohn Seiner kaiserlichen Majestät, der Durchlauchtige Prinz Peter Petrowitz ist beruffen worden; dieserhalben schwöre ich bey den drey Mächten, welche den dreyeinigen Gott loben, daß ich die Berufung Seiner Czarischen Majestät für wahrhaftig, und den durchlauchtigen Prinz Peter Petrowitz für den rechtmäßigen Erben besageten Thrones aller Reußen erkannt habe und erkenne, ihm bey allen Vorfällen gehorsam zu seyn, und mein Leben für ihn zu wagen wider alle diejenigen, welche ihm zu wider seyn könnten, ohne ihn jemals zu verlassen.

Wider den Prinz Alexei Petrowitz.

Ich schwöre bey dem heiligen Evangelio besageten Alexei Petrowitz auf keinerley Weise und zu keiner Zeit, noch auf irgend einige Anträge zur Erbschaft des benannten Thrones zu verhelfen, niemals auf seiner Seite zu seyn, noch ihm hülfliche Hand zu leisten, und hierüber, wie oben gesaget worden, schwöre ich als Christ bey dem heiligen Richterstuhle Gottes auf das heilige Evangelium, ihm niemals beyzustehen. Zu dessen Beglaubigung küsse ich das heilige Kreuz und unterschreibe mich eigenhändig.

Ende des zweyten Bandes.

E
764
D939
V. 1-2

L